

# ***ALLTAG IM RHEINLAND***

Mitteilungen der Abteilungen Sprache und Volkskunde  
des LVR-Instituts für  
Landeskunde und Regionalgeschichte

–

Eine Jahressgabe für die ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen  
und Mitarbeiter

2011

Redaktion:

Georg Cornelissen, Alois Döring, Dagmar Hänel

[www.rheinische-landeskunde.lvr.de/sprache](http://www.rheinische-landeskunde.lvr.de/sprache)  
[www.rheinische-landeskunde.lvr.de/volkskunde](http://www.rheinische-landeskunde.lvr.de/volkskunde)

© LVR-Institut für Landeskunde  
und Regionalgeschichte, Bonn 2011

## ALLTAG

### Alltag im Dorf

Beginn eines interdisziplinären  
Langzeitprojektes am ILR 6  
von Georg Cornelissen und  
Dagmar Hänel

### „Wochenend und Sonnenschein ...“

Erste Ergebnisse des ILR-Schreibaufrufs  
„Sonntag“ 10  
von Dagmar Hänel

## DIALEKT IM DORF

**Vom Ende des Mittelalters** 14  
Dialekte im Dorf  
von Georg Cornelissen

### Dialekt und Standardsprache in einem Eifeldorf 22

Ergebnisse einer empirischen  
Untersuchung in Mutscheid  
von Monika Grömping

## ESSEN

**Bittere und süße Gedanken -  
Essen und Heimat** 36  
von Johannes J. Arens

### Vom Lebensmittelpunkt zum Hobby?

Die Sprache der Küche 44  
von Dagmar Hänel

### Massenverpflegung im frühen 19. Jahrhundert 56

von Berthold Heizmann

## UMGANGSSPRACHE

### Alles ist reflexiv 68

Reflexiv gebrauchte Verben in der  
rheinischen Umgangssprache  
von Peter Honnen

## GEISTER

### „Böse Geister vertreiben“ 76

Entmythologisierung tut not!  
von Alois Döring

### Halloween 2010: (K)eine Gefahr?! 86

Eine empirische Studie zu einem  
„neuen“ Brauchphänomen in Bonn  
und der Eifel  
von Katja Hahn, Anna Palm,  
Julia Pedak und Corinna Schirmer

## SPRACHRÄUME

### Bönnsch, Kölsch und Eifeler Platt aus Wormersdorfer Sicht 100

von Katharina Rempel

**Wo, bitte, ist das Rheinland?** 108  
 Die Wahrnehmung des deutschen  
 Sprachgebiets durch Bonner Studenten  
 von Charlotte Rein

Von Angenendt bis  
 Seegers/Zeegers 132  
 WALD: Band 9 133

Kulturhistorische Rettungsaktion.  
 Mundart in Trier 134

**HÜNXE**

**Hünxe - „Pilot“  
 im Dorf-Projekt des ILR** 118  
 von Dagmar Hänel und  
 Georg Cornelissen

So viele Namen ... 135  
 Die Ortsnamen des Kreises Düren

Keine Lachpillen! 137  
 Erzählungen, Volkslieder und  
 Tänze aus Mönchengladbach

**Benninghoff** 122  
 Ein Hof- und Familienname  
 aus Hünxe  
 von Georg Cornelissen

Dem Licht entgegen. 138  
 Winterbräuchen auf der Spur

FußballVereinsFamilie  
 Rot-Weiß Oberhausen 139

Kulturelles Erbe 141

**TIPPS UND TERMINE**

**HINGEHEN**

**LESEN**

Hinterlassenschaften. 142  
 Was von Menschen und Zeiten bleibt

Neuer Aachener Sprachschatz 128

Wasserwege 143

Erst schmökern, dann essen. 129  
 Das Lexikon der rheinischen Küche

Schöne kleine Welt. 144  
 Traumstuben im Kinderzimmer

Eifel-Alltag 130

Ab in die Tonne! 145  
 Kulturgeschichte des Abfalls  
 im Bergischen Land

Sprachliche Vielfalt in räumlicher  
 Verbreitung 131

50 Jahre Eröffnung des 146  
 LVR-Freilichtmuseums Kommern

**KUCKEN**

„Wo’s klappert, stampft  
und hämmert ...“  
Mühlenregion Rheinland 148

Süße Früchtchen. 149  
Obstbau im Neuwieder Becken

Aus Sand gebaut. Quarzsand -  
ein rheinischer Rohstoff  
aus Frechen 150

Gesprochene Bilder.  
Mundart im Film 150

**GETAGT**

Bauernhöfe und Bauernleben 152

Fest - Brauch - Event.  
Regionale Kultur zwischen  
Tradition und Moderne 152

Heimat - Museen - Zukunft. 153  
Perspektiven regionalgeschichtlicher  
Sammlungen und Ausstellungen

Mahlzeit. Zur kulturellen  
Bedeutung des Essens 154

Begegnung mit den  
Heiligen Drei Königen  
Jahrestagung der Landesgemeinschaft  
der Krippenfreunde in Rheinland und  
Westfalen e.V. 155

**SURFEN**

Wort des Monats 156

**MITMACHEN**

*Wie sagen Sie auf Platt zu...* 157  
Dialektfragebogen 9 -  
Bitte um Mitarbeit

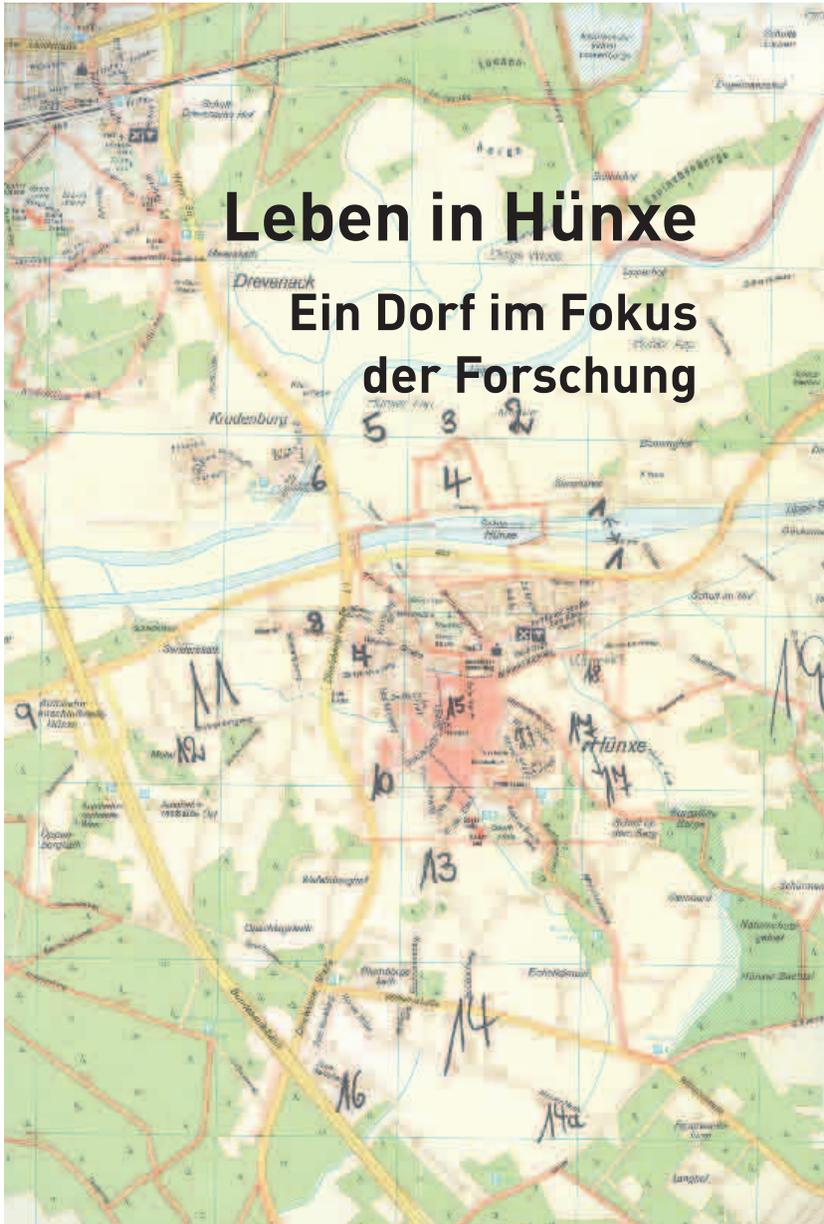
**NEUE LITERATUR** 158

**BILDNACHWEIS** 162

**IMPRESSUM** 164

# Leben in Hünxe

## Ein Dorf im Fokus der Forschung



# Alltag im Dorf

von Georg Cornelissen und Dagmar Hänel



*Landschaft bei Hünxe am Niederrhein.*

Dörfer – die gibt es nicht mehr. Jedenfalls nicht in Nordrhein-Westfalen. Im Zuge der letzten kommunalen Neuordnung 1975 wurden kleinere Siedlungseinheiten, die in der Vergangenheit als „Dorf“ klassifiziert waren, mit benachbarten Siedlungen zu „Gemeinden“ zusammengeschlossen.<sup>1</sup> Damit verschwand das Dorf aus der Kommunalverwaltung, nicht aber aus den Köpfen der Menschen und auch nicht aus der

alltäglichen Lebensrealität im ländlichen Raum.<sup>2</sup>

Was hat das für Folgen? Wie leben eigentlich die Menschen in den kleinen Ortschaften des ländlichen Raums im Rheinland? Was passiert mit ihren Traditionen, Bräuchen, mit ihrer Sprache?

Um diesen Fragen nachzugehen, haben die Abteilungen Sprache und Volkskunde des

1 Vgl. Sabine Mecking/Janbernd Oebbecke (Hg.): Zwischen Effizienz und Legitimität. Kommunale Gebiets- und Funktionalreformen in der Bundesrepublik Deutschland in historischer und aktueller Perspektive (= Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 62). Paderborn 2009.

2 Vgl. Paul Hugger: Volkskundliche Gemeinde- und Stadtforschung. In: Rolf Wilhelm Brednich (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Dritte, überarbeitete und erweiterte Auflage, Berlin 2001, S. 291-309.

LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte ein Langzeitprojekt initiiert. Gemeinsam wollen wir das Leben in den Dörfern im Rheinland untersuchen, dabei die Menschen, ihren Alltag und ihre Sprache kennen lernen.

## Leitfragen

Die Leitfragen, die unser Projekt strukturieren, sind komplex:

- Wie gestalten und bewältigen Menschen ihren Alltag im ländlichen Raum des Rheinlandes?
- Welche sozialen, sprachlichen, räumlichen und zeitlichen Konfigurationen bilden Rahmungen für spezifisch „dörfliche“ Kulturen?
- Wie werden „Dorf“ und „Gemeinschaft“ in Sprache, Symbolen und Ritualen repräsentiert, wie zum „Anderen“ – dem Fremden, dem Städtischen, zur Natur, zum Nachbardorf – abgegrenzt?
- Welche Bilder vom dörflichen Leben werden als mentale Konzepte hergestellt, tradiert und transformiert, welche funktionalen Bezüge haben sie?
- Wie werden Konzepte von Identitäten (räumliche, sprachliche, soziale, kollektive) hergestellt, repräsentiert und tradiert?

Im Mittelpunkt stehen dabei die tatsächlichen Lebensvollzüge der Menschen im ländlichen Raum.<sup>3</sup> Mit einem Blick in die Vergangenheit des Dorflebens werden die gravierenden Veränderungen im Alltag seit Ende des Zweiten Weltkrieges offenkundig.

<sup>3</sup> Vgl. Wolfgang Kaschuba: Einführung in die Europäische Ethnologie. 2. Aufl. München 2003; Albrecht Lehmann: Bewusstseinsanalyse. In: Silke Göttsch/Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001, S. 165-186.

Damit regt die Studie an zu einem offenen Diskurs zur Gestaltung dieses Wandlungsprozesses hinsichtlich nachhaltiger und zukunftsfähiger Entwicklungen im ländlichen Raum.

## Ein Workshop

Am 20. 5. 2011 fand in den Räumen des ILR ein Workshop statt, in dem die Projektverantwortlichen ihre Ziele und Methoden zur Diskussion stellten. Außer den Kollegen und Kolleginnen aus den verschiedenen ILR-Abteilungen nahmen auswärtige Fachleute daran als Referenten bzw. Diskutanten teil.

Gekommen waren:

Anette Schneider (Halle)

Manfred Seifert (Dresden)

Jan Wirrer (Bielefeld)

Ludwig Zehetner (Regensburg) als Referenten

und Gerhard Augst (Gießen)

Sophie Elpers (Amsterdam)

Helmut Groschwitz (Bonn) als Diskutanten.

Projektleiter und Projektleiterin waren von dem freundschaftlich-offenen Austausch sehr angetan und mit dem wissenschaftlichen Ertrag der Veranstaltung äußerst zufrieden.

## Langzeitprojekt

Die Studie ist als interdisziplinäres Langzeitprojekt angelegt und soll im Laufe der ersten fünf Jahre erste relevante Ergebnisse liefern. Sprachwissenschaftliche und kultur-



*Hünxe 2011.*

anthropologische Zugänge werden über methodische Aspekte sowie über gemeinsame Leitperspektiven verknüpft: Die Frage nach kulturellem und sprachlichem Wandel, nach Transformationsprozessen und Tradierungen sowie die Bedeutung kultureller und sprachlicher Elemente zur Identitätsstiftung bilden die verbindenden Kategorien zwischen den Disziplinen.

Den Projektverantwortlichen ist sehr daran gelegen, dass die Ergebnisse nicht nur der wissenschaftlichen Fachwelt, sondern auch den Einwohnern und Einwohnerinnen der beteiligten Dörfer zugänglich gemacht werden. Das soll durch geeignete Veranstaltungen vor Ort (Vortragsveranstaltungen, Filmvorführungen, Ausstellungen...), in Druckwerken und durch Beiträge auf der ILR-Homepage erfolgen.



*Hünxe 2010.*



*Die Projektleiter: Dr. Dagmar Hänel (li.) und Dr. Georg Cornelissen (re), dazwischen Karl Neuköther.*

## Dörfer

Für die erste Projektphase wurde das Dorf Hünxe ausgesucht. Auf die Dauer werden immer mehr Orte, ausgewählt nach geographischen und inhaltlichen Kriterien, hinzukommen.

Dabei ist nicht daran gedacht, alle Fragestellungen in allen Dörfern jeweils vollständig oder auch nur in gleicher Gewichtung zu behandeln. Es wird vielmehr auf eine durchdachte Auswahl jeweils interessanter und aussagekräftiger Aspekte ankommen.<sup>4</sup>

---

<sup>4</sup> So wurde auch im Rahmen des groß angelegten Projekts zur Stadtsprache Mannheims vorgegangen; vgl. Werner Kallmeyer (Hg.): Kommunikation in der Stadt. Teil 1: Exemplarische Analysen des Sprachverhaltens in Mannheim (= Schriften des Instituts für deutsche Sprache, Bd. 4.1). Berlin, New York 1994.

## Das Pilotprojekt in Hünxe am Niederrhein

In Hünxe, einem Dorf am unteren Niederrhein zwischen Wesel und Oberhausen, wurden 2010 die ersten Erhebungen durchgeführt. Mehr dazu finden Sie in einem eigenen Beitrag in diesem Heft (s. S. 118).

## Mehr

Weitere Beiträge zum Fortschritt des Projekts wird das Heft 2012 enthalten. –

Neues finden Sie auch auf unserer Projekt-homepage:

[http://www.rheinische-landeskunde.lvr.de/projekte/projekte\\_laufend/dorfprojekt/](http://www.rheinische-landeskunde.lvr.de/projekte/projekte_laufend/dorfprojekt/).

# „Wochenend und Sonnenschein ...“

Von Dagmar Hänel

Ganz so sonnig war es nicht am Sonntag, dem 26. September 2010. Es war eher wechselhaft, in den meisten Regionen des Rheinlandes gab es Regenschauer, in Bonn beispielsweise blieb dieser Tag überwiegend grau. Trotzdem – oder vielleicht gerade deshalb – hat sich eine ganze Reihe von Rheinländerinnen und Rheinländern daran gemacht, diesen Tag zu beschreiben. Fast 200 Zuschriften erhielten wir auf unseren Schreibaufwurf, der in „Alltag im Rheinland 2010“ und in einigen anderen Medien erschienen war.

Die Berichte waren sehr unterschiedlich: von kurzen Notizen wie „Am Sonntag gehe ich morgens zur Kirche“ oder auch „Gartenarbeit“ über tabellarische Aufstellungen (vom Aufstehen bis Anne Will) bis hin zu mehrseitigen Texten, in denen die Verfasser geradezu philosophisch die Bedeutung des Sonntags erläutern, war alles dabei. Auch Fotos wurden mitgeschickt.

Geschrieben haben sowohl Frauen als auch Männer, die Geschlechter waren hierbei fast gleichauf, allerdings mit leichtem Vorsprung für die Frauen. Deutlicher war die Verteilung der Altersgruppen: zwischen 60 und 85 Jahren ist der größte Teil der Berichterstatter alt. Die nächstgrößte Gruppe waren Kinder, denn zwei komplette Schulklassen haben sich an unserem Schreibaufwurf beteiligt – an dieser Stelle ein großes Dankeschön an die Klasse 3a der HCA-

Schule in Leverkusen und die Klasse 8f der Kurfürst-Balduin-Realschule in Wittlich! Weniger vertreten waren Menschen zwischen 25 und 45 Jahren. Dieses Ergebnis ist auch verständlich. Die Berichte von Menschen im jüngeren Erwachsenenalter oder von Familien mit Kindern, die uns doch erreicht haben, zeigen, dass diese oft einen sehr ausgefüllten Sonntag haben: Ausflüge und Museumsbesuche, Besuche bei den Großeltern – all diese Unternehmungen lassen wenig Zeit, auch noch ein Protokoll für die Forscher der ILR zu schreiben.

Deutlich wird aber, dass der Sonntag für viele gerade jüngere Familien als ausgesprochener Familientag genutzt wird. So berichtet eine Autorin (27 Jahre alt) vom morgendlichen gemütlichen Kuschneln mit den Kindern (3 Jahre, 1½ Jahre), vom gemeinsamen Spielen mit Bauklötzen und einem nachmittäglichen Besuch bei Freunden mit Waffelessen und Spielplatzbesuch.

Berufstätige nutzen den Sonntag oft als „Haushaltstag“, wie uns Frau F., 30 Jahre alt, schreibt: „Die ganze Woche blieb der Haushalt liegen, also wird gesaugt, aufgeräumt, gespült, werden wichtige Dokumente sortiert, eine „To-Do-Liste“ für die kommende Woche erstellt.“ Daneben steht aber auch Erholung und Regeneration an, das oftmals einfach durch „Ausschlafen“. Der Verzicht auf den Wecker ist für viele Menschen ein echter Luxus, der den Sonntag ausmacht.

Auch ältere Menschen, die sich selbst als Frühaufsteher bezeichnen, genießen es, am Sonntag eine halbe Stunde länger im Bett zu bleiben.

Auffällig ist, dass viele Zuschriften vom sonntäglichen Kirchgang berichten. Für so manchen Autor ist der Kirchgang das zentrale Sonntagsereignis – und wird im Bericht auch explizit so betont. Andere Berichte weisen darauf hin, dass der Sonntag keine besondere Stellung in der Woche einnimmt – das sind allerdings eher Einzelfälle. Die bei einer deutlichen Mehrheit der Berichte beschriebene Exklusivität des Sonntags macht sich an spezifischen Zeichen fest. Das Essen ist ein solches Zeichen. Besonders das Frühstück, das Sonntagsfrühstück, wird betont. Ein Sonntagsfrühstück wird am liebsten in Gesellschaft eingenommen, mit dem Lebenspartner, der ganzen Familie, mit Freunden. Auch Alleinstehende legen oft Wert auf diese Mahlzeit. Gegessen werden Brötchen (frisch vom Bäcker oder auch aufgebacken), Vollkornbrot, Müsli, Obst, Jogurt – die Geschmäcker sind sehr unterschiedlich. Für viele gehört ein Ei dazu, „von Hühnern, die wir kennen“ wie eine Frau aus Bergisch Gladbach schreibt. So mancher genießt am Sonntag das Frühstück „noch im Bademantel“. Und für fast alle ist das zentrale Element des Sonntagsfrühstücks „Zeit“ – es ist eine ausgedehnte, gemütliche Mahlzeit.

Nach den eingegangenen Berichten scheint das Frühstück dem Sonntagsbraten am Mittag inzwischen den Rang abgelaufen zu haben – das Mittagessen wird eher selten beschrieben. Das mag auch den veränderten Tagesabläufen geschuldet sein – wer erst um 9 oder 10 Uhr aufsteht und ausgiebig frühstückt, ist am Mittag wohl selten schon wieder hungrig. Da wird eher das Abendessen nochmal ausführlich zelebriert – oder auch gerade nicht, eine Reihe von Berich-

ten erzählen vom „einfachen“ Käsebrod als Abendmahlzeit.

Das „Sonntagskleid“ spielt nur noch eine sehr untergeordnete Rolle. Nur wenige der eingegangenen Texte betonen, dass zum Sonntag eine besonders schöne Kleidung gehört. Eher im Gegenteil, der Sonntag ist durchaus der Tag, der in legerer Kleidung (wie beim Frühstück im Bademantel) verbracht wird.

Was bleibt als erstes Fazit? Auch heute ist der Sonntag ein besonderer Tag. Er ist weniger formalisiert und festgelegt, sondern wird von den Menschen nach ihren individuellen Bedürfnissen und Wünschen gestaltet. Wer eine anstrengende und stressige Arbeitswoche hinter sich hat, genießt das Ausschlafen und Nichtstun, wer in der Woche wenig Zeit für Hobby oder Sport findet, nimmt sich diese am Sonntag. Natürlich spielt die religiöse Bedeutung des Sonntags noch eine Rolle – ob allerdings der große Anteil der Kirchgänger in unserer Umfrage repräsentativ für eine Bevölkerungsmehrheit ist, muss bezweifelt werden.

Ganz wichtig erscheint aber folgende Beobachtung: Zum Sonntag gehört das Gespräch mit der Familie. Das wird deutlich in den vielen Bemerkungen zum Sonntagstelefonat mit den Kindern, die anderswo leben, mit den Eltern, mit Geschwistern. Das zeigt sehr deutlich, dass unsere Gesellschaft geprägt ist von Mobilität, dass es nicht selbstverständlich ist, über Generationen hinweg am selben Ort zu leben. Das zeigt aber auch, dass die veränderten Lebensrealitäten nicht zu einem Bedeutungsverlust für eine so zentrale soziale Gruppe wie die Familie geführt hat.

*Berichterstatter: Weiblich, Jahrgang 1952, verheiratet.*

Sonntag ... Langsam erwache ich. Heute klingelt kein Wecker. Köstlich, wenn der Sonntagmorgen ganz allmählich anbrechen kann. Blinzeln schaue ich aus dem Fenster. Mein Blick wird von der Birke gefangen, deren Zweige weit ausladend über den Gartenzaun ragen. Der Himmel ist grau - niederrheingrau, geschlossene Wolkendecke.

Die Menschen am Niederrhein lieben ihren grauen Himmel, die ersten Nebel im Herbst, die triefende Nässe auf den dann laublosen Bäumen, aber noch ist es nicht so weit. Nach mäßigem Sommer ist die Sehnsucht auf goldene Oktobertage gerichtet.

Das graue Wolkentuch bricht auf. Feine rosa Streifen werden am Horizont sichtbar. `Morgenrot, Regen droht`, meint dazu der Volksmund. Der Niederrheiner kennt zu jeder Lebenslage mindestens einen Spruch!

Sonntag, der Tag des Herrn. 3. Gebot: Du sollst den Feiertag heiligen. Du wirst den Feiertag heiligen, betont moderne Theologie! Man müsste es an meinem Sonntag ablesen können, dass ich IHM die Ehre gebe. Es gibt viele Tätigkeiten, die ich sonntags ruhen lasse. Keine handwerklichen Arbeiten, kein Graben im Garten, keine Einkäufe, auch wenn die Brötchen sonntags frischer wären, ach ja, und keine Wäsche im Garten (wegen der Nachbarn?)

Meine Gedanken verlieren sich. Der Kirchengang wartet. Ich schwinde die Beine aus dem Bett und trotte ins Bad. Aus der Küche duftet Kaffee, der Eierkocher brummt. Leise pfeift mein Mann vor sich hin. Seine Schritte verraten mir, dass der Frühstückstisch im Esszimmer gedeckt wird, wie immer sonntags - nur sonntags. Eine Extrafreude für mich, denn das gibt mir die Gelegenheit,

mich so an den Tisch zu setzen, dass mein Blick in den Garten fällt.

Noch etwas schlaftrunken sitzen wir uns gegenüber, sehen uns an, genießen den warmen Kaffee und die Brötchen. Heute gibt es sogar Rührei. Wir erzählen ein bisschen, dann verebbt das Gespräch wieder. Jeder hängt seinen Gedanken nach.

Später auf dem Weg zur Kirche, besser angezogen als sonst, niemals im T-Shirt! Der Kirchengang, wichtigstes Ritual des Tages, Quelle für die kommende Woche. Wir treffen auf Freunde und Bekannte. Es ist schön, hier nicht unter Fremden zu sein. Als wir jung waren, waren die Kinder immer dabei. Das ist schon lange vorbei und wir kommen wieder zu zweit.

Die Predigt ist wichtig! Darüber wird man sich nach dem Gottesdienst unterhalten. Am liebsten in der Espressorunde, die Freunde als Ausklang des Gottesdienstes eingerichtet haben. Es geht auch ums Festhalten, nicht sofort auseinander laufen! Das Neueste in der Politik, das letzte Buch, der aktuelle Film im Kino, die anstehende Reise - eine Stunde Zeit, um bei Pralinen und Espresso darüber zu debattieren!

Später auf dem Weg nach Hause. Heute steht kein Besuch an. Also Zeit, um den Tag ein wenig zu verträdeln, viel lesen, irgendwann kochen, mit dankbarem Genuss essen - heute ist die Zeit dafür, kein Termin drängt, keine Verpflichtung. Statt Nachtisch Cappuccino - das Leben ist schön.

Schon Zeit für die Sportschau - aber nur für meinen Mann. Ich finde mich an meinem Lieblingsplatz wieder: mein Schreibtisch, mit Blick auf den Himmel. Beim Nachdenken suchen meine Augen den Baum vor dem Fenster als Ruhepunkt. So kann ich mich am besten sammeln, um das zu tun, was ich am liebsten tue: schreiben.

Heute soll es ein Brief an eine alte Freundin werden, nicht einfach – das Alter hat sie ängstlich gemacht. Ich weiß nur, dass ich ihr eine Freude machen will, der Rest läuft von alleine, die Worte fließen, Gott sei Dank.

Es grüßt dich, deine... Der Brief ist fertig. Wieder wandert mein Blick nach oben in den Himmel, die Abenddämmerung steigt hoch. In der Birke fangen sich die letzten Sonnenstrahlen, ganz oben sitzt ein schwarzer Vogel, sein Schnabel glänzt im Sonnenlicht. Kaum merklich schaukelt der Wind ihn auf den Zweigen hin und her, lautlos fliegt er davon. Sanft bewegen sich die Blätter, als wisperten sie einander etwas zu. Ab und zu nähert sich ein Auto, entfernt sich wieder. Dann wird es still.

Mein Buch wartet. Heute bleibt der Wein in der Flasche, mir ist nicht danach. Ab und zu schaue ich nach draußen. Die Sonne ist längst untergegangen. Schwarz stehen die Bäume nun gegen den Horizont. Scharfe Konturen. Die Nacht wird klar. Beim Zubettgehen werde ich die Sterne betrachten.

Ein ganz normaler Sonntag geht zu Ende ...

# Vom Ende des Mittelalters

von Georg Cornelissen

Der Dialekt war einmal die Sprache, die (fast) jede/r beherrschte. Die einen, weil sie ihn auf dem Schoß der Mutter erlernt hatten, die anderen – die Zugezogenen, zumindest aber ihre Kinder –, weil sie sich den örtlichen Dialekt als Zweitsprache angeeignet hatten. Das war schon im Mittelalter so.

## Erp 1970

### Untereinander wurde Platt gesprochen

Erp (Erfstadt-Erp) liegt etwa 20 Kilometer südwestlich von Köln; zu Beginn der 1970er Jahre lebten dort circa 1700 Menschen. Zwischen 1971 und 1974 führte eine Arbeitsgruppe Bonner Dialektforscher und -forscherinnen unter Leitung von Werner Besch in Erp Sprachaufnahmen für ein Großprojekt durch, das als „Erp-Projekt“ in die Forschungsgeschichte eingegangen ist.<sup>1</sup>

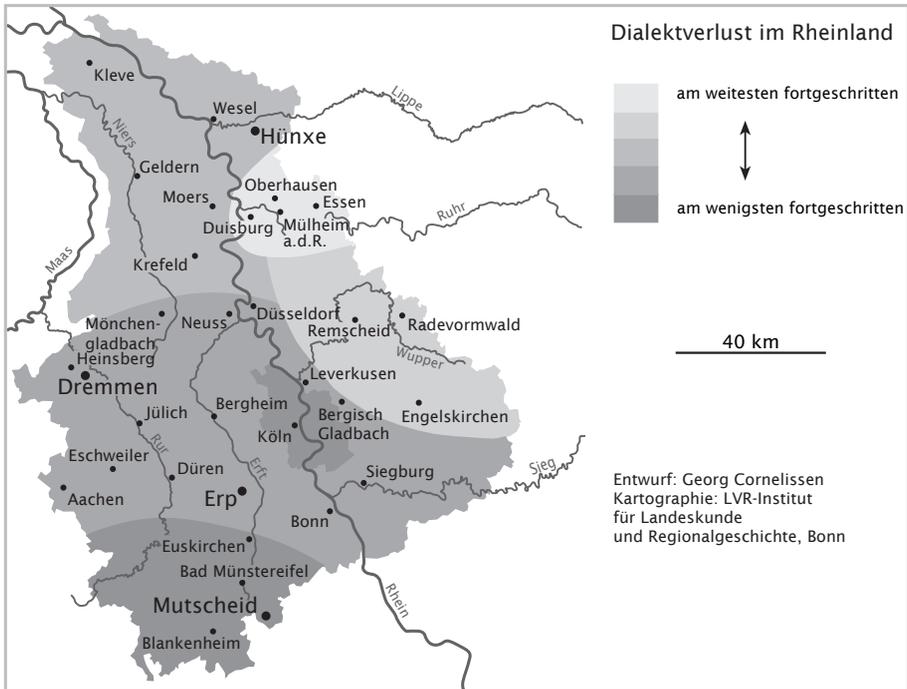
Untersucht wurde das Sprachverhalten der männlichen Einwohner im Alter zwischen 21 und 65 Jahren. Nicht weniger als 142 von ihnen erklärten sich zur Mitarbeit an diesem Projekt bereit. In den Aufnahmesitzungen wurde ihnen, so könnte man vielleicht formulieren, ein linguistischer Fingerabdruck abgenommen. Wie verändert sich die Sprachwahl der Menschen, wenn die Gesprächssituation wechselt? Wann ist in



*Erp.*

einem rheinischen Dorf Dialekt zu hören, wann Standarddeutsch? Wie bewerten die Rheinländer die verschiedenen Sprachformen? So lauteten einige der zentralen Fragen des Erp-Projektes.

<sup>1</sup> s. Besch 1981; Hufschmidt u. a. 1983.



Im so genannten A-Teil der Erhebung wählten die meisten Männer das örtliche Platt. Hier waren sie von den Forschern gebeten worden, sich zu Hause mit einem Erper Gesprächspartner ihrer Wahl zu unterhalten, das Thema der Unterhaltung konnten sie selbst bestimmen. Man war also unter sich. Bei diesem Gespräch lief dann ein Tonbandgerät mit. In vertrauter Umgebung und mit bekanntem Gesprächspartner, das ergab die spätere Analyse der Tonaufnahmen, dominierte im Dorf Erp zu Beginn der 1970er Jahre (noch) der Dialekt.

Der Wechsel der ‚Situation‘ war der methodische Dreh- und Angelpunkt des gesamten Projektes, in dessen B-Teil die Erper Gewährsmänner von einem Mitglied der Bonner Projektgruppe interviewt wurden. Der Wissenschaftler stammte nicht aus Erp, er sprach nicht Dialekt, und das Thema wur-

de vorgegeben: Die Erper wurden nun zu ihrem beruflichen Werdegang und zu ihrer Arbeitssituation befragt. Auch das Interview wurde mit dem Tonbandgerät dokumentiert.

In den Jahren 1992/1993 ging der junge Bonner Sprachforscher Martin Kreymann zurück nach Erp; er gehörte, wie das Projektteam in den 70er Jahren, dem Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an. In Erp befragte er für seine Dissertation unter anderem fünf Mädchen und Frauen, die zwischen 1954 und 1979 geboren waren und deren Väter 20 Jahre vorher zu den Gewährsleuten des Erp-Projektes gehört hatten.<sup>2</sup> Beide Gruppen, Väter und Töchter, unterzogen sich dabei auch einem Dialektttest, bei dem die Väter jeweils bes-

<sup>2</sup> s. Kreymann 1994.

ser abschnitten. – Ein, wenn man so will, umgekehrtes Ergebnis erbrachte die Auswertung der mitgeschnittenen Interviews, die Martin Kreymann mit Töchtern und Vätern zum Thema Sprachgebrauch und Spracheinstellungen führte: stets entsprach das Deutsch der Erperinnen mehr der standardsprachlichen Norm als die Sprache, die ihre Väter benutzten!

Auf der Karte zum Dialektverlust im Rheinland liegt Erp wie Aachen oder Siegburg in der Region, die von mir auf den „zweiten Platz“ gesetzt wurde. Weiter südlich, in der Eifel und damit auch in Mutscheid, dürfte der Dialekt am Anfang der 70er Jahre noch etwas stabiler gewesen sein.

### Mutscheid 1984 (I)

#### **Als (fast) alle noch den Dialekt beherrschten**

Das Eifeldorf Mutscheid liegt ganz im Süden Nordrhein-Westfalens. Im Dezember 1984, als Monika Grömping dort ihre dialektologische Untersuchung durchführte, gehörte das Dorf (wie noch heute) zur Stadt Bad Münstereifel. In den Ergebnissen dieser Befragung tritt uns zum wohl allerletzten Mal ein vom Dialekt geprägtes Dorf des Rheinlands entgegen. Eine Zusammenfassung der Examensarbeit Monika Grömpings wurde 1990 veröffentlicht;<sup>3</sup> sie wird im vorliegenden Heft wieder abgedruckt (s. S. 22).

Nicht weniger als 50 von 75 Befragten bejahten die Frage: „Können Sie Mutscheider Platt sprechen?“ „Mehr oder minder verstehen (passive Dialektkenntnis) können bis auf zwei Ausnahmen alle Dorfbewohner das Mutscheider Platt“ (Grömping 1990, S. 28/29).

<sup>3</sup> s. Grömping 1990.



*Mutscheid.*

Monika Grömpings Ergebnisse unterstreichen auch, dass sich Zugezogene oftmals den Dialekt Mutscheids zueigen gemacht hatten: „Fast alle am Ort Geborenen beherrschen aktiv die Mundart. Ebenso sind bis auf zwei Sprecher alle Gewährspersonen, die länger als 20 Jahre in Mutscheid leben, dialektkompetent. Der lebensgeschichtliche Zeitpunkt des Zuzugs wirkt sich dahingehend aus, daß in der Gruppe der bis zum 30. Lebensjahr Zugezogenen die Dialektkompetenten gegenüber den Nur-Hochdeutschsprechern überwiegen (14 – 6). Der Einfluß der Herkunft zeigt sich in dem Umstand, daß alle 12 aus der näheren Umgebung stammenden Sprecher die Mundart aktiv beherrschen“ (Grömping 1990, S. 30).

Menschen, die nur Hochdeutsch (und vielleicht die regionale Umgangssprache) beherrschten, waren damals in Mutscheid noch eine Minderheit.

## Mutscheid 1984 (II)

**Dialekt sprechen im Dorf –  
je nach Situation**

Monika Grömping hat die Menschen in ihrem Heimatdorf Mutscheid sehr detailliert danach gefragt, wann sie denn nun Dialekt sprechen und wann nicht. Dabei hat sie ihnen insgesamt 21 verschiedene Gesprächssituationen vorgegeben. Für die Wahl des Dialekts, so das Ergebnis ihrer Analysen, seien folgende Merkmale entscheidend: Die Dialektkompetenz des Gesprächspartners oder der Gesprächspartnerin, ferner die „Bekanntheit“, das Maß an „Informalität“ und „Privatheit“ der Situation sowie die „vertraute Umgebung“. Wer sich in einer bestimmten Situation für das Hochdeutsche entscheidet, orientiert sich an folgenden Kriterien: Am Hochdeutschen des Gesprächspartners, an der „Fremdheit“, der „Öffentlichkeit“ bzw. dem Formalitätsgrad der Situation und an dem Umstand, ob das Gespräch im eigenen Dorf oder anderswo geführt wird; ein letztes Kriterium bezeichnet sie als „funktionales Beziehungsverhältnis“ (Grömping 1990, S. 33).

In den Familien Mutscheids war der Dialekt 1984 erkennbar auf dem Rückgang. Eine der Ursachen dafür entdeckt Monika Grömping darin, „daß in zunehmendem Maße – aufgrund der größeren räumlichen Mobilität der Dorfbewohner – die Ehepartner nicht mehr aus der näheren Umgebung stammen. Darüber hinaus ist bei Fremdkontakten die Standardsprache heute die vorherrschende Sprachlage, die dann häufig beibehalten wird, auch wenn der ‚Fremde‘ zum Ehepartner wird. Ein weiterer wichtiger Grund ist in dem seit Anfang bzw. Mitte der 60er Jahre zu beobachtenden veränderten Erziehungsverhalten der Eltern zu sehen, die ihre Kinder primär standardsprach-

lich zu erziehen bemüht sind“ (Grömping 1990, S. 33).

In dem ostfriesischen Dorf Campen hat Gertrud Reershemius 1998 eine Befragung zum Dialekt durchgeführt. Campen liegt an der Nordsee, etwa 15 Kilometer von Emden entfernt. „Wie die meisten dörflichen Gemeinschaften in Europa befindet sich auch Campen in einem fundamentalen Strukturwandel [...]. Vor noch weniger als fünfzig Jahren bildete Campen wie jedes andere Dorf der Region eine ökonomische Einheit, in deren wirtschaftlichem Zentrum sieben landwirtschaftliche Betriebe standen. Die wenigen Dorfbewohner, die nicht als Landarbeiter beschäftigt waren, arbeiteten als Handwerker oder Dorfschiffer“ (Reershemius 2002, S. 164).

Wie Monika Grömping auch erkundigte sich Gertrud Reershemius nach den Sprachkenntnissen und nach dem tatsächlichen Sprachverhalten in verschiedenen Situationen. Die Domänen des niederdeutschen Dialekts sind in Campen die Gespräche in den Familien, im Freundeskreis sowie mit den Nachbarn. „Eine gewisse Rolle spielt das Niederdeutsche nach wie vor noch in halbformellen Zusammenhängen wie z. B. Einkaufsladen, Gasthaus, Schulhof oder Arbeitsplatz“. Doch an dieser Stelle wird es haarig. „Gerade diese Domänen spielen aber im Dorfleben eine immer geringere Rolle: Die Leute arbeiten außerhalb, im Dorf gibt es weder ein Gasthaus noch einen Einkaufsladen [...]. Die nachbarschaftliche Kommunikation ist reduziert, weil viele Dorfbewohner tagsüber abwesend sind“ (Reershemius 2002, S. 175).

Der Dialekt – als Sprache des Dorfes – findet so immer weniger statt.

### Dremmen 1976-1991

#### Dialektverlust im Dorf

Das Dorf Dremmen gehört heute zur Stadt Heinsberg und damit auch zum gleichnamigen Kreis im Westen des Rheinlands (s. Karte). „Seit der frühen Neuzeit gab es in Dremmen ein starkes außer- und halb bäuerliches Bevölkerungselement. Der Anteil der bäuerlichen Bevölkerung betrug um 1800 noch ein Drittel, verringerte sich bis 1905 auf 18,1 % und ist heute [1992] unbedeutend“ (Gillessen 1992, S. 278).

Leo Gillessen hat in Dremmen im Abstand von 15 Jahren zweimal Menschen nach ihrer Dialektkompetenz und ihrer Dialektverwendung im Alltag befragt: 1976 und 1991. Da er für die zweite Erhebung Gewährspersonen gesucht hat, die jünger waren als die 15 Jahre zuvor befragten, treten im Vergleich der jeweiligen Ergebnisse so-

wohl Entwicklungen zwischen den beiden Erhebungszeitpunkten als auch generationenabhängige Differenzen zutage.

Schon 1976 konnte Leo Gillessen beobachten, dass mit den Kindern kaum noch Platt gesprochen wurde: „Als besonders signifikant erscheint in allen Gruppen das Gefälle der Mundartfrequenz von der Erwachsenenkommunikation zu der zwischen Eltern und Kindern; nur sechs der 40 GP [Gewährspersonen] sprechen mit ihren Kindern ebenso häufig Dialekt wie mit dem Ehepartner“ (Gillessen 1992, S. 280). Lediglich neun von 40 Befragten vertraten die Ansicht, „daß Kinder Dialekt sprechen sollten, und entsprechend hoch ist die Zahl der GP, die einen negativen Einfluß der Mundart in der Schule (29) und im Beruf (24) erwarten“ (Gillessen 1992, S. 283).

Die 20 im Jahr 1991 befragten Dremmener und Dremmenerinnen waren damals zwischen 18 und 35 Jahre alt. Bei 16 von ihnen

*Dremmen.*



konzentrierten sich Gespräche im Dialekt „auf den Kontakt mit den Eltern und damit auf einen nichtöffentlichen Bereich“ (S. 291). Insgesamt, so Leo Gilllesen, dürfte die Verwendung des Dialekts in der Zeit nach 1976 gravierend zurückgegangen sein. Für die Gewährsleute des Jahres 1991 „erweist sich die familiäre Kommunikation zwischen den Generationen als Domäne der Mundart“ (Gilllesen 1992, S. 291; Hervorhebung durch G. C.). Mit anderen Worten: Junge Erwachsene sprachen zu diesem Zeitpunkt Dialekt, falls sie überhaupt über eine aktive Kompetenz verfügten, mit Älteren bzw. mit ihren Eltern.

## Hünxe 2011

### Alltagsdialekt und „Plattdeutsche Abende“

Hünxe, das „Dorf im Grünen“, wie es sich selbst nennt, liegt am rechten unteren Niederrhein und gehört zum Kreis Wesel. Es hatte am 31. 12. 2010 genau 5130 Einwohner und Einwohnerinnen, im Dorf steht das Rathaus der gleichnamigen Gemeinde, zu der auch die Ortschaften Drevenack und Krudenburg, Gartrop-Bühl, Bucholtwelen und Bruckhausen gehören. Das Dorf Hünxe ist der erste Ort, den wir im Rahmen des 2010 begonnenen „Dorf-Projekts“ untersuchen (S. 118).

„...ich bin zweisprachig aufgewachsen [...]. In meiner Kindheit und Jugendzeit sprachen die Menschen im Dorf zu über neunzig Prozent plattdeutsch. Mit mir nicht.“ So beginnt der Klappentext des im Jahr 2011 erschienenen Buches „Wie dat Läwen so spöllt...“, der zweiten Buchpublikation von Karl Neuköther aus Hünxe. Der Autor, 1933 geboren, blickt hier auf seine sprachliche Sozialisation und auf die frühe-

ren Sprachverhältnisse in seinem Heimatort zurück: „Mit meinem Bruder auch nicht. Schließlich mussten wir Schulen besuchen. In Schulen wurde auch in Hünxe nicht plattdeutsch gesprochen, in Dinslaken und Wesel erst recht nicht. Wenn man aber in der Familie, von Besuchern und Dorfbewohnern fast ausschließlich plattdeutsch sprechen hört, und das täglich und jahrelang, dann bleibt automatisch vieles davon hängen. Bei mir war das so. Deshalb bin ich zweisprachig aufgewachsen“ (Neuköther 2011, Klappentext)

Hünxe liegt, wie die Karte zeigen soll, in einem heute relativ dialektschwachen Gebiet. Im Laufe ihres Lebens sind die älteren Hünxer und Hünxerinnen Zeugen eines Prozesses geworden, der den Dialekt immer mehr aus der Alltagswelt verschwinden ließ. Heute ist der Hünxer Dialekt nur noch vergleichsweise selten im Dorf zu hören, vermutlich viel weniger häufig als in Dremmen oder Mutscheid. So wurden am 6. April 2011 die Zuhörer und Zuhörerinnen einer abendlichen Vortragsveranstaltung in Hünxe gefragt, ob sie denn an diesem Tag ein Gespräch auf Platt geführt hätten. Einer von ihnen antwortete mit Ja, eine zweite Person zögerte und konnte sich nicht so recht entscheiden. Die übrigen Menschen, fast alle aus Hünxe und in ihrer Mehrheit bereits zu den älteren Semestern zählend, hatten an diesem Werktag im April mit niemandem Platt gesprochen.

Jedes Jahr organisiert der „Heimat- und Verkehrsverein Hünxe“ seine „Plattdeutschen Abende“. Im Jahr 2011, dem Jahr des 30jährigen Jubiläums, waren es sechs solcher Veranstaltungen, je drei in Drevenack und in Hünxe. Die Hünxer Mundartabende am 25., 26. und 27. März fanden in der Aula der dortigen Gesamtschule statt und waren – wie immer – sehr gut besucht. Etwa

jeweils 300 bis 320 Zuschauer und Zuschauerinnen, darunter auch welche aus den Nachbarorten, wurden insgesamt gezählt.

Auf den ersten Blick könnte man von einem kuriosen Verhältnis zwischen Alltagsplatt und Bühnenmundart in Hünxe sprechen. Im Rahmen des ILR-Dorf-Projekts wollen wir allerdings der Frage einmal genauer nachgehen, warum in einem Dorf mit vergleichsweise wenigen Dialektsprechern die „Plattdeutschen Abende“ so viel Publikum anziehen. Was macht diese Veranstaltungen mit dem Dialekt im Mittelpunkt so attraktiv?

### Rück- und Ausblick

Im Mittelalter dürften (fast) alle Menschen in Erp, Mutscheid, Dremmen oder Hünxe Dialekt gesprochen haben. Das, was wir heute Dialekt nennen, wurde damals als *duytsch* bezeichnet. Er war die Sprache des Volkes, die Sprache des Landes, die Sprache des Dorfes. Auch wenn den Vornehmen, den Gebildeten und/oder den Mobilien Sprachräume und Ausdrucksmöglichkeiten offen standen, die weit über den Dorfdialekt hinausreichten – den Dialekt eines Ortes erlernten die Rheinländer als Muttersprache oder, wenn sie zuzogen, als Zweitsprache.<sup>4</sup> Bei den Erhebungen in Erp und Mutscheid traten auch noch Menschen in Erscheinung, die sich den Ortsdialekt nach ihrem Zuzug angeeignet hatten.

Später kam dann in immer größerem Umfang und für immer mehr Menschen die Schriftsprache hinzu, die in der Schule erlernt wurde. Noch später eignete man sich die Fähigkeit an, nach der Schrift zu sprechen. Für viele Rheinländer und Rheinlän-

derinnen blieb ihr Dialekt aber die Erst- und Hauptsprache, die innerhalb des eigenen Ortes bestens funktionierte – bis ins 20. Jahrhundert hinein. Soweit der Rückblick.

Wie es heute um den Dialekt als Sprache des Dorfes steht, lässt sich an den Ergebnissen dialektologischer Erhebungen, auch aus anderen Orten des Rheinlands, ablesen.<sup>5</sup> In Hünxe etwa kann am Anfang des 21. Jahrhunderts nur noch eine kleine Minderheit im Dorf Platt sprechen.

Innerhalb des im Jahr 2010 gestarteten Dorf-Projekts des ILR (s. S. 6) werden wir die weitere Entwicklung verfolgen. Auch wer sich nicht zum Propheten berufen fühlt, wird sich vermutlich der Vorhersage anschließen, dass der Dialekt auch in ehemals „dialektstabileren“ Regionen des Rheinlands dem Hünxer Beispiel folgen wird. Oder sollte es vielleicht doch noch Überraschungen in den Dörfern geben?

### Literatur

Besch, Werner u. a.: Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Ansätze zur Theorie und Methode. Hrsg. und eingeleitet von Werner Besch. Berlin 1981.

Cornelissen, Georg: Meine Oma spricht noch Platt. Wo bleibt der Dialekt im Rheinland? Köln 2008.

Gillessen, Leo: Wandel im Dialekt und Dialektgebrauch. Untersuchungsergebnisse aus einem ländlichen Sprachmilieu. Mit 6 Tabellen. In: Rheinische Vierteljahrsblätter, 56, 1992, S. 278-300.

Grömping, Monika: Dialekt und Standardsprache in einem Eifeldorf. Ergebnisse einer Untersuchung in Mutscheid. In: Volkskul-

---

4 s. Cornelissen 2008.

---

5 s. Macha 1993; Cornelissen 2008.

tur an Rhein und Maas 9, 1990, H. 1, S. 25-37.

Hufschmidt, Jochen u. a.: Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Dialekt und Standardsprache im Sprecherurteil. Hrsg. und eingeleitet von Werner Besch. Berlin 1983.

Kreymann, Martin: Aktueller Sprachwandel im Rheinland. Empirische Studie im Rahmen des Erp-Projektes. (= Rheinisches Archiv, 133). Köln, Weimar, Wien 1994.

Macha, Jürgen: „Wie die Alten sungen...“ Generation und Sprache im Rheinland. In: Mattheier, Klaus J. u. a. (Hrsg.): Vielfalt des Deutschen. Festschrift für Werner Besch. Frankfurt a. M. u. a. 1993, S. 601-618.

Neuköther, Karl (Stelten Karl): Wie dat Läwen so spöllt...Kleine Vertellstöckskes op Höxe Platt, dorvan en ganzen Deel kleine Geschechten op Hochdeutsch öwersatt [...]. Hünxe 2011.

Reershemius, Gertrud: Bilingualismus oder Sprachverlust? Zur Lage und zur aktiven Verwendung des Niederdeutschen in Ostfriesland am Beispiel einer Dorfgemeinschaft. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 69, 2002, S. 163-181.

# Dialekt und Standardsprache in einem Eifeldorf

von Monika Grömping

Der folgende Aufsatz erschien erstmals im Heft 1/1990 unserer Zeitschrift „Volkskultur an Rhein und Maas“. Er basiert auf einer Befragung des Jahres 1984. Damals, vor nun 27 Jahren, hat die Autorin wohl als Letzte unserer Zunft einen Blick in ein vom Dialekt geprägtes Dorf im (nordrhein-westfälischen) Rheinland tun können. Ein überaus spannender Blick in die Sprachvergangenheit! (Die Redaktion)

Für meine Examensarbeit<sup>1</sup> führte ich Ende 1984 in meinem Heimatdorf Mutscheid eine empirische Untersuchung zur Ortsprache durch. Ziel der Arbeit war es, die Dialektkenntnis und den Sprachgebrauch der Mutscheider, aber auch ihre Erfahrungen und Einstellungen im Spannungsbereich Dialekt – Standardsprache sowie mögliche sprachliche Veränderungsprozesse aufzuzeigen. Anregung zur Durchführung dieser empirischen Untersuchung erhielt ich durch meine Arbeit als studentische Hilfskraft in der Abteilung für Sprachforschung des Instituts für geschichtliche Lan-

deskunde der Rheinlande (Bonn). Einige Ergebnisse der Erhebung möchte ich im folgenden vorstellen.

Als Vorteil erwies es sich, daß ich in Mutscheid geboren und mit dem Ortsdialekt als erster Sprache aufgewachsen bin. Das erlaubte mir, meine eigenen Einschätzungen als ‚Insider‘ bei der Auswertung als kritisches Korrektiv zu nutzen.<sup>2</sup> Mutscheid bot sich für eine solche Untersuchung an, da das von altersher dialektal geprägte „sprachliche Reliktgebiet“ wie WREDE es noch nennen konnte,<sup>3</sup> seine Abgeschlossenheit eingebüßt hat und im Ort selbst Dialekt und Standardsprache heute aufeinanderstoßen.

1 Monika Grömping: Empirische Untersuchung zum Sprachgebrauch in einem Eifel-Dorf (Mutscheid). Wissenschaftliche Arbeit im Rahmen der Ersten Staatsprüfung für das Lehramt für die Sekundarstufe II. Berichterstatter: Prof. Dr. Werner Besch. Bonn 1985. Für Ihre Unterstützung bei der Zusammenfassung der Arbeit danke ich Eva-Maria Schmitt M. A., bis vor kurzem wissenschaftliche Volontärin im Amt für rheinische Landeskunde Bonn.

---

2 Vgl. zu dieser Methode auch Reiffenstein (1985), S. 110.

3 Vgl. Wrede (1960), S. 138.

## Mutscheid

Der Ort selbst ist von jeher Kirchort der Pfarrei Mutscheid sowie Mittelpunkt der ehemaligen – 14 Dörfer umfassenden – Gemeinde Mutscheid. Heute gehört er mit seinen 93 Einwohnern (Stand: Dezember 1984) zur Stadt Bad Münstereifel.

Seit 1968 ist nur ein geringer Zuwachs der Bevölkerung zu verzeichnen; die Bevölkerungsstruktur dagegen hat sich verändert. Besonders unter den jungen Dorfbewohnern ist seit ca. 1965 eine Abwanderung zu beobachten. Zugezogen sind hingegen v. a. Rentner und Lehrer. Das Verhältnis von 6 Kindern unter 14 Jahren gegenüber 19 Rentnern im Dezember 1984 verdeutlicht diese Entwicklung. Die Wahl Mutscheids als Wohnort für Lehrer ist darauf zurückzuführen, daß der Ort von jeher Schulort war. Vor allem die Errichtung der benachbarten

Grundschule Nitterscheid und die Eröffnung der neuen Hauptschule Mutscheid zu Beginn der 70er Jahre (1983: ca. 300 Schüler) haben dazu mit beigetragen.

Von den 38 Berufstätigen (ohne Hausfrauen, Schüler und Studenten) haben 14 ihren Arbeitsplatz am Ort. Die übrigen pendeln z. T. bis zu 50 km. Die 12 Fernpendler orientieren sich ausschließlich nach Norden, und zwar überwiegend nach Köln und Bonn. Mutscheid liegt zwar in einem landwirtschaftlich geprägten Gebiet, doch gibt es hier keinen landwirtschaftlichen Betrieb mehr. Der relativ hohe Anteil an Beamten und Selbstständigen (11 Personen) liegt in der Funktion des Untersuchungsortes als Schul- und lokalem Versorgungszentrum begründet. Neben der Poststelle gibt es zwei Lebensmittelgeschäfte, eine Gaststätte, ein Malergeschäft und ein Geschäft für Kunstgegenstände.



## Befragung aller Dorfbewohner

Aufgrund der relativ geringen Einwohnerzahl bot sich eine Totalerhebung an, bei der alle Dorfbewohner, die über 14 Jahre alt waren, befragt wurden. Die vorgegebene zeitliche Begrenzung dieser Arbeit schloß eine mündliche Befragung aus. Ich entschied mich daher für die individuelle Methode der schriftlichen Befragung. Die Fragen umfaßten, neben der Ermittlung der Sozialdaten und der subjektiven Ortsgebundenheit, die Bereiche ‚Dialekt- und Hochdeutschkenntnis‘, ‚Erfahrungen und Einstellungen‘, ‚Sprachverwendung‘ sowie ‚Sprachveränderung‘<sup>4</sup>. Der Fragebogen enthielt dazu insgesamt 35 Fragen; ferner hatte ich fünf hochdeutsche Sätze hinzugenommen, die von den Dialektsprechern des Ortes in ‚Mutscheider Platt‘, wie die Ortsmundart bezeichnet wird, übersetzt werden sollten; 75 der 80 ausgeteilten Fragebögen erhielt ich ausgefüllt zurück. Damit waren etwa 87 Prozent der über 14jährigen Einwohner des Ortes erfasst. Bezogen auf die Anzahl der Haushalte wurden 34 von insgesamt 36 abgedeckt.

Im Fragebogen wurden jeweils die Begriffe ‚Platt‘ und ‚Hochdeutsch‘ benutzt. Da eine weitere Differenzierung, etwa durch die Einführung des Begriffes ‚rheinische Umgangssprache‘, eher Mißverständnisse hervorgerufen hätte, wurde darauf verzichtet. Übergeordnetes Ziel der Arbeit war es, Informationen über Sprache, d. h. subjektive Sprachdaten zu gewinnen. Es handelt sich bei den Antworten um Einschätzungen der Gewährspersonen, die Auskunft über das intendierte bzw. zu erwartende Verhalten

geben sollten. Obwohl subjektive Daten keine zwingende Gewähr für das tatsächliche Sprachverhalten geben, kann man annehmen, daß sie das Sprachleben in hohem Maße steuern bzw. prägen.<sup>5</sup> Die objektiven Sprachdaten, die mit der Übertragung der hochdeutschen Sätze in den Ortsdialekt erhoben wurden, enthielten Hinweise auf Veränderungen, auf die unten noch eingegangen wird.

## Dialektgeographische Einordnung

Die Mundart von Mutscheid ist dem Mittelfränkischen, genauer dem ripuarisch-moselfränkischen Übergangsgebiet zuzuordnen. Mutscheid liegt unmittelbar südlich der sogenannten ‚Dorp/Dorf-Linie‘, die die Hauptlinie der „Eifelschranke“ darstellt und das nördliche ripuarische vom südlich sich anschließenden moselfränkischen Dialektgebiet trennt.<sup>6</sup> So heißt es in Mutscheid, wie im Hochdeutschen ‚Dorf‘.

Der j-Anlaut, wie z. B. in *joot/gut*, ist typisch für das Ripuarische. Ebenso ripuarisch ist die Velarisierung von auslautendem n zu ng, wie z. B. in *Weng/Wein* oder *brong/braun*. Nicht velarisiert ist, im Gegensatz zum Zentralripuarischen, nd (z. B. in *Hund*).<sup>7</sup>

Die Artikulation von spätwestgermanischem b als v im Inlaut und als f im Auslaut, wie sie in Mutscheid z. B. in der Form *bliff* bleibt vorkommt, ist eine mittelfränkische Erscheinung, die dem Ripuarischen und dem Moselfränkischen gemeinsam ist.

Im Bereich des Vokalismus ergibt sich für den Untersuchungsort eine größere Über-

4 Anregung bei der Gestaltung des Fragebogens erhielt ich durch den ‚Rheinlandfragebogen‘ und den ‚Kelzenfragebogen‘. Vgl. dazu Hoffmann/Macha und Jünger-Geier/Kall-Holland (1983).

5 Vgl. Macha/Weger (1983), S. 265 und Mattheier 1983 a), S. 271.

6 Vgl. Frings (1956), S. 130, Karte 24 und II, S. 104-112.

7 Vgl. Frings (1956), II, S. 117, Karte 25.

einstimmung mit dem nördlichen ripuarischen als mit dem moselfränkischen Gebiet. Während im Moselfränkischen die mittelhochdeutschen Langvokale *î, ü, û* diphthongiert sind, tritt in Mutscheid, genau wie im Ripuarischen, Reihenspaltung auf. Das bedeutet, daß z. T. Monophthonge gelten wie in *Huus/Haus*, z. T. Diphthonge wie in *Brei/Brei*. Die Erhaltung der Umlautrundung und Senkung von mittelhochdeutschen *ie, üe, uo* zu *ee, öö, oo* sind typisch für das Ripuarische. Sie finden sich auch in Mutscheid, wie die Beispiele *leefflieb, mööt/müde, Broedel/Bruder* zeigen.

Insgesamt fallen die Übereinstimmungen mit dem Ripuarischen, in dessen Zentrum Köln liegt, ins Auge. – Dem entspricht, daß das zu behandelnde Gebiet eindeutig nach Norden (Köln – Bonn) und nicht nach Süden (Trier) hin orientiert ist. Dies gilt sowohl für den landwirtschaftlichen Bereich als auch für die Arbeitsstättenwahl. Auch im kulturellen Bereich und im Hinblick auf die Versorgung ist die ansässige Bevölkerung auf den Norden ausgerichtet.<sup>8</sup>

### Formen des Sprachwandels

Um einen Hinweis darauf zu erhalten, ob und, wenn ja, auf welche Weise sich der Ortsdialekt innerhalb der letzten 100 Jahre geändert hat, hatte ich die Dialektsprecher des Ortes im Fragebogen gebeten, fünf der sogenannten WENKER-Sätze in die Ortsmundart zu übertragen. Es waren die Sätze 1, 4, 31, 37 und 39 des WENKER-Fragebogens:

– Im Winter fliegen die trockenen Blätter durch die Luft herum.

– Der gute alte Mann ist mit dem Pferde durch's Eis gebrochen und in das kalte Wasser gefallen.

– Ich verstehe euch nicht, ihr müßt ein bißchen lauter sprechen.

– Die Bauern hatten fünf Ochsen und neun Kühe und zwölf Schäfchen vor das Dorf gebracht, die wollten sie verkaufen.

– Geh nur, der braune Hund tut Dir nichts.

Ein solches Vorhaben bot sich geradezu an, da Georg WENKER um 1884/85 in demselben Ort seine 40 Sätze zur Übersetzung vorgelegt hatte. Bereits im Jahre 1876 hatte WENKER mit seinem Unternehmen zur Feststellung der Mundartgliederung begonnen. Er verschickte zunächst an die Lehrer der nördlichen Rheinprovinz Fragebögen mit hochdeutschen Sätzen, die mit der geläufigen Orthographie jeweils in die Mundart des Ortes übertragen werden sollten. Es kam WENKER darauf an, die wichtigsten lautlichen und morphologischen Erscheinungen im Raum abzugrenzen. Das Kartenwerk, das auf der Grundlage der Übertragungen der Fragebögen entstand, erschien zwischen 1927 und 1956 als ‚Deutscher Sprachatlas‘. Veröffentlicht sind vor allem lautliche, aber auch morphologische Erscheinungen.<sup>9</sup>

Wenn auch methodische Einwände angeführt werden können, bietet ein Vergleich zwischen dem Fragebogen des 19. Jahrhunderts und den heutigen Übertragungen interessantes Material im lautlichen und lexikalischen Bereich.<sup>10</sup> Für den Bereich des Konsonantismus war vor allem die Übertragung des hochdeutschen Wortes ‚Luft‘

<sup>9</sup> Vgl. Mitzka (1952), Niebaum (1983), S. 30 – 36, Deutscher Sprachatlas (1927 - 56).

<sup>10</sup> Vgl. Loosen (1988), die die Wenker-Sätze in Karten (Mosel) aufs neue abgefragt und insbesondere die Wandlungen im Vokalbereich untersucht hat.

<sup>8</sup> Vgl. Erdmann (1972), S. 117 – 119.

interessant.<sup>11</sup> Hier ist ch abgelöst worden durch f/ft. Wurde ‚Luft‘ vor hundert Jahren noch übersetzt als ‚lug‘ (g-Schreibung des ch), so tritt im Untersuchungsort heute nur noch einmal ch auf in ‚luich‘. In den übrigen Übersetzungen durch die Gewährspersonen wird durchgängig f, zweimal ft verwendet in ‚luf‘, ‚loff‘, ‚luw‘, ‚luft‘.

Die meisten Unterschiede zwischen damals und heute lassen sich im Vokalismus ausmachen. Es ist zu beobachten, daß hier eher verschiedene Varianten nebeneinander bestehen als im Konsonantismus. Das weist darauf hin, daß dem einzelnen Sprecher in diesem Bereich ein größerer Spielraum zur Verfügung steht. Vom innersprachlichen Standpunkt aus deutet dies eine größere Labilität der Vokale gegenüber den Konsonanten an. Das i in den Wörtern ‚Winter‘, ‚ist‘ und ‚mit‘ erscheint im alten Fragebogen, den der damalige Lehrer LANGEN ausfüllte, durchgehend gesenkt als ‚Wontä‘, ‚os‘ und ‚mot‘. Die Mehrzahl meiner Gewährspersonen hebt den gesenkten Vokal o wieder leicht an zu einem e in ‚Wente‘, ‚es‘ und ‚met‘. Diese Hebung ist eine Annäherung an die hochdeutsche Form. Sie wird in dem Wort ‚Wente‘ gehäuft, in den beiden anderen Wörtern fast durchgängig von jungen Gewährspersonen unter 30 Jahren durchgeführt.

Eine weitere Angleichung an die standardsprachliche Form stellt der z. T. zu beobachtende Wandel von a nach ä in der Übertragung von ‚Blätter‘ dar. LANGEN übersetzte ‚Blade‘. Heute verwendet die Mehrzahl der Dorfbewohner ‚Bläde‘. Darunter sind es gerade wieder die jüngeren, fast alle (12 von 14) unter 30jährigen, die die standardnähere

Umlautform benutzen. Standardsprachliche Annäherung vor allem unter den jüngeren Gewährspersonen (11 von 14 der unter 30jährigen) liegt auch bei der Übertragung von hochdeutschem ‚gebrochen‘ vor. Vor 100 Jahren war der Diphthong au (‚gebrauche‘) üblich. Heute wird vorwiegend der monophthongierte Laut o in ‚jebroche‘ verwendet (23 von 40 Gewährspersonen).

Ein ähnlicher Prozeß kündigt sich auch im lexikalischen Bereich an; über die Hälfte der Gewährspersonen (22 von 40) ersetzt in Satz 31 die ältere Form ‚hadä‘/hart durch die standardsprachlich nähere Form ‚laute(r)‘. Lediglich zwei der 14 Gewährspersonen unter 30 Jahren verwenden das Adjektiv ‚hart‘.

Die Entwicklung, die sich hier bei der jungen Generation abzeichnet, soll auch bei den Fragen nach dem alltäglichen Sprachgebrauch weiterverfolgt werden.

### Dialektkompetenz

Auf die generelle Frage an die Dorfbewohner „Können Sie Mutscheider Platt sprechen?“ antworteten 50 der 75 Gewährspersonen mit „ja“. Dieser hohe Wert ist vergleichbar mit den Zahlen für andere ländliche Orte des Rheinlandes.<sup>12</sup> Mehr oder minder verstehen (passive Dialektkenntnis) können bis auf zwei Ausnahmen alle Dorfbewohner das Mutscheider Platt. Dieses Verhältnis verweist auf die hohe Bedeutung, die der

<sup>12</sup> So ergaben Untersuchungen in Erp/Erftstadt einen Anteil von 69,2 Prozent Dialektsprechern. Vgl. Kall-Holland (1981), S. 225. Ähnliche Ergebnisse ermittelte Jennes in ihrer Untersuchung über den Dialektgebrauch im Ortsteil Donnerberg/Stolberg bei Aachen. Obwohl hier nicht in dem Maße wie in Erp und in Mutscheid von einer ländlich geprägten Struktur ausgegangen werden kann, liegt der Anteil der dialektkompetenten Sprecher bei 67,9 Prozent. Vgl. Jennes (1981), S. 16.

<sup>11</sup> Bei meiner Erhebung wurden insgesamt vierzigmal alle fünf Sätze des Fragebogens, einmal nur drei Sätze in den Dialekt übertragen.

Dialekt im Untersuchungsort noch genießt.

Bei einem Vergleich der Altersgruppen der jungen (unter 30 Jahre), mittleren (30 – 60 Jahre) und alten Generation (über 60 Jahre) zeigt sich, daß der Dialekt in allen drei Gruppen gleich stark vertreten ist. Bis 1985 ist somit kein Rückgang an Dialektkompetenz in der jungen Generation in Mutscheid zu beobachten. Schwankungen, die bei der Feingliederung in jeweils 10 Jahrgänge umfassende Einheiten auftreten, lassen sich vor allem aus den unterschiedlichen Anteilen an Zugezogenen oder deren Kindern erklären. Die primär standardsprachliche Erziehung durch dialektkompetente Eltern wirkt sich nur in wenigen Fällen dahingehend aus, daß die jüngeren Sprecher den Ortsdialekt nicht aktiv beherrschen. In zwei Familien sind beide Elternteile Dialektsprecher, während die Töchter kein Platt sprechen können. Umgekehrt verhält es sich in zwei anderen Familien: Hier sind die Eltern Nur-Hochdeutschsprecher, während die Söhne angeben, Mutscheider Platt sprechen zu können.

Ferner notiert eine ältere Frau, die seit 38 Jahren in Mutscheid lebt, daß ihre beiden Söhne im Gegensatz zu ihr die Fähigkeit, Platt zu sprechen, erworben haben. Hier zeichnet sich nun eine weitere soziale Kategorie ab, die mit der Dialektkompetenz in Zusammenhang steht: die Kategorie Geschlecht.

Von den 38 männlichen Gewährspersonen besitzen 29 die Fähigkeit, den Ortsdialekt zu sprechen, während nur 22 der 37 Frauen dialektkompetent sind. Das bedeutet, daß auch im Untersuchungsort die leichte Tendenz erkennbar ist, daß eher Männer als Frauen die Mundart sprechen können. Die geschlechtsspezifischen Unterschiede hinsichtlich der Dialektkompetenz sind fast ausschließlich in der Gruppe der Zugezogenen zu beobachten. Männliche Personen

nehmen hier den Ortsdialekt eher an als weibliche. Für zugezogene Männer besteht durch den Umgang mit dialektsprechenden Arbeitskollegen und die häufigeren Kontakte im Ort (z. B. Kneipenbesuche) eine größere Möglichkeit und Notwendigkeit, sich sprachlich anzupassen.

Die Hinzunahme der sozialen Kategorie ‚Berufstätigkeit‘ scheint die gängige Annahme, daß ein enger Zusammenhang zwischen beruflicher Tätigkeit und Dialektkompetenz besteht, zu bestätigen.<sup>13</sup> Untersucht wurden 35 Berufstätige, ausgenommen waren die Gruppen der Hausfrauen, Schüler, Studenten und Rentner. Von 14 vorwiegend manuell Arbeitenden beherrscht nur einer nicht die Mutscheider Mundart. Dagegen zeigt sich ein annähernd ausgeglichenes Verhältnis von 10 Mundartsprechern zu 11 Nur-Hochdeutschsprechern in der Gruppe der vorwiegend nichtmanuell Arbeitenden. Nimmt man jedoch als weitere Korrelationsgröße den Grad der Ortsgebundenheit hinzu, wird der eigentliche Grund für die unterschiedliche Verteilung innerhalb der einzelnen Berufsgruppen deutlich. Im Untersuchungsort, wie vermutlich auch in anderen dialektal geprägten ländlichen Orten des Rheinlandes, ist in erster Linie der Grad der Ortsgebundenheit bedeutsam für die Verteilung von Dialekt und Standardsprache.

### **Dialektkompetenz und Ortsgebundenheit**

Zur Ortsgebundenheit zählen die Aspekte ‚Ortsansässigkeit nach Jahren und Lebens-

---

<sup>13</sup> Vgl. hierzu z. B. Ammon (1973), S. 15 – 21. Ammon untersucht hierin nicht die Dialektkompetenz, sondern das Dialektniveau.

**Tab. 1: Ortsansässigkeit und Dialektkompetenz**

	Dialektkompetenz		
	ja	nein	zus.
in Mutscheid geboren	27	5	32
länger als 20 Jahre ortsansässig	15	2	17
bis zu 20 Jahre ortsansässig	8	18	26
zus.	50	25	75

phasen', ‚Herkunft', und der subjektive Faktor ‚emotionale Bindung' an den Ort. Darunter wiederum sind die Faktoren Ortsgebundenheit und eine Ortsansässigkeit von mehr als 20 Jahren die bedeutsamsten Erklärungen für die Dialektkompetenz der Ortsbewohner, wie die Tabelle (Tab. 1) veranschaulichen kann.

Fast alle am Ort Geborenen beherrschen aktiv die Mundart. Ebenso sind bis auf zwei Sprecher alle Gewährspersonen, die länger als 20 Jahre in Mutscheid leben, dialektkompetent. Der lebensgeschichtliche Zeitpunkt des Zuzugs wirkt sich dahingehend aus, daß in der Gruppe der bis zum 30. Lebensjahr Zugezogenen die Dialektkompetenten gegenüber den Nur-Hochdeutschsprechern überwiegen (14 – 6). Der Einfluß der Herkunft zeigt sich in dem Umstand, daß alle 12 aus der näheren Umgebung stammenden Sprecher die Mundart aktiv beherrschen.

Um die emotionale Bindung an den Ort zu erfassen, wurde die Frage aufgenommen: „Würden Sie sich als Mutscheider bezeichnen?“ Auch hier zeichnet sich ein Zusammenhang mit der Dialektkompetenz ab.

Wie die Tabelle 2 zeigt, bestätigen die Angaben der Sprecher den engen Zusammenhang zwischen einer Identifizierung mit

dem Ort und der Fähigkeit, Mutscheider Platt sprechen zu können. Von den 50 Mundartsprechern bezeichnet sich die große Mehrzahl als Mutscheider. Lediglich eine Gewährsperson, die den Ortsdialekt aktiv beherrscht, lehnt eine Identifikation mit dem Ort klar ab.

In Abgrenzung zu der Gruppe der dialektkompetenten Sprecher lassen sich die Nur-Hochdeutschsprecher folgendermaßen charakterisieren:

- die meisten von ihnen sind nicht in Mutscheid geboren;
- fast alle Zugezogenen dieser Gruppe sind weniger als 20 Jahre ortsansässig;
- keiner stammt aus der näheren Umgebung;
- sie sind vor allem als über 30jährige zugezogen;
- sie bezeichnen sich nur z. T. als Mutscheider.

Die Sprecher, die im Ort geboren oder im Laufe der Kindheit hinzugezogen sind und den Ortsdialekt nicht beherrschen, sind der jungen Generation zuzurechnen. Ebenfalls ist die Tendenz festzustellen, daß bei jungen Gewährspersonen Dialektkompetenz und

**Tab. 2: Emotionale Ortsbindung und Dialektkompetenz (Antworten auf die Frage: »Würden Sie sich als Mutscheider bezeichnen?«)**

	Dialektkompetenz		
	ja	nein	zus.
ja	45	10	55
mit Einschränkung/ anderes	4	6	10
nein	1	6	7
keine Angabe	0	3	3
zus.	50	25	75

emotionale Bindung an den Ort nicht mehr übereinstimmen müssen. Es könnte sein, daß in dem Maß, wie die Überfremdung des Ortes durch nicht dialektkompetente Neubürger zunehmen wird, die Bedeutung der Bestimmungsgröße ‚Ortsgebundenheit‘ für die Dialektkompetenz abnehmen wird. Das heißt jedoch nicht, daß die Entwicklung in diese Richtung verlaufen muß. Für 1985 ist jedenfalls festzuhalten, daß die Ortsgebundenheit den entscheidenden Steuerungsfaktor für die Dialektkompetenz am Untersuchungsort darstellt.

### Situativer Sprachgebrauch

Wurde bis hierhin die Dialektkompetenz der Dorfbewohner untersucht, soll im folgenden die Dialektverwendung der Mundartsprecher in Mutscheid dokumentiert werden. Die dialektkompetenten Sprecher werden im Gegensatz zu den Nur-Hochdeutschsprechern als ‚zweisprachig‘ angesehen, da sie zwei Varietäten einer Sprache, Dialekt und Standardsprache, beherrschen.<sup>14</sup> Sie können zwischen beiden Sprachlagen wechseln, in der sprachwissenschaftlichen Literatur wird dieser Vorgang auch als „Code-switching“ bezeichnet.<sup>15</sup> Eine Untersuchung auf der Grundlage subjektiver Sprachdaten kann hier nur den intendierten Varietätenwechsel erfassen, eine unbewußte sprachliche Anpassung oder Absetzung bleibt notgedrungen außerhalb der Darstellung.

Die Fragen des Erhebungsbogens zielten bei den dialektkompetenten Sprechern darauf, in welchen Situationen sie ihre Sprachlage

verändern. Die verschiedenen Situationen sind dabei durch unterschiedliche Ausprägungen von Privatheit und Öffentlichkeit gekennzeichnet. Aufgrund meiner im dörflichen Alltag erworbenen Erfahrungen war es möglich, bestimmte, für das gesellschaftliche Leben typische Situationen auszuwählen. Hauptsächlich handelt es sich bei den ausgewählten Sprechsituationen um eine Orientierung an der Person des Kommunikationspartners. Diese Grundkomponente wird betrachtet unter den Aspekten Verwandtschafts- und Bekanntheitsgrad und soziale Hierarchie. Ebenso werden die Grundkomponenten ‚Thema‘, ‚physische Disposition‘ und ‚örtliche Umgebung‘ variiert.

Die Tabelle 3 gibt einen Überblick über den situationsabhängigen Sprachgebrauch, wobei die Anordnung von der Anzahl derjenigen Gewährspersonen bestimmt wird, die in der jeweiligen Situation Dialekt sprechen.

Bei diesem Vergleich der Situationen wird deutlich, daß das Sprachverhalten der dialektkompetenten Dorfbewohner in den meisten Situationen entweder klar der dialektalen oder klar der hochdeutschen Ebene zuzuordnen ist. Bis auf 7 Gewährspersonen setzt der überwiegende Teil der dialektkompetenten Dorfbevölkerung die Varietäten situationsgebunden ein.

Die Ortsöffentlichkeit stellt die stärkste Domäne für dialektales Sprechen dar. In Gesprächen mit Platt sprechenden Dorfbewohnern wird eindeutig Dialekt als ‚Umgangssprache‘ bevorzugt (Situationen 2, 3, 5, 6, 7). Eine thematische Veränderung (Situationen 1, 8) wirkt sich hier nur in einem geringen Maße auf die Varietätenwahl aus. Einen ähnlich hohen Anteil an Dialektverwendung weist die Situation 4 auf. Das heißt, daß sich der Sprachgebrauch in einer emotional geprägten Stimmung nicht vom

14 In dem vorliegenden Aufsatz werden die Begriffe ‚(Sprach)varietät‘ und ‚Sprachlage‘ synonym verwendet.

15 Vgl. Rein (1983), S. 1449.

**Tab. 3: Situativer Sprachgebrauch der dialektkompetenten Sprecher; in Klammern: Zahlen für die Gesamtheit aller Gewährspersonen (75), die Nur-Hochdeutschsprecher einbezogen**

	Platt	Sprachlage		
		beides	Hochdt.	keine Ang.
1 Gespräch mit einem Bekannten über das Waldfest	44	0	6 (30)	0 (1)
2 Gespräch in der Wirtschaft	43	4	2 (23)	1 (5)
3 Gespräch in der örtlichen Poststelle	43	1	6 (29)	0 (2)
4 Sprechen bei Ärger	42	1	8 (27)	0 (5)
5 Gespräch während des Einkaufs bei Breuer	41	1	7 (29)	1 (4)
6 Gespräch während des Einkaufs bei Felten	39	1	8 (30)	2 (5)
7 Gespräch im Verein mit dem Tischnachbarn	37	5	3 (23)	5 (10)
8 Gespräch mit einem Bekannten über ein politisches Thema	32	0	8 (31)	10 (12)
9 Gespräch mit den Geschwistern	30	7	6 (25)	7 (13)
10 leise vor sich hin sprechen (beim Denken)	31	5	12 (28)	5 (11)
11 Gespräch mit den Eltern	29	0	10 (29)	11 (17)
12 Gespräch mit dem Ehepartner	28	1	8 (20)	13 (26)
13 Gespräch mit den Arbeitskollegen	16	1	7 (15)	20 (43)
14 Gespräch mit den Nachbarn	17	21	10 (33)	2 (4)
15 Gespräch mit den Kindern	17	3	13 (29)	17 (26)
16 Gespräch während des Einkaufs bei Kloss	12	1	33 (54)	4 (8)
17 im Verein: Sprechen zur Allgemeinheit	7	0	33 (52)	5 (16)
18 Gespräch mit bekanntem Hochdeutschsprecher	6	10	28 (51)	6 (8)
19 Gespräch mit dem Vorgesetzten	5	1	16 (22)	27 (47)
20 Gespräch während des Einkaufs im »Extra« (nicht am Ort)	4	0	45 (68)	1 (3)
21 Gespräch auf dem Amt (nicht am Ort)	2	9	39 (63)	0 (1)

Sprachgebrauch in einem ausgeglichenen Zustand unterscheidet. Ebenso sind innere und äußere Monologe (Situation 10) vorrangig dialektal geprägt, obwohl hier eine leichte Verschiebung in Richtung Standardsprache festzustellen ist. Wahrscheinlich ist

in dieser ‚privatesten‘ Sprechsituation in erster Linie die Primärsprache von Bedeutung.

Andererseits sind auch innerhalb des Ortes Situationen auszumachen, die durch die

Dominanz der Standardsprache gekennzeichnet sind. Nach der Auswertung scheint dafür der Faktor ‚Öffentlichkeit‘ (Situation 17) im Ort selbst einen stärkeren Einfluß zu besitzen als der Faktor ‚Hochdeutsch sprechender Kommunikationspartner‘ (Situationen 16, 18, z. T. auch 14).

Die Entwicklung zum situationsabhängigen Varietätengebrauch in der Ortsöffentlichkeit steht in einem Zusammenhang mit dem Zuzug ortsfremder Hochdeutschsprecher sowie mit einer im Bewußtsein der Sprecher stärker hervortretenden Differenzierung nach privaten und öffentlichen bzw. informellen und formellen Sprechansätzen. Das Bewußtsein von Öffentlichkeit hält in einem stärker werdenden Maß Einzug in das ehemals abgeschlossene Eifeldorf.<sup>16</sup> Dies muß aber nicht gleichbedeutend sein mit einem „Verfallsprozeß“<sup>17</sup> des Dialekts. Die Folge könnte auch eine Funktionsverteilung von Dialekt und Standardsprache im oben beschriebenen Sinne sein.

Obwohl auch in der Familie der Dialekt die Hauptvarietät darstellt, ist die dialektale Sprechweise nicht in diesem privaten Bereich am weitesten verbreitet. Dieses unerwartete Ergebnis hat unterschiedliche Gründe. Eine Ursache für den Dialektrückgang in der Familie ist darin zu sehen, daß in zunehmendem Maße – aufgrund der größeren räumlichen Mobilität der Dorfbewohner – die Ehepartner nicht mehr aus der näheren Umgebung stammen. Darüber hinaus ist bei Fremdkontakten die Standardsprache heute die vorherrschende Sprachlage, die dann häufig beibehalten wird, auch wenn der ‚Fremde‘ zum Ehepartner wird. Ein weiterer wichtiger Grund ist in dem seit Anfang bzw. Mitte der 60er Jahre zu beobachtenden veränderten Erziehungsverhalten der Eltern

zu sehen, die ihre Kinder primär standard-sprachlich zu erziehen bemüht sind.

Ebenso wie im Bereich der Familie und in den meisten Situationen des Bereichs ‚Öffentlichkeit‘ stellt der Dialekt am Arbeitsplatz (Situation 13) die Hauptvarietät dar. Einen gewissen Einfluß auf den sprachlichen Umgang mit den Kollegen nehmen die Faktoren ‚Arbeitsweise‘ und ‚Berufsort‘, die sich teilweise überschneiden. Im Gegensatz zur Sprachverwendung im Kontakt mit den Arbeitskollegen überwiegt im Gespräch mit den Vorgesetzten die Standardsprache (Situation 19). Als Steuerungsfaktor für die Varietätenwahl ist hier in erster Linie das personale oder funktionale Beziehungsverhältnis zwischen Gewährsperson und Vorgesetztem zu betrachten.

In noch höherem Maße als bei öffentlichen Anlässen und Kontakten mit Hochdeutschsprechern im Ort selbst steht die Hochdeutschverwendung in den beiden untersuchten Situationen außerhalb des Ortes, in der Stadt, im Vordergrund (Situation 20, 21).

Bei einer funktionalen Verteilung von Dialekt und Standardsprache ist der Dialektgebrauch der ‚zweisprachigen‘ Dialektsprecher durch folgende Merkmale gekennzeichnet:

- dialektale Sprechweise des Gesprächspartners;
- Bekanntheit;
- Privatheit, Informalität;
- vertraute Umgebung.

Für die Wahl der Standardsprache sind folgende Merkmale bedeutend:

- hochsprachliche Sprechweise des Gesprächspartners;
- Fremdheit;
- Öffentlichkeit, Formalität;

<sup>16</sup> Vgl. Mattheier (1983), S. 1462 – 1463.

<sup>17</sup> Mattheier (1980), S. 155.

- Distanz zum Wohnort;
- funktionales Beziehungsverhältnis.<sup>18</sup>

**Sprachgebrauch und Alter**

In diesem Kapitel geht es um die Frage, ob im Untersuchungsort altersspezifische Unterschiede hinsichtlich des Dialektgebrauchs der dialektkompetenten Sprecher auftreten. Dazu habe ich die Frage nach dem hauptsächlich Sprachgebrauch ausgewertet. Die Frage „Sprechen Sie in Ihrem alltäglichen Leben überwiegend Platt?“ beantworteten 32 der 50 Dialektsprecher mit „ja“ und 18 mit „nein“.

**Tab. 4: Platt (Pl.) und Hochdeutsch (Hdt.) als Hauptkommunikationsmittel in den drei Altersgruppen der unter 30jährigen (1.), der zwischen 30- und 60jährigen (2.) und der über 60jährigen (3.)**

	Pl.	Hdt.	zus.
1. < 30 Jahre	8	9	17
2. 30–60 Jahre	14	6	20
3. > 60 Jahre	10	3	13
zus.	32	18	50

Aus der Tabelle 4 wird ersichtlich, daß mit zunehmendem Alter der Gebrauch des Dialekts als Hauptkommunikationsmittel zunimmt:

Die Unterschiede in den drei Altersgruppen sind zum Teil zu erklären durch die unterschiedlichen kommunikativen und gesellschaftlichen Anforderungen, die an die Sprecher in den verschiedenen Lebensabschnitten gestellt werden.<sup>19</sup> Bei der Al-

tersgruppe 1 bilden Universität und Schule mit ihrer standardsprachlichen Ausbildung und die primäre standardsprachliche Erziehung entscheidende Einflußfaktoren für das Sprachverhalten. In der Gruppe 2 ist das Sprachverhalten am Arbeitsplatz bedeutsam, da die berufliche Tätigkeit den größten Teil des Tages bestimmt. Bis auf eine Ausnahme stimmen die Angaben zum Sprachgebrauch am Arbeitsplatz dementsprechend mit den Angaben zur hauptsächlich verwendeten Sprachlage überein. Daß der Anteil des Dialekts als Hauptkommunikationsmittel in der Gruppe 3 am höchsten liegt, mag damit zusammenhängen, daß bis auf eine Gewährsperson alle über 60jährigen aus dem Berufsleben ausgeschieden sind und sich ihr alltäglicher Umgang in erster Linie auf den Kontakt mit den Dorfbewohnern beschränkt.

Innerhalb der verschiedenen Situationen sind nur geringfügige altersspezifische Unterschiede im Sprachgebrauch festzustellen. Entgegen einer allgemeinen Vermutung verhält es sich nicht so, daß der Anteil an Dialektverwendung in der jungen Altersgruppe durchgehend niedriger liegt als in den beiden übrigen Gruppen. In den Situationen, die eine stärkere Hochdeutschverwendung der Gewährspersonen insgesamt nach sich ziehen, liegt der prozentuale Anteil an Dialektverwendung gerade am höchsten innerhalb der jungen Generation.

**Sprachgebrauch und Geschlecht**

Wie die Tabelle 5 zeigt, stellt für insgesamt 18 der 28 männlichen und für 14 der 22 weiblichen Gewährspersonen der Ortsdialekt die hauptsächlich genutzte Sprachvarietät dar. Das heißt, es liegt in bezug auf das Hauptkommunikationsmittel für bei-

18 Hierunter fielen auch die Kindererziehung.  
 19 Vgl. Hard (1966), S. 34 und Ammon (1973), S. 26 – 28.

**Tab. 5: Platt (Pl.) und Hochdeutsch (Hdt.) als Hauptkommunikationsmittel nach Alter und Geschlecht (m.: männlich; w.: weiblich)**

	m.	w.
	Pl. : Hdt.	Pl. : Hdt.
1. < 30 Jahre	7:5	1:4
2. 30–60 Jahre	7:2	7:4
3. > 60 Jahre	4:3	6:0
zus.	18:10	14:8

de Geschlechter eine anteilmäßig gleiche Verteilung vor. Die Feingliederung in die drei Altersgruppen lässt erkennen, daß das Sprachverhalten der beiden Geschlechter in den einzelnen Altersgruppen jedoch verschieden ist.

Bei den männlichen Sprechern überwiegt in allen Altersgruppen der Anteil derjenigen, die vornehmlich Platt sprechen. Die Angaben der weiblichen Gewährspersonen differieren; in der Altersgruppe 1 wird die Standardsprache als Hauptsprachlage bevorzugt, wohingegen in der Altersgruppe 3 alle Frauen Dialekt als Hauptvarietät wählen. Nach meiner eigenen Einschätzung kommt die nach Geschlechtern unterschiedliche Verteilung in der Altersgruppe 1 nicht dadurch zustande, daß die weiblichen Gewährspersonen eher als die männlichen eine vorwiegende Dialektverwendung von sich weisen.<sup>20</sup> In Mutscheid ist vielmehr zu beobachten, daß hochsprachlich sozialisierte Jungen eher als Mädchen im Jungendalter den vorwiegenden Hochdeutschgebrauch zugunsten des Dialekts aufgeben.

Auch bei der Auswertung ‚Geschlecht und situativer Sprachgebrauch‘ lagen die Ergebnisse ähnlich. In allen Situationen<sup>21</sup>

liegt der prozentuale Anteil für bevorzugte Dialektverwendung bei den weiblichen Gewährspersonen niedriger. Dieses Ergebnis wird bezeichnenderweise dadurch beeinflusst, daß zwei weibliche Gewährspersonen ihre Dialektkompetenz in keiner Situation einsetzen, während zwei männliche Sprecher in allen Situationskonstellationen den Dialekt benutzen. Ebenso setzen die hochsprachlich erzogenen Frauen in einem höheren Maß die Standardsprache ein als die entsprechenden männlichen Gewährspersonen. Besonders auffällig ist die Diskrepanz zwischen Dialekt- und Hochdeutschverwendung in Situation 15, die ein Gespräch mit einem Hochdeutsch sprechenden Dorfbewohner darstellt. Gibt hier nur ca. die Hälfte der männlichen Gewährspersonen Hochdeutsch als bevorzugte Sprachlage an, wählen fast alle Frauen diese Sprachlage. Dies deutet darauf hin, daß sich Frauen eher als Männer dem Sprachgebrauch des Gegenüber anpassen.

### Zur Stellung des Dialekts in Mutscheid

Auch unter Einbeziehung der nur Hochdeutsch sprechenden Gewährspersonen (vgl. Tab. 3) ist die Ortsmundart in den alltäglichen Gesprächssituationen und bei emotionalen Äußerungen des Ärgers die am häufigsten gewählte Sprachvarietät. Mit einem geringeren Übergewicht liegt dieses Verhältnis auch innerhalb der Familie im Gespräch mit den Geschwistern und den Ehepartnern vor. Nahezu gleich werden Dialekt oder Standardsprache im Gespräch mit den Eltern und Arbeitskollegen, beim Denken und bei politischen Themen gewählt. In den übrigen Situationen über-

20 Vgl. zu dieser möglichen Verhaltensweise Mattheier (1980), S. 37.

21 Ausgenommen waren hierbei die Situationen 13 und 19.

wiegt hingegen die Standardsprache. Dabei ist wohl das wichtigste Ergebnis, daß, bezogen auf alle untersuchten Einwohner, im Umgang mit den Kindern eher Standard-sprache als Dialekt Verwendung findet.

Es könnte sein, daß sich in Zukunft im Untersuchungsort das Verhältnis zwischen Dialekt- und Hochdeutschgebrauch zugunsten des Hochdeutschen verschieben wird. Hinweise dafür bieten das nur noch geringfügige Übergewicht der Dialektverwendung im familiären Bereich und die eher standardsprachliche Erziehung der Kinder. Möglich ist auch, daß der Dialektgebrauch in seiner Hauptdomäne ‚Ortsöffentlichkeit‘ stabil bleiben und im familiären Bereich verdrängt werden wird. Prognosen über die Zukunft müssen allerdings mit Vorsicht betrachtet werden, da eine Reihe von weiteren Variablen nicht vorhersehbar ist.

Meines Erachtens hängt die Zukunft des Mutscheider Dialekts davon ab, wie weit der Zuzug in den Ort fortschreitet und wie die Einstellung der Einwohner und der Neubürger zum Dialekt aussehen wird.<sup>22</sup> Da Bebauungspläne in großem Ausmaß für den Ort vorliegen, wird wahrscheinlich der Zuzug von nicht-dialektkompetenten Neubürgern zunehmen. Es bleibt abzuwarten, ob es zu einer sprachlichen Anpassung dieser Neubürger kommen oder ob der Dialekt seine heute noch den Ort prägende Bedeutung verlieren wird.

### Zitierte Literatur

Ulrich Ammon: Dialekt und Einheitssprache in ihrer sozialen Verflechtung. Eine empirische Untersuchung zu einem vernach-

---

<sup>22</sup> Der Teil meiner Staatsarbeit, der sich mit den Spracheinstellungen beschäftigt, wurde hier nicht berücksichtigt

lässigten Aspekt von Sprache und sozialer Ungleichheit. Weinheim, Basel 1973.

Deutscher Sprachatlas. Aufgrund des von Georg Wenker begründeten Sprachatlas des Deutschen Reichs, in vereinfachter Form begonnen von Ferdinand Wrede, fortgesetzt von Walter Mitzka und Bernhard Martin. Lieferung 1 - 23, 1927 - 1956.

Claudia Erdmann: Die nordwestliche Ahr-eifel und ihre Stellung als Ergänzungsraum der Rheinischen Bucht. Diss. Köln 1972.

Theodor Frings: Sprache und Geschichte I und II. Halle (Saale) 1956. (= Mitteldeutsche Studien 16 und 17).

Gerhard Hard: Zur Mundartgeographie. Ergebnisse, Methoden, Perspektiven. Düsseldorf 1966.

Walter Hoffmann, Jürgen Macha: Meinungen über die Situation des Dialekts. Zu einer „Expertenbefragung“ im Rheinland. In: Ortssprachenforschung. Beiträge zu einem Bonner Kolloquium. Hg. von Werner Besch, Klaus Mattheier. Berlin 1985, S. 201-212.

Claudia Jennes: Untersuchung zum situativen Dialektgebrauch (Platt) im Ortsteil Donnerberg/Stolberg (Landkreis Aachen). 2 Teilbde. Bonn 1981. (Ex. masch.)

Ursula Jünger-Geier, Angelika Kall-Holland: Methodische Probleme bei der Erhebung von Ortssprache. Ein Bericht zum Kelzenberg-Projekt. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 47 (1983), S. 347-361.

Angelika Kall-Holland: Soziale und sprachliche Gliederung in der Ortsgemeinschaft Erp. In: Werner Besch u. a.: Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Ansätze zur Theorie und Methode. Berlin 1981. (= Forschungsbericht Erp-Projekt. Bd. I), S. 214-237.

Margret Loosen: Mundartwandel an der

Mosel. Untersuchungen zum Vokalismus der Mundart von Karden. In: Volkskultur an Rhein und Maas 7(1988), H. 1, S. 22-30.

Jürgen Macha, Thomas Weger: Mundart im Bewusstsein ihrer Sprecher. Eine explorative Studie am Beispiel des Bonner Raumes. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 47 (1983), S. 265-301.

Klaus J. Mattheier: Der Dialektsprecher und sein Sprachgebrauch. Auswirkungen und Bedeutung für den Sprachwandel. In: Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Hg. v. Werner Besch u. a. 2. Halbbd. Berlin, New York 1983, S. 1455-1468.

Klaus J. Mattheier: Pragmatik und Soziologie der Dialekte. Einführung in die kommunikative Dialektologie des Deutschen. Heidelberg 1980.

Klaus J. Mattheier: Sprachbewertungen im Kommunikationsprofil der Ortsgemeinschaft Erp. In: Jochen Hufschmidt u. a.: Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Dialekt und Standardsprache im Sprecherurteil. Berlin 1983. (= Forschungsbericht Erp-Projekt, Bd. II), S. 265-280. (zit. 1983a).

Walther Mitzka: Handbuch zum Deutschen Sprachatlas. Marburg 1952.

Hermann Niebaum: Dialektologie. Tübingen 1983. (= Germanistische Arbeitshefte 26).

Ingo Reiffenstein: Sprachlicher Konservatismus im sozialen Umbruch. Rollen und soziale Schichten in ihrem Einfluß auf das Sprachhandlungsverhalten in Ortsgemeinschaften. In: Ortssprachenforschung. Beiträge zu einem Bonner Kolloquium. Hg. v. Werner Besch, Klaus J. Mattheier. Berlin 1985, S. S. 109-122.

Kurt Rein: Bestimmende Faktoren für den variierenden Sprachgebrauch des Dialektsprechers. In: Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Hg. v. Werner Besch u.a. 2. Halbbd. Berlin, New York 1983, S. 1443-1455.

Adam Wrede: Eifeler Volkskunde. 3. völlig Neubearb. Aufl. Bonn 1960. (= Volkskunde rheinischer Landschaften, Bd. 1).

# Bittere und süße Gedanken - Essen und Heimat

von Johannes J. Arens

„Man denkt an das Essen und daran, dass das schöne Zeiten waren. Ein bitterer und süßer Gedanke.“

So lautet die Antwort einer aus der Türkei stammenden Kurdin auf meine Frage, welche Rolle das Essen ihrer Heimat im nunmehr deutschen Alltag spiele. Ein bitterer und ein süßer Gedanke – eine Metapher die das komplexe Beziehungsgeflecht von Esskultur, Erinnerung und Heimat in wenigen Worten zusammenfasst. Essen wird nicht geschmeckt, sondern gedacht. Der authentische Geschmack ist untrennbar mit der Vergangenheit, mit den schönen Zeiten in einer nicht mehr verfügbaren Heimat verbunden und somit für einen Flüchtling unwiderruflich verloren. Gleichzeitig bringt sie die Schnittmengen zwischen Erinnerung und Geschmack auf den Punkt. Denn der Gedanke selbst, die Erinnerung an den Verlust, wird zu einer sensorischen Empfindung – bitter und süß zugleich.

## Heimat

Aber Heimat ist mehr als Gefühl, Heimat ist nicht nur eine persönliche, sondern auch eine gesellschaftliche und eine politische Projektionsfläche, wie die Geschichte des Begriffs im Nachkriegsdeutschland – zwischen den Erfolgen süßlicher Heimatfilme und heftiger ideologischer Debatten um

Flucht und Vertreibung – deutlich macht. Unter Heimat verstehe ich im Folgenden den Ort, der in der eigenen Biografie als prägend empfunden wird. Ein mentales Gebilde aus Raum, Zeit und Empfindungen, das sich im Rahmen der Reflektion der eigenen Biografie zu einem metaphysischen „locus amoenus“ verdichten kann. Ein Ort, an dem die Dinge so sind, wie sie sein sollten.

## Heimat und Esskultur

Die Erinnerung an Essen und Trinken sind unverzichtbare Bestandteile dieser virtuellen Verortung. Es genügt ein kurzer Blick auf die eigenen Kindheitserinnerungen – Personen, Situationen und Orte sind vielmals mit bestimmten Produkten und Gerichten, mit Gerüchen oder einem bestimmten Geschmack verbunden. Aus der Erinnerung an Ernährung lassen sich also Schlüsse ziehen, deren Tragweite weit über persönliche Befindlichkeiten hinausreicht.

Bringt man nun Heimat und Esskultur zusammen, wird schnell deutlich, dass die Interaktion dort am größten ist, wo der Zugang zu einer physischen Heimat verloren gegangen, beziehungsweise nur noch deutlich eingeschränkt vorhanden ist. Vor allem dort, wo Menschen dauerhaft ihren geografischen Lebensmittelpunkt verlagern oder verlagern müssen, entstehen deutliche

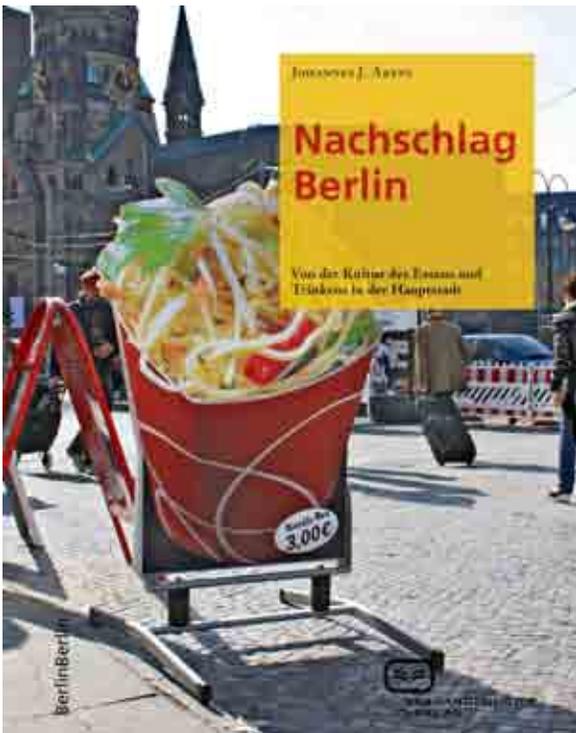
Kohäsionskräfte über die Brücke der Erinnerung – zwischen konkreter Esskultur und Gefühlen von Heimat.

Der Einfluss der mitgebrachten Handlungsmuster auf die bereits vor Ort vorhandene Esskultur ist, wie beispielsweise die Integration von Teilen der Küchensysteme von italienischen und türkischen Gastarbeiter seit den 1960er Jahren, vielfach bereits untersucht worden. Auch die Aneignung deutscher Elemente durch die Migranten ist hin und wieder Thema. Der Einsatz der Erinnerung an die „Heimatküche“ im Rahmen eines Identitätsmanagements hingegen findet bislang wenig Beachtung. Aber Migration hat zwangsläufig immer auch mit Ernährung zu tun, denn in erster Linie mobilisiert sie konkrete Menschen und dann erst Arbeitskräfte oder wirtschaftliches Potential. Im schlimmsten Fall sind Nahrungsmittel beziehungsweise ihr Nichtvorhandensein in Form von Hungersnöten, oder gewalttätige

Auseinandersetzungen politischer Art der Grund für Migrationsbewegungen. Im besten Fall verlaufen sie ohne große Gefahr für Leib und Leben. Aber auch hier ist Ernährung und Esskultur ein nicht zu unterschätzender Faktor im gesellschaftlichen Gefüge. Denn wer sich aufmacht, um an einem anderen Ort ein besseres Leben zu wagen, geht nicht ohne Gepäck – im wörtlichen wie im übertragenem Sinn. Die Ernährungsmuster, mit denen wir sozialisiert wurden, das Essen und die Gerichte unserer Kindheit begleiten uns ein Leben lang. Und weit entfernt von dem als Heimat bezeichneten Ort wächst ihre Bedeutung.

### „Nachschlag Berlin“

Diese Verbindung von Heimat und Esskultur habe ich für ein Kapitel meines Buchprojekts „Nachschlag Berlin. Von der Kultur des Essens und Trinkens in der Hauptstadt“ untersucht. In qualitativen Interviews habe ich Flüchtlinge über die Wertigkeit der Esskultur ihrer Heimat befragt. Es handelt sich dabei nicht um eine wissenschaftliche Arbeit im engeren Sinne, sondern vielmehr um ein publizistisches Projekt, dessen Erkenntnisse im Einzelnen sicherlich noch einer genaueren, volkscundlichen Analyse bedürfen. Im Folgenden werde ich nun über Konzeption und Umsetzung dieses Kapitels meiner Arbeit berichten und einige Schlüsse zum Verhältnis von Essen, Erinnerung und Heimat in der Lebensrealität meiner Gewährspersonen ziehen.



## **Fragestellung**

Ein im Vorfeld der Befragung erstellter Interviewleitfaden umfasste Fragen zur Aufrechterhaltung erlernter Ernährungsmuster und zur subjektiven Einschätzung der „neuen“ Esskultur. In meinen Ausführungen werde ich mich im Wesentlichen auf die Antworten auf folgende Frage konzentrieren: Welche Bedeutung bekommt das Küchensystem der Heimat in einer fremden Umgebung?

## **Gewährsgruppen**

Für die Untersuchung habe ich zwei Gruppen von Gewährspersonen mit einer expliziten kulturellen Zugehörigkeit befragt. Die Entscheidung zunächst mit Gruppen und dann erst mit Einzelpersonen zu sprechen ist in diesem Zusammenhang wichtig, da die Beibehaltung von Ernährungsmustern der Heimat im neuen Alltag stark davon abhängig ist, dass sie gemeinsam mit anderen begangen werden kann. Zum einen habe ich Frauen aus einem lockeren Netzwerk von Ostpreußinnen befragt, die einmal im Monat in einer Kaffeerrunde ihr Andenken sowohl an die gemeinsame Herkunftsregion als auch an Flucht und Vertreibung lebendig halten. Zum anderen sprach ich mit einer Reihe von so genannten Stadtteilmüttern, Teilnehmerinnen einer sozialen Initiative, bei der Migrantinnen Frauen mit vergleichbaren Biografien in Fragen des Alltags beratend zur Seite stehen. Für diese beiden Gewährsgruppen habe ich mich aus verschiedenen, teils auch journalistischen Gründen entschieden. Es handelt sich sowohl bei den Ostpreußinnen als auch bei den Stadtteilmüttern um Frauen, deren Biografien in mehrfacher Hinsicht vergleichbar sind. Alle

haben ihre Heimat unfreiwillig und dauerhaft verlassen, empfinden diesen Bruch in der eigenen Lebensgeschichte nach wie vor als sehr schmerzhaft und begeben sich mehr oder weniger regelmäßig in die Gesellschaft von Menschen mit vergleichbaren Erfahrungen, um das Erlebte zu reflektieren und sich der eigenen Identität zu versichern. Die individuelle Erfahrung von Verlust und Entwurzelung dient innerhalb des Gruppenverbands als verbindendes Element. Darüber hinaus verfügten alle Gewährsfrauen durch die ihnen zugewiesene Geschlechterrolle über ein hohes Maß an Expertise in Sachen Ernährung.

Die Kontaktaufnahme erfolgte ohne vorherige Kenntnis der Akteurinnen nach einer kurzen Recherche in der Presse und dem Internet über die öffentlich zugänglichen Kontaktwege. Im Falle der Stadtteilmütter anlässlich eines Zeitungsberichts in einer kostenlosen Wochenzeitung über eine dort angegebene Kontaktadresse, im Falle der Ostpreußinnen durch Vermittlung des in Hamburg ansässigen Vorstands der Landsmannschaft. In beiden Fällen verlief die Interviewanbahnung problemlos und wurde die Projektidee – eine umfassende Darstellung der Berliner Esskultur – interessiert aufgenommen. Der Themenkomplex Esskultur wurde bei den Ostpreußinnen schnell auf ein Interesse an Kochen und Rezepten reduziert, was zu mehrfachen Angeboten der Ausleihe von entsprechenden Sammlungen und Anleitung führte. Auch die Tatsache, dass ein Mann Mitte 30 sich mit diesen Themen auseinandersetzt, führte bei den Seniorinnen lediglich zu anfänglicher Verwunderung. In beiden Gruppen wurde ich, nach einer kurzen Kennenlernphase, herzlich aufgenommen, bereitwillig mit Informationen versorgt und nach dem Ende des Termins zur Rückkehr aufgefordert. Während ich von den Ostpreußinnen

im Vorfeld eingeladen worden war, einer regulären Versammlung der Gruppe beizuwohnen, wurde ich von den Stadtteilmüttern zu einem Gespräch mit einer kleineren Gruppe nach einem größeren Plenum eingeladen. Nach dem Zusammentreffen mit den Ostpreußinnen führte ich weitere telefonische beziehungsweise persönliche Interviews mit drei Frauen. Diese Möglichkeit war mir bei den Stadtteilmüttern, die großen Wert auf Anonymität und den schützenden Raum eines öffentlichen Gebäudes legten, nicht gegeben.

### Ostpreußinnen

Bei den Ostpreußinnen handelt es sich um eine Gruppe von etwa 30 Frauen grob geschätzt zwischen 60 und 90 Jahren, die einmal im Monat in einem evangelischen Gemeindezentrum in Kreuzberg zusammenkommen. Die rund 13 Millionen Flüchtlinge und Vertriebenen, die nach 1945 ihre Heimat verlassen mussten, sind aus einer nahrungsethnologischen Perspektive aufschlussreich, weil sie sich auch in der neuen Umgebung kontinuierlich auf überlieferte Traditionen und Handlungsmustern berufen.

Neben einem kleinen Rahmenprogramm, welches an dem von mir besuchten Nachmittag aus vorgetragenen Gedichten und dem gemeinsamen Anschauen von Ausschnitten aus Volksmusiksendungen bestand, spielte der gemeinsame Verzehr von Kaffee und Kuchen die zentrale Rolle. Aus finanziellen Gründen – das Netzwerk verfügt über keinerlei Nachwuchs mehr – ist man vor einiger Zeit dazu übergegangen, lediglich den Kaffee zentral zur Verfügung zu stellen. Kuchen und Gebäck wird von den Frauen selber mitgebracht.

### Stadtteilmütter

Seit September 2006 gibt es in der im Süden Neuköllns gelegenen Gropiusstadt die Stadtteilmütter, ein Projekt, bei dem die Integration bildungsferne Familien, insbesondere mit türkischem und arabischem Migrationshintergrund, gefördert werden soll. In einer Kooperation zwischen der Bezirksregierung, der Senatorin für Stadtentwicklung, der Arbeitsagentur und dem Diakonischen Werke wurde der Einsatz von 200 Frauen beschlossen, die nach einer sechsmonatigen Ausbildung insgesamt 40.000 Stunden Beratungsarbeit leisten.

Die Stadtteilmütter „beraten Familien der eigenen ethnischen Community zu Themen aus den Bereichen Bildung, Sprache, Erziehung, und Gesundheit“, heißt es in der Pressemitteilung des Bezirksamtes.<sup>1</sup> Arbeitslose Frauen erhalten durch die Ausbildung zur Stadtteilmutter eine Qualifizierung und gleichzeitig eine entlohnte Beschäftigung. Vielfach sind sie bereits seit Jahrzehnten in Deutschland und fungieren als Brücke zwischen weniger gut integrierten Migrantinnen und ihrer deutschen Alltagswelt. In der Gropiusstadt gibt es 13 Stadtteilmütter aus sieben Nationen, die insgesamt zehn Sprachen abdecken.

Fünf Frauen erklärten sich dazu bereit, sowohl als Stadtteilmütter als auch ganz persönlich über Essen und Trinken zu sprechen. Fünf Frauen, die aus ganz unterschiedlichen Lebenswelten stammen: aus Sri Lanka, dem Kosovo, dem Libanon, Eritrea und den kurdischen Gebieten der Türkei. Ihren Namen wollten sie nicht nennen, im Folgenden werde ich sie daher mit dem Anfangsbuchstaben ihres Herkunftslandes bezeichnen.

<sup>1</sup> Pressemitteilung des Bezirksamtes Neukölln vom Juli 2006.

## Identität durch Mangel

Beide Gewährsgruppen verneinen die Frage, ob sie in bestimmten Krisenmomenten des Alltags, beispielsweise bei akuten Heimwehgefühlen, ein bestimmtes Gericht zubereiten oder essen. Die Erinnerungskultur funktioniert also offensichtlich nicht über ein Plus an bestimmten Lebensmitteln oder Speisen, sondern vielmehr über einen ganz konkreten Mangel. Dieser lässt sich in zwei Kategorien zusammenfassen. Zum einen geht es um einen fassbaren Mangel an konkreten Zutaten, die für die Zubereitung von bestimmten Gerichten aus der Heimat notwendig sind, zum anderen um die fehlende Authentizität in Beschaffenheit und Geschmack der vorhandenen Produkte. Die Ostpreußinnen nennen frisches Gänseblut, welches zur Zubereitung des regionaltypischen Gänseschwarzsauers notwendig sei, als eine Zutat, die gar nicht oder nur schwer zu bekommen sei.

Die Stadtteilmütter erzählen von einer bestimmten Sorte Lab zur Käsezubereitung oder einem aus Traubenkernen hergestellten Säuerungsmittel, das im arabischen Raum verbreitet ist.

## Authentizität der Produkte

Hinsichtlich eines unzulänglichen Geschmacks beklagen die ostpreußische Frauen, dass sich der verfügbare Speck nicht zur Herstellung von „Spirgel“ (ausgelassene Speckwürfel die beispielsweise zu Kartoffelpüree verzehrt wurden) eignen würde, da er zu viel Feuchtigkeit enthalte. Für die aus Königsberg stammende Frau Becker ist der in Deutschland erhältliche Majoran nicht mit dem ihrer Kindheit in Ostpreußen zu vergleichen.

„Leberwurst mit viel Majoran – da träume ich heute noch von. Den Majoran, den sie heute kaufen können, der riecht zwar, aber dann schmeckt er letztendlich nach nichts.“

Für die aus Tilsit stammende Frau Krielke ist ihre Kindheit in Ostpreußen mit der Erinnerung an selbstgebackenes und dick mit Käse belegtes Brot verbunden. Den heute unter der Bezeichnung Tilisiter verkauften Käse findet sie „ein Grauen“, weil er nicht geruchsintensiv genug sei.



*Türkischer Imbiss am Kottbusser Tor in Berlin-Kreuzberg.*

Ähnliche Empfindungen äußern auch die Stadtteilmütter. Frau L. verwendet ausschließlich Gewürze und Kräuter aus ihrer libanesischen Heimat. Auf diese Weise stellt der Mangel von authentischen Produkten gewissermaßen eine physische Verbindung in die Heimat her, die im Falle von Frau L., die von ihrem Vater selbstgezogenen Thymian und Pfefferminze aus dem Libanon geschickt bekommt, noch einmal besonders emotional aufgeladen ist.

Als Gründe für die als minderwertig empfundene Qualität der gegenwärtig erhältlichen Lebensmittel nennen die Frauen aus

beiden Gruppen dieselben Faktoren. Zum einen sehen sie die industrielle Produktionsweise in Deutschland im Gegensatz zur Erzeugung im zumeist ländlichen Raum der Heimat, die als „Bio“ identifiziert wird, als einen der Gründe für den schwachen Geschmack der Produkte. Darüber hinaus wird von den Stadtteilmüttern das als schlechter empfundene Klima in Deutschland genannt, alle Frauen mit Ausnahme von Frau K. aus dem Kosovo aus Ländern mit anderen klimatischen Bedingungen stammen.

### Hindernisse

Während die in Folge des Zweiten Weltkriegs vertriebenen Frauen trotz ihrer Selbstidentifizierung als Ostpreußinnen gut in den Berliner Alltag integriert sind, berichten die Stadtteilmütter, die sich maximal zwei Jahrzehnte in Deutschland aufhalten, von weiteren Schwierigkeiten bei der Beibehaltung der eigenen in der Heimat angeeigneten Ernährungsmuster. So rechnet Frau E aus Eritrea immer mit Beschwerden, wenn sie Gerichte aus ihrer Heimat kocht. Die intensiv riechenden Gewürze von beispielsweise Injeera und Wot – eine Art Fladenbrot mit Soße – empfinden ihre Nachbarn als störend. Eine Erfahrung, die Frau S. aus Sri Lanka bestätigen kann, auch wenn Sie modifiziert, dass sie mitunter auch Neugier der Nachbarn feststellen könne. Frau E. weist darüber hinaus darauf hin, dass die traditionellen Gerichte in den meisten Fällen zu arbeitsintensiv für den von beruflichen Anforderungen geprägten deutschen Alltag seien. Ein Hindernis, das auch von den Ostpreußinnen bestätigt wird. So erzählt Frau Pachert von der Herstellung und Zubereitung von Keilchen, einer ostpreußischen Kartoffelspezialität, die früher die ganze Familie in

Anspruch genommen habe, als ihre Kinder größer geworden seien, aber aus Zeitgründen eingestellt worden sei.

### Next Generation

Das mehr oder weniger ausgeprägte Desinteresse der nachfolgenden Generationen wird von Frauen aus beiden Gewährsgruppen als problematisch empfunden. Die kulinarischen Traditionen ihrer Heimatregionen stehen für eine mentale Verortung, ein Gefühl der Verwurzeltheit, das sie gerne auch an ihre Kinder weitergeben möchten. Ein Anspruch, der jedoch selten vollständig eingelöst werden kann.

Die 17, 15 und 11 Jahre alten Kinder von Frau L. aus dem Libanon sind alle in Deutschland geboren und sprechen kaum arabisch und bevorzugen explizit eine nicht-arabische Kost. Den Gerichten, die ihre Mutter für den Vater kocht, begegnen sie eher ablehnend. Eine Tatsache, die Frau L. als verletzend empfindet und damit begründet, dass ihre Kinder „durcheinander“ seien.

Eine generationsbedingte Verschiebung der Wertigkeit, von der auch die Ostpreußinnen erzählen. Dort erzählt eine Frau, dass ihre längst erwachsenen Kinder lieber „ausländische Sachen“ – französisch oder italienisch – essen würden. Ein grundsätzliches Interesse an von ihr gekochten ostpreußischen Gerichten sei zwar vorhanden, aber selber werde diese Tradition nicht weitergeführt.

Frau Pachert nennt die ostpreußische Vorliebe für Fischgerichte als Beispiel: Gebratene und sauer eingelegt grüne Heringe sowie selbst gemachte Rollmöpfe gehörten jahrelang zum kulinarischen Kanon der Familie, seien nach dem Tod ihres ebenfalls aus Ostpreußen stammenden Mannes jedoch aus dem Alltag verschwunden, da die Kinder

keine ausgeprägte Präferenz für Fisch an den Tag legten.

Auch für Frau Krielke spielten ostpreußische Traditionen eine größere Rolle, als die Kinder noch kleiner waren. Zusammen wurde in der Vorweihnachtszeit Königsberger Marzipan hergestellt. An Weihnachten gab es außerdem lange Zeit die typisch ostpreußische gefüllte Gans. Jetzt, wo die Familie so groß sei, verzichte sie auf diesen zusätzlichen Arbeitsaufwand.

Eine Ausnahme in der Frage der Weitergabe der kulinarischen Traditionen ist die Stadtteilmutter Frau K., die mit ihrer gesamten Familie aus dem Kosovo nach Deutschland geflohen ist. Bis auf den ältesten Sohn, sind ihre Kinder hier in Deutschland geboren und vor einigen Jahren beschloss die Familie gemeinsam und dauerhaft in Deutschland zu bleiben. Im Gegensatz zu den Schilderungen der anderen Frauen haben ihre Kinder großes Interesse an den kulinarischen Wurzeln der Eltern und träumt der älteste, noch im Kosovo geborene Sohn davon, nach seiner Kochlehre gemeinsam mit der Mutter ein Restaurant mit der Mutter zu eröffnen. Eine Tatsache, die sie mit Stolz erfüllt.

„Das macht mich stark.“

**Religiöse Speisevorschriften**

Mit dem Alltag in der neuen Umgebung geht unter Umständen auch die selbstverständliche Einhaltung religiös bedingter Speiseverbote in den kommenden Generationen verloren – nicht nur für Muslime. Frau S. aus Sri Lanka ist Hindu und der Verzehr von Rindfleisch ist für sie tabu.



*Hausverkauf nordafrikanischer Merguez-Würstchen in Köln-Ehrenfeld, 2010*

Überhaupt ist ihr der deutsche Umgang mit Fleisch eher suspekt. Die hiesige Vorliebe für Rindfleisch stellt sie im Alltag immer wieder vor Probleme. Als ihre Kinder noch kleiner waren, wäre sie gerne in die Kita gegangen, um zu erklären, was ihre Kinder essen dürfen und was nicht. Doch aufgrund der damals noch lückenhaften Deutschkenntnisse traute sie sich diesen Schritt nicht zu. Außerdem, so glaubt sie, wären die Kinder vielleicht unglücklich gewesen, wenn bestimmte Sachen verboten gewesen wären, die die Anderen essen durften. Ihr Sohn, der hier geboren und aufgewachsen ist, verzehrt hin und wieder einen Hamburger bei McDonald's der auch Rindfleisch enthält. Einen Zustand den Frau S. nach eigenen Angaben vorübergehend duldet, um die Integration ihres Sohnes in der Schule – als konkretes Beispiel nennt sie Klassenfahrten – nicht zu behindern.

## Hybridität

Frau T., eine Kurdin aus der Türkei, hingegen hat ihre Essgewohnheiten zumindest teilweise denen ihrer Kinder angepasst und isst nun auch gerne Hamburger und Nudeln. Ihre Ernährung hat einen hybriden Charakter bekommen.

Frau Becker aus Königsberg verzichtet mittlerweile im Alltag auf die eigene Herstellung des Kartoffelsteigs bei der Zubereitung der ostpreußischen Keilchen und empfiehlt auch den anderen Frauen die Verwendung von fertigem Thüringer Kloßteig aus dem Supermarkt.

Alle Gewährsfrauen legen in der Umsetzung ihrer esskulturellen Ideale ein gewisses Maß an Pragmatik und Kompromissbereitschaft an den Tag, beharren jedoch auf Nachfrage auf einer höheren Wertigkeit der in ihren Augen traditionellen Produkte und Zubereitungsweisen.

## Fazit

Die erläuterten Beispiele machen deutlich, dass die emotionale Aufladung von Essen und Trinken der kurz nach dem Zweiten Weltkrieg vertriebenen Ostpreußinnen sich nur marginal von den Empfindungen der Migrantinnen unterscheidet, die in den letzten beiden Jahrzehnten aus sehr unterschiedlichen Regionen nach Deutschland gekommen sind.

Die Erinnerung an ihre Heimat wird mit Erzählungen von nahezu unermesslichen Gastfreundschaft und der Qualität von Fleisch und Gemüse lebendig gehalten. Sie wird, anders als zunächst vermutet, nur in geringerem Maße durch eine regelmäßige Zubereitung und den Konsum von spezi-

fischen Gerichten lebendig gehalten, sondern vielmehr durch das Fehlen unbedingt benötigter Zutaten, des authentischen Geschmacks und durch den Verzicht auf unzulänglichen Ersatz. Das Desinteresse der nachfolgenden Generationen wird von beiden Gruppen als Verlust beziehungsweise Bedrohung der eigenen Identität empfunden.

Die traditionelle Esskultur, das unstillbare Verlangen nach den Gerichten der Vergangenheit wird somit zu einem Platzhalter für die verloren gegangene Heimat.

## Literatur

Johannes J. Arens: Nachschlag Berlin – Von der Kultur des Essens und Trinkens in der Hauptstadt. Berlin 2010

# Vom Lebensmittelpunkt zum Hobby?

von Dagmar Hänel

Vor einigen Jahren konnte ich in im Garten eines Nachbarn folgende Szene beobachten: Die Nachbarskinder spielten im Sandkasten, aufgebaut war eine Spielküche in buntem Plastikdesign, gespielt wurde eine beliebte Episode aus dem Kinderspielklassiker „Vater, Mutter, Kind“. *Vater* kommt von der Arbeit nach Hause und beginnt ein Gespräch mit *Mutter*:

Kind 1: Hallo Mutter, was gibt's denn heute zu essen?“

Kind 2: „Hallo Vater – Dein Essen steht in der Mikrowelle“.

Kinder spielen den Alltag nach, den sie beobachten. Spielen ist eine Form der Aneignung von Verhaltensformen, von Normen und Werten, Spielen ist Enkulturation.<sup>1</sup> An der beschriebenen Szene sind aus kulturwissenschaftlicher Perspektive zwei Aspekte bemerkenswert.

Erstens: Das die Mutter spielende Kind verortet ganz selbstverständlich das Essen in der Mikrowelle. Vielleicht lassen sich daraus Rückschlüsse ziehen auf den Stellenwert von selbst gekochtem Essen und der gemeinsam eingenommenen Mahlzeit.

Zweitens: eine komplett eingerichtete Spiel-

1 Vgl. Ingeborg Weber-Kellermann: Die Kinderstube. Frankfurt am Main/Leipzig 1991.

küche im Sandkasten gehört zu signifikanten Objekten der Alltagskultur, die uns über Strukturen und Funktionsweisen unserer Gesellschaft Auskunft erteilt. Diese Spielküche enthält ganz selbstverständlich eine Mikrowelle. Herd, Kühlschrank, Schränke und Schubladen gehören auch dazu. Die Spielküche ist eine zwar verkleinerte, in den Formen vereinfachte und bunt gestaltete Nachbildung einer echten Küche. Damit zeigt auch diese aktuelle Spiel- oder Puppenküche ein Charakteristikum, das dieses bis heute als typisches Mädchenspielzeug geltende Objekt schon seit 200 Jahren prägt: In die Puppenküchen halten technische Neuerungen manchmal schneller Einzug als in die Küchen der Erwachsenen. So zeigen die zahlreichen Sammlungen von Puppenküchen aus dem 18. und 19. Jahrhundert überwiegend „ein Abbild von Küchen Privilegierter“,<sup>2</sup> also gut ausgestattete bürgerliche oder adelige Küchen, eher selten ist die zeitgleich viel weiter verbreitete Rauchküche im Spielzeug umgesetzt.

Die kleine Eingangsgeschichte zeigt, die

2 Eva Stille: Von der dunklen zur hellen Küche. Geschichte von Küche und Puppenküche bis 1900. In: Michael Andritzky (Hg.): Oikos. Von der Feuerstelle zur Mikrowelle. Haushalt und Wohnen im Wandel. Gießen 1992, S. 62-76, hier S. 62.

Küche ist als Raum, der mit bestimmten Dingen gestaltet wird, immer auch ein Zeichen für anderes: Für das vorherrschende Bild von Familie, für die Rollenvorstellungen der Akteure, für die gesellschaftliche Bewertung von Haushalt, von Essen und seiner Zubereitung. Diese unterschwellig aber wirkmächtigen Botschaften des Raumes „Küche“ verweisen auf kulturelle Tradierungs- und Wandlungsprozesse sowie Wertesysteme. Diesen Aspekten sei im Folgenden nachgegangen. Im Zentrum steht dabei die Küche als spezifisch gestalteter Raum, seine Veränderung wird im Kontext von charakteristischen Elementen und Funktionen aufgezeigt. Der Schwerpunkt liegt auf den Entwicklungen des 19. Jahrhunderts, die hier sich entfaltende bürgerliche Küche manifestiert in der räumlichen Gestaltung Konzepte der Nahrungskultur, die bis heute wirkmächtig sind.

### Zur Entstehung der Küche als Raum

Der Raum „Küche“ ist in erster Linie durch seine Funktion – das Kochen – charakterisiert. Ohne diese Funktion – eine banale Feststellung – sind der Raum und seine dingliche Ausstattung nutzlos. Kochen ist eine sehr alte Kulturtechnik, die mit der Entstehung menschlicher Kultur ganz allgemein in enger Verbindung steht. Mit der Technik des Kochens von Speisen „eröffneten sich nun ganz ungeahnte Möglichkeiten, Nahrung zu verbessern und Geschmack zu verfeinern. Konservierung wurde möglich, also konnte man auch länger an einem Platz bleiben. (...) Braten zerstört Bakterien und Parasiten, was sich auch ohne medizinische Kenntnisse schnell daran erkennen ließ, daß es einem besser bekam. Das ungeheure Mahlgeiß konnte sich verkleinern, der Mund für das Artikulieren von Sprache

geeigneter werden.“<sup>3</sup> Also ohne die Umstellung von rohen zu gekochten Speisen wäre so mancher evolutionärer Schritt der Entwicklung des Menschen nicht möglich gewesen. Als „Küchen“ werden die ersten Feuerstellen der noch nomadisch lebenden frühen Menschen nicht bezeichnet. Vorformen, so genannte Proto-Küchen, finden sich in den ersten Stadtstaaten Mesopotamiens, ab etwa 8.000 v. Chr. Hier finden sich in archäologischen Funden die ersten als „Herd“ zu bezeichnenden Kochstellen. Es handelt sich nicht mehr um komplett offene und mobile Feuerstellen, sondern um architektonisch begrenzte Kochstellen. Drei Mauern umgeben das Feuer, diese Form bietet bereits Möglichkeiten des Garens von Lebensmitteln abseits vom Rösten auf der offenen Pfanne. Kochgut konnte beispielsweise in Lehm oder in Blättern in heißer Asche gegart werden, eine Küchentechnik, die bis heute in vielen Variationen weltweit verbreitet ist.

Im antiken Griechenland finden sich vor allem in den Häusern der wohlhabenden Bevölkerung eigene geschlossene Küchenräume. Über dem Herd wurde auch das Badewasser erwärmt. In den größeren Städten des römischen Reichs versorgten sich die unteren sozialen Schichten überwiegend in Gemeinschaftsküchen – die eigene Küche in der Wohnung war den Reichen vorbehalten. Da Kochen hier als Sklavenarbeit galt, verwundert es nicht, dass sie in den ländlichen Villen beispielsweise klar vom Wohnbereich getrennt waren.<sup>4</sup> Diese Trennung war nicht nur ein praktischer Schutz vor Rauch, Geräuschen und Gerüchen (Abzüge

<sup>3</sup> Gert v. Paczensky, Anna Dünnbier: Leere Töpfe, volle Töpfe. Eine Kulturgeschichte des Essens und Trinkens. München 1994, S. 15.

<sup>4</sup> Vgl. Klaus Heyer: Von Xanthippe bis zum alten Cato. Ein Blick auf den antiken Haushalt. In: Andritzky: Oikos, S. 20-24.



1 Offene  
Rauchküche.

oder Schornsteine gab es noch nicht), sondern auch ein soziales Distinktionsmerkmal.

Die nordeuropäischen frühmittelalterlichen Häuser im ländlichen Raum hatten keine eigene Küche. Hier gab es eine offene Feuerstelle, meist im vorderen Bereich des Hauses. Ein Loch im Dach diente als Rauchabzug. Dieses offene Feuer diente nicht nur zum Kochen, sondern auch als Heizung und Lichtquelle. Das Leben spielte sich in einem Raum ab: Wohnen, Wirtschaften, Tierhaltung unter einem Dach. Ein Beispiel für diese Lebensweise ist das niederdeutsche Hallenhaus.<sup>5</sup>

Aus den Ein-Raum-Häusern entwickelten sich differenziertere Hausformen mit unterschiedlichen Räumen. Lange blieb aber in der Küche das offene Feuer im Herd selbstverständlich (Abb. 1), mit dem Aufkommen des Kamins verlagerte man das Feuer an eine Wand, es entstanden die ersten gemau-

erten Herde. Durch das offene Feuer waren die Küchen verraucht, die Wände mit einer Rußschicht bedeckt. Heute oft romantisiert, muss das Leben und Arbeiten in den dauerhaft verrauchten Küchenbereichen unangenehm gewesen sein. Vorteile gab es allerdings auch: Der Rauch „konservierte“ das Hausgebälk, schützte vor Ungeziefer



2 Mittelalterliche Küche, Holzschnitt.

5 Vgl. Konrad Bedal: Historische Hausforschung. Eine Einführung in Arbeitsweise, Begriffe und Literatur. Münster 1978.

und diente zum Räuchern von Fleisch und Würsten.<sup>6</sup> Die Rauch- oder Schwarzküche blieb bis ins frühe 20. Jahrhundert in manchen Gebieten des Rheinlandes und auch anderswo selbstverständlicher Standard.

### Herd und Tisch als charakteristische Elemente des Küchenraumes

Der Herd als Ort der Zubereitung der Speisen ist zentrales Element jeder Küche. Der grundsätzliche Aufbau der Feuer- und Kochstellen ist in den Kulturen der Vormoderne recht ähnlich (Abb. 2). Die Hitze des Feuers konnte mit verschiedenen Ring- oder Hängesystemen variiert werden, zudem waren heiße Asche und erhitzte Steine bekannte und beliebte Alternativen zum Kochen, Backen und Dünsten. Die dafür genutzten Herde waren multifunktional, entwickelt wurden beispielsweise im 14. und 15. Jahrhundert Systeme von Dreh-Bratspießern, die durch die warme Luft im Herd angetrieben wurden. Diverse Topfgerichte wurden über dem offenen Feuer oder in Glut oder heißer Asche gegart – das ermöglichte unterschiedliche und kontrollierte Wärmezufuhr. Eintöpfe und Suppen konnten langsam garen, der Kesselhaken war über die Kesselsäge in der Höhe verstellbar – bei Bedarf wurde „ein Zahn zugelegt“, diese Küchentechnik hat sich bis in die Gegenwart im Sprichwort erhalten.<sup>7</sup> Über dem Herd konnten zudem

die zu konservierenden Fleischspeisen geräuchert werden.

Die Form des Herdes und seine technischen Möglichkeiten repräsentieren sozusagen auch das Nahrungskonzept der Zeit: Die wichtigste Mahlzeit wurde im großen Topf über dem Feuer gekocht, es handelte sich um Brei-, Suppen- und Eintopfgerichte, die zu jeder Tageszeit auf den Tisch kamen.<sup>8</sup> Fleisch war für den Großteil der Bevölkerung Mangelware, Fleischgerichte, vor allem gebratene reine Fleischspeisen, waren Festspeisen und Statussymbol.<sup>9</sup>

Da das Essen und die einzelnen Nahrungsmittel hochgradig symbolisch aufgeladen waren, übertrug sich diese Zuschreibung durchaus auf den Ort der Zubereitung der Mahlzeit. Nicht von ungefähr gehören Küchenszenen zu den beliebtesten Motiven der Genremalerei. Ein Beispiel sei kurz vorgestellt:



3 *Küchenszene.*

In dem Gemälde von Joachim Wtewael (1566–1638) (Abb. 3) ist eine Küchenszene dargestellt, die über die Koch- und Kü-

6 Margret Tränkle: Zur Geschichte des Herdes – vom offenen Feuer zur Mikrowelle. In: Andritzky: Oikos, S. 37-52, hier S. 39.

7 Vgl. Lutz Röhrich: Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. Band 3. Freiburg/Basel/Wien 1992, S. 1754-1756.

8 Vgl. Gunther Hirschfelder: Europäische Esskultur. Geschichte der Ernährung von der Steinzeit bis heute. Frankfurt/New York 2001.

9 Vgl. Ebd.



4 Bäuerliche Küche, 1885.

chenthematik hinaus als Symbol gelesen werden kann. Die Fülle und Vielfalt der abgebildeten Lebensmittel, die Größe des Raumes, das anwesende Küchenpersonal verweisen auf einen hohen gesellschaftlichen Status des Küchenherrn – auch wenn dieser Adelige oder reiche Bürgerliche selbst gar nicht dargestellt ist. Deutlich wird vielmehr, dass die Küche ein Raum der unteren Sozialschichten ist: Dienstmädchen, Angestellte, Küchenpersonal – die Arbeit verrichtete in der großen, gut ausgestatteten Küche

der Reichen und Herrschenden spezielles Personal. Die hier zubereiteten Mahlzeiten nehmen andere ein – im Bildhintergrund zu sehen. Damit wird die gemalte Küchenszene zu einem Zeichen sozialer Repräsentation.<sup>10</sup> Gleichzeitig enthält das Bild eine Reihe von Symbolen der christlichen Didaktik. Auf der rechten Bildseite sind zahlreiche Fische dargestellt. Sie verweisen auf Christus, sind mahnendes Memento Mori.<sup>11</sup> Gegenüber auf der linken Seite

tändelt ein Mann mit einer Küchenmagd vor dem Feuer – solch moralisch anrüchiges Verhalten wird durch die Kontrastierung mit dem christlichen Symbol kritisiert. Ein Motiv der christlichen Didaxe findet sich auch im Hintergrund. Wenn sich im linken oberen Bildteil der Küchenraum zum Spei-

10 Vgl. Alexander Fenton: Prestige, Hunger and Charity. Aspects of Status through Food. In: Hans-Jürgen Teuteberg, Gerhard Neumann und Alois Wierlacher: Essen und kulturelle Identität. Europäische Perspektiven. Berlin 1997, S. 155-163.

11 Lexikon der christlichen Ikonographie. Band 2. Rom/Freiburg/Basel/Wien 1994, Sp. 35-39.



5 Kücheninterieur mit einer Familie. Gemälde, um 1800.



6 Familie am Esstisch.  
Gemälde, 17. Jahrhundert.

seraum öffnet, wo eine Gesellschaft bei der Einnahme einer Mahlzeit gezeigt wird, so erinnert und mahnt der humpelnde Bettler im Eingangsbereich an das Gebot der christlichen Caritas, die sich beispielsweise in der Nahrungsstiftung für Bedürftige äußert.<sup>12</sup>

Solche im Kunstwerk inszenierten Küchenszenen zeigen auch die grundsätzliche Bedeutung der Küche. Es ist nicht nur der Ort, indem die Mahlzeiten hergestellt werden, sondern bietet auch Raum für andere Elemente des Alltags: Kommunikation, die Erfahrung von Gemeinschaft, unterschiedliche Arbeitsformen rund um den Haushalt und durchaus auch Spiel und Spaß.

Dieses Alltagsleben in der Küche findet sich auch in den zeitlich etwas später populär werdenden bäuerlichen Küchen in der Kunst (Abb. 4). Die Ausstattung der Küche ist allerdings deutlich anders. Geprägt ist

diese bäuerliche Küche vom offenen Feuer, es handelt sich um Rauchküchen. Trotzdem findet neben dem Kochen der Alltag der Familie in diesem Raum statt. Der Herd ist oftmals Zentrum des ganzen Hauses, hier sind Wärme und Licht. Kein Wunder, dass die Küche als multifunktionaler Ort für alle Belange des Lebens genutzt wird, hier beispielsweise für das Spinnen als Nebenerwerb der Familie. Die räumliche Einheit von Arbeit, Essen und meist spärlicher Freizeit in der vormodernen Küche der Unter- und Mittelschichten wird im Beispiel Abb. 4, einer Druckgraphik des 19. Jahrhunderts, schon zur Idylle verklärt.

Der zweite charakteristische Einrichtungsgegenstand der Küche ist der Tisch. Am Küchentisch versammelt sich die Familie zur gemeinsamen Mahlzeit. Zur rituellen Gestaltung der Nahrungsaufnahme gehörte das Gebet, wie Abbildungen 5 und 6 zeigen, denn die Religion war in der Vormoderne deutlich stärker im Alltagsleben verankert als heute.<sup>13</sup> Die Mahlzeit in Abb. 5 ist wiederum ein Eintopfgericht, ganz typisch für die wenig wohlhabende ländliche Bevölkerung beispielsweise im Rheinland. Den Esstisch einer wohlhabenden Familie zeigt Abb. 6. Der soziale Status der Familie lässt sich an der Kleidung nach spanischer Mode erkennen, aber auch an der Einrichtung des Küchen- und Essbereiches: beide sind räumlich getrennt, in der Küche arbeitet Personal – die Hausfrau sitzt bereit neben ihrem Mann am Tisch, das Essen wird von einem Küchenmädchen aufgetragen.

Das Bild zeigt eindrucksvoll, was unter „Tischordnung“ verstanden werden kann. Die Eltern sitzen vor Kopf, die Kinder der Größe nach aufgereiht. Nicht nur das Alter

12 Peter Jezler: Jenseitsmodelle und Jenseitsvorsorge – Eine Einführung. In: Ders. (Hg.): Himmel, Hölle, Fegefeuer. Das Jenseits im Mittelalter. 2. Aufl. Zürich 1994, S. 13-26.

13 Vgl. u.a. Martin Scharfe: Über die Religion. Glaube und Zweifel in der Volkskultur. Köln/Wien 2004.

der Kinder spielt eine Rolle, auch das Geschlecht – die Jungen sitzen auf der einen Seite, die Mädchen auf der anderen. Die Geschlechtertrennung orientiert sich klar an religiösen Vorbildern, ob Kreuzigungszenen oder die Darstellung des Jüngsten Gerichts, stets gilt die rechte Seite als männliche, die linke war den Frauen vorbehalten. Die hier dargestellte symbolische Ordnung der Geschlechter ist im vormodern-religiös fundierten Denken mit moralischen Kategorien verbunden: Nach rechts gehen die Erlösten ins Paradies, auf der linken Seite wartet der Höllenschlund, rechts sitzen die „Gerechten“, links die Verdammten.<sup>14</sup> Damit erhält die dargestellte Rechts-Links-Ordnung am Esstisch einen moralischen Unterton – die Sitzordnung repräsentiert die Bewertung und Hierarchisierung der Geschlechter.

Auch die bäuerliche Tafel in Abb. 5 zeigt in ihrer Sitzordnung die soziale Ordnung: Geschlecht, sozialer Status, Alter, Rechte, Rollen – all diese Kategorien spiegeln sich beim Einnehmen der gemeinsamen Mahlzeit oder auch der Ausgrenzung vom Esstisch.

### **Zur Entstehung der „bürgerlichen Küche“: Raum und Speisesystem des 19. und 20. Jahrhunderts**

Tisch und Herd als Elemente der Küche werden räumlich spätestens im 19. Jahrhundert zunehmend getrennt. Der bürgerliche Haushalt orientiert sich in seinen räumlichen Konfigurationen an den ausdifferenzierten Raumordnungen des Adels – im Bürgerhaus findet sich also das Esszimmer getrennt von der Küche, die zum reinen Arbeitsraum wird. Wobei die Dame des Hauses nach Möglichkeit nicht selbst am Herd

steht, sondern nur noch Köchin und Hausmädchen überwacht.<sup>15</sup>

Die technischen Entwicklungen dieser Zeit führen auch im Haushalt zu Veränderungen. Der neue Herd ist deutlich kleiner als die alten Kochstellen, die gußeisernen Exemplare werden Kochmaschine genannt, die auch mit Kohle befeuert werden können.<sup>16</sup> Als „Sparherd“ sorgten sie gleichzeitig mit ihren Strukturen für eine Veränderung des Mahlzeitsystems.<sup>17</sup> Die unterschiedlichen Kochfelder, integrierte Backröhre und leichte Bedienung machten es einfacher, in mehreren Pfannen und Töpfen gleichzeitig zu kochen, d. h., die Nahrungsmittel getrennt voneinander zuzubereiten. Damit wurde die Eintopf- und Breiküche abgelöst vom „bürgerlichen Menu“, klassisch aus Fleisch, Kartoffeln und Gemüsebeilage auf dem Teller. Wie der Name aber schon sagt, zunächst eine statuträchtige Mahlzeit des wohlhabenden Bürgertums.

Schon Ende des 19. Jahrhunderts waren die ersten Gasherde auf dem Markt und um 1900 der erste Elektroherd, der sich allerdings erst nach dem 2. Weltkrieg durchsetzte.

Derartig exklusive Lebensbedingungen mit differenzierten Mahlzeiten und technisch aufgerüsteten Küchen waren einer kleinen Bevölkerungsgruppe vorbehalten. Der größte Teil der Bevölkerung lebte im 19. Jahrhundert anders: die Arbeiter in den Städten und die ländliche Bevölkerung.

Arbeiterwohnungen waren klein und eng, neben der Familie wurden oftmals so ge-

<sup>15</sup> Vgl. Irene Schicker-Ney: Die ‚Erfindung‘ von Hausfrau und Hausarbeit. In: Andritzky: Oikos, S. 172-181.

<sup>16</sup> Vgl. Tränkle: Geschichte des Herdes.

<sup>17</sup> Ingrid Ehrensperger: Gutbürgerliche Küche. Sparherd statt offener Feuerstelle. In: Ueli Gyr (Hg.): Soll und Haben. Alltag und Lebensformen bürgerlicher Kultur. Zürich 1995, S. 229-242.

<sup>14</sup> Vgl. Jezler: Jenseitsmodelle.



*7 Küche einer  
Arbeiterfamilie,  
um 1920.*

nannte Bettengänger untergebracht. Fotografien wie Abb. 7 zeigen, dass die Arbeiterküche ein Multifunktionsraum war, in dem gekocht, gegessen, geschlafen, gewaschen und Wäsche getrocknet wurde, die Kinder spielten auf dem Küchenboden. Eine ausgefeilte Koch- und Esskultur wie im Bürgertum konnte sich unter häufig extremer Armut nicht ausbilden, stattdessen Improvisation angesichts einer alltäglichen Not- und Mangelküche.<sup>18</sup>

Auch die ländliche Bevölkerung war zu weiten Teilen arm – allerdings häufig besser versorgt als die städtische Arbeiterschaft, da Selbstversorgung auf dem Land leichter möglich war. Aber auch hier ist die Küche ein Multifunktionsraum, häufig mit einer Schlafstelle, oft war die Küche der einzig beheizbare Raum.

In diesem Kontext wird die separate Küche im 19. Jahrhundert zu einem Statussymbol des wohlhabenden Bürgertums. Diese Bewertung der abgetrennten Küche bleibt

auch im frühen 20. Jahrhundert erhalten – auch die Designer der frühen Moderne stellen sich als Ideal für die moderne Frau eine funktionale Arbeitsküche vor. Das wohl bekannteste Modell dieser in den 1920er Jahren entwickelten, funktional und pragmatisch orientierten Küche ist die so genannte Frankfurter Küche, die als Reformküche die Zeit der modulhaft aufgebauten Einbauküchen einläutete.<sup>19</sup> Platzsparend, mit den inzwischen zahlreich vorhandenen technischen Geräten ausgestattet, sollte diese Küche für die moderne, durchaus berufstätig gedachte Frau der optimale Raum für ein zeit- und arbeitsoptimiertes Wirtschaften bilden. Es dauerte allerdings bis in die Wirtschaftswunderzeit nach dem 2. Weltkrieg, bis sich diese Art der Küche durchsetzte. Allerdings nur kurz, denn schon in den 1970er Jahren begann der Boom der so genannten Wohnküche: Aufhebung der Abgrenzung der Küche, der Isolation der Hausfrau durch eine Integration anderer Sozialfunktionen in den nun größeren Kü-

<sup>18</sup> Vgl. Hans Jürgen Teuteberg, Clemens Wischermann: Wohnalltag in Deutschland 1850-1914. Bilder – Daten – Dokumente. Münster 1985.

<sup>19</sup> Joachim Krause: Die Frankfurter Küche. In: Andritzky: Oikos, S. 96-113.

chenraum.

Diese Entwicklung lässt sich mit einer Veränderung der gesellschaftlich definierten Frauenrolle in dieser Zeit in Verbindung bringen. Mit dem Ende des Ersten Weltkriegs beginnt in der Weimarer Republik eine erste Phase der Emanzipation der Frau. Frauenrechte, vermehrte Berufstätigkeit und die Verkleinerung der Kernfamilie sorgen – in gewissen Rahmen – für Veränderungen im Frauenbild. Ein schlagartiges Ende fanden emanzipatorische Bewegungen und Konzepte mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten. Die Frau wurde auf ihre reproduktiven Fähigkeiten reduziert, sollte möglichst viele Kinder gebären (Mutterkreuz und Muttertag), ihren Ehemann versorgen und nicht arbeiten gehen. Es gehört zu den Absurditäten dieses Systems, dass allein aus ökonomischem Staatsinteresse die Arbeits- und Wirtschaftskraft der Frauen aus ideologischen Gründen verzichtet werden sollte, wobei die Realität spätestens mit Kriegsbeginn ganz anders aussah. Die Frauen ersetzen die Männer in der industriellen Produktion ebenso wie im Dienstleistungssektor. Nach 1945 zeigt der Begriff der „Trümmerfrauen“ die wichtige Rolle der Frauen beim Wiederaufbau des zerstörten Landes. Die Küchen in dieser Zeit orientierten sich wiederum pragmatisch und funktional an den Multifunktionsräumen der Arbeiter- und Bauernküchen des 19. Jahrhunderts. Die Lebensrealitäten der Nachkriegszeit ließ keine ausgefeilte Küchen- und Esskultur zu. Das ändert sich allerdings mit dem steigenden Wohlstand der Wirtschaftswunderzeit.<sup>20</sup> Wenn auch

die Frau in den 1950er Jahren zunächst anscheinend problem- und widerspruchslös in ihre traditionelle Rolle als Hausfrau zurückfindet, ist die Küche dieser Zeit in ihren Traumausstattungen eine sehr moderne. Die Einbauküche, die auf Konzepten der Reform- und Designbewegung der 1920er Jahre aufbaut, feiert ihren Siegeszug in den neu gebauten und eingerichteten Wohnhäusern der 1950er und 60er Jahre. Allerdings ist die räumlich abgetrennte Arbeitsküche schon seit den 1970er Jahren wieder auf dem Rückzug. Großzügig geschnittene Wohnküchen mit Essbereich sind bis heute beliebt, auch wenn sich Familienstrukturen, Geschlechterrollen und Arbeitsalltage deutlich verändert haben.

### **Aktuelle Küchentypen – Fragen und Anmerkungen**

Die rasante technische Entwicklung seit Mitte des 20. Jahrhunderts sorgt für eine zunehmende Technisierung der Küche. Mit dieser differenziert sich auch das Mahlzeitsystem aus, die Ernährung wird globaler, bunter, immer stärker verarbeitet und oftmals schon als convenience food eingekauft. Zu der unglaublichen Auswahl an Lebensmitteln kommen vielfältige Zubereitungsarten, jeweils mit ihren spezifischen Geräten und Hilfsmitteln: Mikrowelle, Sandwichtoaster, Eierkocher, Eismaschine, Brotbackautomat, batteriebetriebene Milchaufschäumer für den modischen latte macchiato. Die Zubereitung der Mahlzeiten, das Essen selbst ist zu einem Lebensstil geworden. Gerade medial ist die Küche das Thema schlechthin: kein Sendepplatz ohne Kochshow, wir lieben es, A-, B- und C-Prominenten aber auch dem ganz normalen Nachbarn in die Küche und auf den Esstisch

<sup>20</sup> Vgl. Michael Wildt: Abschied von der ‚Freßwelle‘ oder: die Pluralisierung des Geschmacks. Essen in der Bundesrepublik Deutschland der fünfziger Jahre. In: Alois Wierlacher, Gerhard Neumann und Hans Jürgen Teuteberg (Hg.): Kulturthema Esse. Ansichten und Problemfelder. Berlin 1993, S. 211-225.



8 Pantry-Küche.

zu schauen.<sup>21</sup> Dazu kommen die zahlreichen Skandale und Krisen rund ums Essen – von BSE bis EHCE, Gammelfleisch und Massentierhaltung – schon unsere Lebensmittel werden zunehmend skeptisch beäugt. Kritisiert werden Billigangebote ebenso wie Biowahn, Fertigprodukte und FastFood. Das medial und von berufenen Aufklärern propagierte Ideal der selbst zubereiteten Mahlzeit aus regional und nachhaltig angebauten Rohstoffen mit wenig Fett, Zucker und Salz steht die häufig von denselben Protagonisten beklagten Unfähigkeit zu kochen entgegen, von der die Generationen ab 1965 aufwärts betroffen sind. Wenn unser Essen und das Kochen in der Krise stecken, wie sehen dann unsere Küchen aus?

Schauen wir in aktuelle Werbung für Küchen und Kücheneinrichtungen, so wirft diese Quellengruppe eine Reihe von Fragen auf. Für die Gegenwart lassen sich grob drei Typen von Küche unterscheiden. Sind die-

se Spiegelbild unterschiedlicher Lebensentwürfe? Gestatten Sie mir einige Anmerkungen, die mangels systematischer empirischer Untersuchung im Vagen bleiben müssen.

Abb. 8 zeigt eine Küche, die so klein ist, dass sie in einen Wandschrank passt: Die Pantry-Küche. Mehrgängemenüs kochen können Sie hier nicht, auch nicht backen und die im Italienurlaub gekaufte Nudelmaschine packen Sie hier auch nur ein einziges Mal aus. Diese Küche steht für einen speziellen Lebensstil: schnellebig, praktisch, mobil, flexibel – Essen wird nach Möglichkeit oder auch aus Notwendigkeit nicht zuhause eingenommen.

Zahlreiche Studentenappartements sind mit solchen Pantryküchen eingerichtet, aber auch Arbeitspendler, just aus Beziehungen entflohenen Enddreißiger auf der Durchreise, Zeitvertrager, die alle 2 Jahre den Wohnort wechseln, all die postmodernen Lebensentwürfe, die Freiheit und Autonomie versprechen, können gut mit der Pantryküche leben. Es sei denn, sie kochen gerne.

Oder sie finden doch irgendwann den Ort zum niederlassen, die Beziehung zum Familie-Gründen, das erste Kind – dann folgt das eigene Heim, in dem die Küche

21 Max Matter: Siegt das Virtuelle über die Realität – oder wo bleiben die wesentlichen Sinneseindrücke? Medialisierte Nahrungszubereitung. In: Heinke M. Kalinke/Klaus Roth/Tobias Weger (Hg.): Esskultur und kulturelle Identität. Ethnologische Nahrungsforschung im östlichen Europa. München 2010, S. 219-232.



*9 Männertraum?*

zum zentralen Lebensmittelpunkt avanciert. Je nach gewähltem Lebensstil variiert die Küche zwischen Landhaus – ob Skandinavien, Toscana oder Provence – oder moderner Hochglanzfront. Die Landhausküche ist besonders beliebt bei Menschen, die in der Stadt leben. Sie ist der Raum gewordene Wunsch nach Naturnähe, der sich in der Ernährung in einer Hinwendung zu Bioprodukten ausdrückt, in der Küche in der geölten Naturholzarbeitsplatte. Häufig sind diese Landhausküchen inspiriert von idealisierten Vorstellungen von vergangener bäuerlich-dörflicher Lebenswelt. Sie spiegeln eine weit verbreitete Sehnsucht nach Verwurzelung, nach Heimat und Tradition. Es ist nicht verwunderlich, dass diese Aspekte gerade für Menschen, die in urbanen Kontexten leben und arbeiten, unterschwellig wichtig werden. Vor allem, wenn Familie im Spiel ist.

Die harten Lebens- und Arbeitsrealitäten der tatsächlichen Bauernküche des 19. Jahrhunderts werden hinter den mit historisierender Patina versehenen Schrankwänden versteckt, ebenso die natürlich topmoderne Technik des 21. Jahrhunderts.

Topmodern ist auch mein letztes Beispiel (Abb. 9): „Die Küche für den Mann, erdacht in den Designküchen des Autobauers Porsche, gebaut vom exklusiven Möbelhersteller Poggenpohl“ schreibt die Welt am 3. November 2007.<sup>22</sup> Kühl, sachlich, modern, funktional. Diese Küche gehört in einen großen, durchgehenden multifunktionalen Raum, der Wohnen, Essen und eben Küche vereinigt. Und in dieser Küche gehen Männer ihrem neuen Liebeshobby, dem Kochen, nach, natürlich auf höchstem Niveau. Daher kann auch keine Alltagsküche stattfinden, sondern hier wird – am besten vor Publikum – filetiert, aufgeschäumt und zelebriert. Der Wiener Volkskundler Konrad Köstlin sieht hier Kochen als Statussymbol, mit exklusiven Zutaten, für die geladenen Gäste, die in diesen Multifunktionsräumen dem Prozess des Kochens zuschauen dürfen.<sup>23</sup> Angeblich haben Frauen hier wenig

<sup>22</sup> [http://www.welt.de/wirtschaft/article1326514/Porsche\\_baut\\_jetzt\\_auch\\_Kuechen\\_fuer\\_echte\\_Maenner.html](http://www.welt.de/wirtschaft/article1326514/Porsche_baut_jetzt_auch_Kuechen_fuer_echte_Maenner.html) (01.03.2011).

<sup>23</sup> Vgl. Konrad Köstlin: Neue Männer an neuen Herden. Zelebration am heiligen Ort. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 101 (2005), S. 91-102.

Raum, ähnlich wie beim Grillen, das als archaische Zubereitungsart dem Mann vorbehalten sei.<sup>24</sup>

## Ein Fazit

Es ist fraglich, ob diese Befunde tatsächlich eine weit verbreitete Alltagspraxis in unserer Gegenwartsgesellschaft sind. Sie sind aber auf jeden Fall bemerkenswert und es lohnt sich, diese Tendenzen im volkswissenschaftlichen Auge zu behalten. Auch die zugegeben polemisch klingenden Bewertungen zur Küchenfrage im Geschlechterkampf zeigen etwas: dass nämlich unsere kulturellen Ordnungssysteme, zu denen das Essen ebenso gehört wie Geschlechterrollen, in Bewegung geraten. Diese Prozesse, das gleichzeitige Verändern zentraler Ordnungskategorien, scheint ein grundlegendes Charakteristikum der Postmoderne darzustellen. Das wirkt beängstigend, greifen doch tradierte Meinungen und Handlungsmuster nicht mehr. Vereinfachung muss her, die erreichen wir am besten durch Stereotype und Pauschalisierung. Von daher ist die Diskussion um die Rolle der Frau, die vom kochenden Mann aus der Küche verdrängt würde – oder die daraus geflüchtet ist, um Karriere zu machen, in erster Linie Zeichen einer veränderten Wahrnehmung, und der Suche nach haltbaren und tragfähigen Ordnungen - nicht Ausdruck von tatsächlicher Realität.

Die Realität der pluralen Küchengestaltung ist hingegen tatsächlich aussagekräftig – sie erzählt von neuen Anforderungen im Alltag, von veränderten Lebens- und Familienformen – und die historische Perspektive zeigt

<sup>24</sup> Vgl. Ulrich Tolksdorf: Grill und Grillen. Oder: die Kochkunst der mittleren Distanz. Ein Beschreibungsversuch. In: Kieler Blätter zur Volkskunde 5 (1973), S. 113-133.

uns auch, dass diese Phänomene nicht neu und unerwartet sind, sondern wiederum in spezifischen Traditionskontexten stehen.

Die Küche als Raum ist und war gefüllt mit Objekten und sozialen Praxen. Hier spiegeln sich die grundlegenden kulturellen Ordnungen einer Gesellschaft. Für unsere Gegenwart zeigt sich ein Spannungsfeld zwischen Pluralität, Globalisierung und Individualisierung auf der einen Seite und einer tiefen Sehnsucht nach Gemeinschaft, Identität und Sinn auf der anderen. Beides lässt sich über den Kosmos der Mahlzeit erfassen.

## Eine Bitte zum Schluss...

Die von mir vorgestellten Überlegungen zur Gestaltung der Küche in der Gegenwart beruht auf Werbeanzeigen. Dass es sich nicht um Realität handelt, ist mir bewusst – habe ich doch im eigenen Umfeld bei Freunden, Bekannten und Familienmitgliedern kaum eine der angepriesenen Werbeküchen gefunden – obwohl ich selbst einige Zeit mit einer Pantry-Küche leben musste. Dieses Defizit sollte sich ändern. Wie sieht also Ihre Küche aus? Schicken Sie mir Fotos, schreiben Sie, seit wann Sie diese Küche haben, was sie an ihr schätzen und nicht leiden können. Mit Ihren Küchengeschichten und Küchenbildern lässt sich die Realität unseres heutigen Umgangs mit diesem so zentralen Raum ein Stückchen weit entschlüsseln – weitere Berichte können dann folgen.

Kontaktadresse für Fotos und Berichte:

LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte, Dr. Dagmar Hänel, Endenicher Str. 115, 53115 Bonn, [Dagmar.haanel@lvr.de](mailto:Dagmar.haanel@lvr.de)

# Massenverpflegung im frühen 19. Jahrhundert

von Berthold Heizmann

„Die Büffets sind mit Ananas, Apfelsinen, Pomeranzen, Citronen, Traubenrosinen, Spanischen Weintrauben, Krachmandeln, und im Sommer mit lebenden und im Winter mit gemachten oder künstlichen Blumen aller Art besetzt. Das Tischzeug ist vom feinsten Damaste; Gabel, Messer, Löffel von Silber; Teller, Schüsseln, Terrinen, Saucières, Mostrich= oder Senf=, Salz= und Pfefferbüchsen, kurz, das ganze Service von Porzellan; die Wein=, Trink= und Liqueur=Gläser, die Karaffen oder Karafinen von dem feinsten geschliffenen Glase; die Mahagony=Wandschränke mit Breslauer= und Danziger=Liqueuren etc. besetzt, kurz, Alles ist so zierlich, ja prunkvoll geordnet, daß man es nicht besser wünschen kann.“<sup>1</sup>

Krünitz beschreibt in seiner „Oeconomischen Encyclopädie“ 1833 hier eine Speiseanstalt, aber natürlich eine Restauration für Vornehme und Reiche, die sich in seiner Diktion deutlich unterscheidet von den Anstalten für Bemittelte bzw. für den Mittelstand und besonders von den „Anstalten für Arme, oder doch weniger Bemittelte, für die Gesellen des Handwerksstandes, für Arbeitsleute etc.“

Lassen Sie mich aber zunächst einmal die Situation im beginnenden 19. Jahrhun-

dert vorstellen.<sup>2</sup> Die industrielle Revolution wirkte sich bekanntlich in allen gesellschaftlichen, sozialen, kulturellen und natürlich technischen Bereichen aus. Im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts entstanden im Ruhrgebiet viele Zechen, die ersten Dampfmaschinen, „miners friend“ genannt, erleichterten die Arbeit und erhöhten die Förderung auf eine bis dahin für nicht möglich gehaltene Menge. Der große Bergbauboom begann, nachdem in den 1830er Jahren die Durchstoßung Wasser führender Schichten gelungen war, und erreichte einen ersten Höhepunkt in den 50er Jahren. Im Zuge dieser Konzentrierung weitete sich die Schwerindustrie aus, neue Verkehrsmittel und -wege wie die Köln-Mindener-Eisenbahn von 1847 veränderten das Transportwesen, der Zuzug von Arbeitskräften erreichte ungeahnte Ausmaße, die Städte explodierten regelrecht.

Die Zuwanderung in das Ruhrgebiet lässt sich ganz allgemein in zwei Hauptphasen einteilen. Zunächst bis etwa 1860/70 die Binnen- oder Nahwanderung, das heißt die

<sup>2</sup> Der Vortrag ist eine überarbeitete Fassung des Aufsatzes: Massenverpflegung im frühen 19. Jahrhundert. Einige Anmerkungen zur Nahrungsforschung des Rheinlands. In: Wandel der Volkskultur in Europa. Festschrift für Günter Wiegelmann zum 60. Geburtstag, hg. v. Nils-Arvid Bringeus u.a., Münster 1988, Bd. I (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 60), S. 473-481.

<sup>1</sup> Krünitz, Oeconomische Encyclopädie, Bd. 157, 833, S. 102.

Arbeitskräfte zogen aus den nichtindustriellen Gebieten des Rheinlands und Westfalens in die neuen Ballungszentren. Diese Menschen kamen also aus einem agrarisch ausgerichteten Umfeld und brachten entsprechende Trink- und auch Nahrungsgewohnheiten mit. Im Klartext: Wesentlicher und auch fest geschriebener Bestandteil der Gesindeernährung auf dem platten Lande war zum Beispiel der nicht nur morgendliche Schnaps, der besonders während der Verrichtung schwerer Arbeiten in größeren Mengen verabreicht wurde - beim Heu- oder Getreidemähen, bei der Ernte, bei Drusch und Feldarbeit. Auch waren diese Nahwanderer an Eigenversorgung oder Teilnahme am bäuerlichen Mittagstisch gewöhnt.

Die zweite Zuwanderungswelle begann in den 1870er Jahren, als die Industrie noch einmal heftig boomte. Diesmal kamen die Menschen aus dem Osten, also aus Polen und Masuren/Ostpreußen und brachten wiederum kulturelle Eigenheiten mit. Nur zur Ergänzung: In einer dritten, allerdings kleineren Welle wanderten in den 1880er Jahren hauptsächlich Frauen in das Ruhrgebiet ein, und zwar für den Dienstleistungsbereich wie auch für die weiterverarbeitende Industrie.

All diese Menschen, die nach und nach zu einer deutlich vom Bürgertum unterschiedenen Arbeiterklasse heran- und zusammenwachsen, mussten untergebracht werden - ein sicherlich nicht leichtes Unterfangen, bei dem Staat und Kommunen, Arbeitgeber und private Investoren der dynamischen Entwicklung meist hinterher hinkten und erst im ausgehenden 19. Jahrhundert durch den verstärkten Bau von Kolonien und Werkswohnungen allmählich gleichziehen konnten.

Hermann Graf zu Dohna beschrieb 1847 die rheinischen Lebensumstände: *„Er (der Arbeiter) besitzt nicht so viel Geld, um al-*

*lein zu wohnen, er muß also eine Schlafstelle aufsuchen, wo er mit vielen anderen Gesellen zusammengepferrcht ist. (...) Der Wochenlohn ist zum größten Teil am Sonntag verzehrt worden, und es bleibt dem Arbeiter nichts übrig, als in den Wochentagen sich mit der ärmlichsten Kost zu begnügen. Das Speisehaus wird zu kostbar, es bleibt nur ein Mittel, den Hunger zu vertreiben: der Branntwein. Bald ist die Kraft des Körpers, das einzige Kapital des Arbeiters, durch anstrengende Arbeit, schlechte Kost, durch Ausschweifung und Krankheit geschwächt. Unstet umhergetrieben, von keinem Meister bewacht und noch weniger geliebt, betreten schon in diesem Stadium manche den Weg des Verbrechens.“*<sup>3</sup>

Wie hat nun ganz allgemein die Ernährung im 19. Jahrhundert ausgesehen? Da das Rheinland bis in die ersten Jahrzehnte hinein immer noch weitgehend ländlich geprägt waren, und zudem der erste Schub an Arbeitskräften aus Agrarregionen kam, unterschied sich die Ernährung in den sich herausbildenden städtischen Ballungszentren zunächst kaum von derjenigen in ländlichen Gebieten, mittelgroße bis große Bauernhöfe ausgenommen. Das bedeutete relativ einfaches, häufig unausgewogenes und nahrungsphysiologisch minderwertiges Essen, Grund genug für kompensatives Trinken als Ausgleich für schlechte Ernährung.

Hauptnahrungsmittel neben dem Brot war die Kartoffel, auf deren wechselvolle Geschichte wir einen kurzen Blick werfen wollen. Noch im 17. Jahrhundert war die aus Lateinamerika stammende Pflanze in Gewächshäusern gehalten worden - ihrer schönen Blüten wegen. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, nämlich etwa um 1770 nach diversen Missernten und unter mehr oder weniger sanftem obrigkeitli-

<sup>3</sup> Zitiert nach Hartinger, „Schnaps ...“, Hilden 1989, S. 66.

chem Druck, begann der verstärkte Anbau von Kartoffeln im nördlichen Rheinland, um sich dann innerhalb weniger Jahrzehnte fest zu etablieren. Die Erkenntnis, dass man aus Kartoffeln auch Schnaps brennen kann, führte letztendlich zu der im 19. Jahrhundert um sich greifenden „Trunksucht“.

Die Ernährung war, wie schon gesagt, recht eintönig und bestand morgens, mittags und abends aus Kartoffeln, oft durcheinander gekocht mit Gemüse, und bis zur Jahrhundertmitte relativ wenig Fleisch. Übliches Getränk war der Zichorienkaffee, ein Surrogat für den teuren Bohnenkaffee und damit Indikator für die Übernahme obergesellschaftlicher Verhaltensweisen. Ähnliches gilt übrigens für Margarine, später Kunstthong und ähnliche Ersatzstoffe, die der Nachahmung dienen.

Der Physikus des Landkreises Köln beschrieb die Ernährung der ländlichen Bevölkerung wie folgt: „Brod, gewöhnlich Roggenbrod, Gemüse ... grüne und getrocknete, Obst, Kartoffeln machen die Haupt-Nahrung. Das Brod ist von guter Beschaffenheit. - Vorzüglich Schweinefleisch; in der Regel ißt der Landmann jedoch kein Fleisch; Selten Rind, Kalb und Schöpfen Fleisch und Fische. Milch, frischer Käse ißt man viel und Butter, diese bringt man doch gern zum Markt nach Cöln“.<sup>4</sup>

Vor diesem Hintergrund interessieren uns heute ganz speziell die von Krünitz angesprochenen Anstalten für Arme, und damit sind wir auch bei der Massenverpflegung angelangt. Dieser Begriff bezeichnet die für den Verzehr in größeren Mengen konzipierte und für viele Konsumenten hergestellte Verpflegung. Dabei spielt es zunächst keine Rolle, ob sie auch „massenhaft“ verzehrt wird.

Diese Massenverpflegung ist bislang von der Nahrungsforschung eher beiläufig behandelt worden. Die durch die äußeren Umstände, also des freiwilligen oder auch unfreiwilligen Zusammenseins, herbeigeführte Ausgrenzung der Individualität hat sicherlich nicht dazu beigetragen, die Popularität des Themas zu erhöhen. Dabei können jedoch wichtige Erkenntnisse gewonnen werden, welche Zusammenhänge zwischen den einzelnen Verpflegungssystemen bestehen und wie sich Alltags- und Festkost hier wie da widerspiegeln.

Goerke verwendet den Begriff der „Anstaltsernährung“ und definiert: „Unter den Anstalten sind ... Einrichtungen zu verstehen, in denen Menschen unter weitgehend gleichartigen Bedingungen untergebracht und beköstigt werden. Meist kann auch die Ausübung einer vergleichbaren, zumindest aber nicht erheblich unterschiedlichen Betätigung unterstellt werden“.<sup>5</sup> Diese Definition erweiternd, nimmt er auch die Massenverpflegungsstätten wie z.B. die Armenspeiseanstalten, auch Suppenanstalten genannt, hinzu. In diesem Rahmen sollen nun für das Rheinland einige Quellen aus dem frühen 19. Jahrhundert etwas näher vorgestellt werden, wobei völlig klar ist, daß man in einem knappen Vortrag nur einzelne Aspekte anreißen kann.

Das erste Beispiel zeigt die Verpflegung in der Arbeitsanstalt zu Brauweiler im Landkreis Köln. Diese Anstalt „wurde durch die französische Regierung in Gemäßheit des Kaiserlichen Decrets vom 16 ten November 1809 zur Aufnahme von 500 Bettlern und Vagabunden beiderley Geschlechts in der ehemaligen, vom Pfalzgrafen am Rhein-Ehrenfried A° 1024 gestifteten, Benedictiner-

<sup>5</sup> Heinz Goerke, Anstaltsernährung im 19. Jahrhundert. In: Ernährung und Ernährungslehre im 19. Jahrhundert, hg. v. Edith Heischkel-Artelt, Göttingen 1976, S. 303-317, hier S. 303.

<sup>4</sup> Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (HSTAD) Reg. Köln 1329



*Kochküche der Anstalt in Brauweiler,  
Innenansicht mit Kochkessel.*

Abtey Brauweiler errichtet, und am 1 ten Januar 1811 eröffnet“.<sup>6</sup> Die Kapazität von 500 Insassen wurde offensichtlich zu keiner Zeit ausgeschöpft, wie die Belegzahlen von 1820 bis 1824 zeigen: Sie schwanken zwischen 35 und 68. Ihnen steht eine 35 Mann starke Verwaltung gegenüber. Die von den Insassen zu verrichtenden Arbeiten seien angeblich leichter Natur und erstreckten sich für die Männer auf Maschinendrehen, Wollspinnen, Leinwand Weben, Ziehen von Handmühle und Pumpe sowie auf handwerkliche Tätigkeiten in Nagelschmiede, Schlosserei, Schreinerei und Schneiderei. Die weiblichen Insassen wurden mit Spinnen, Nähen, Stricken und in der Wasch- bzw. Kochküche beschäftigt. Im damaligen Verwaltungsjargon hieß es dazu: „Im allgemeinen

jedoch ist die aufgelegte Arbeit gering, und nicht genügend, damit außerhalb der Anstalt die Nahrung verdienen zu können“.<sup>7</sup>

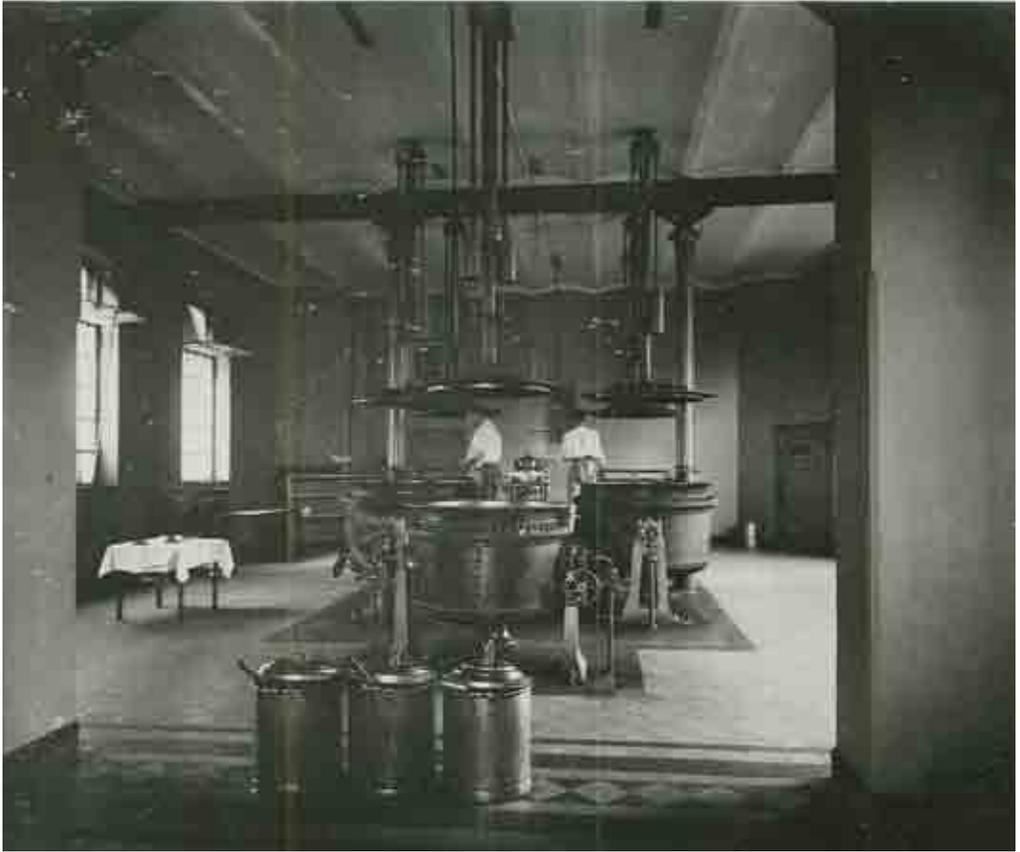
Die täglichen Arbeitszeiten lagen im Sommer zwischen 5 und 12 sowie 13 bis etwa 19.30 Uhr, im Winter zwischen 7 und 12 sowie 13 bis 19 Uhr. Die in Brauweiler geernteten Naturerzeugnisse „bestehen hauptsächlich in Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Rübsamen, frischen und trockenen Gemüsen und einigem Obst“.<sup>8</sup> Die Vielfalt des Anbaus im Landkreis Köln war insgesamt allerdings beträchtlich größer: Ölsaaten, Buchweizen, Erbsen, Wicken, Bohnen, Kartoffeln, gelbe und weiße Rüben, Kopf- und Krauskohl, Salate, weißer und roter Klee, Runkelrüben, Zwiebeln, Majoran, Thymian, Zichorie, Wein.

Im einzelnen erhielten die Insassen der Arbeitsanstalt folgende Speisen:

<sup>6</sup> HSTAD Reg. Köln 1329. Medizinal-Topographie des Landkreises Köln aus dem Jahre 1825. Darin: „Topographischer Bericht über die Arbeits-Anstalt zu Brauweiler“.

<sup>7</sup> HSTAD Reg. Köln 1329

<sup>8</sup> Ebda.



*Blick in die Küche der Arbeitsanstalt  
Brauweiler, um 1905*

„Die Detinirten unter 10 Jahren erhalten täglich 1 Pfund, die über 10 Jahre alt sind, täglich 1 1/2 Pfund Schwarzbrot von grob gemahlenem ungebeuteltem Roggenmehl; die Kranken und Invaliden bekommen Weißbrot von gebeuteltem Weizenmehl und zwar nach der Vorschrift des Hausarztes, von 8 bis 32 Loth täglich. (1 Loth etwa 17 gr, also 136 bis 544 gr).

Die Speisung besteht sodann für gesunde Detinirte: Morgens und Abends in einer Mehlsuppe mit Wasser, Mehl, Milch und Salz zubereitet; Mittags in 2 Pfund Gemüse, nämlich: Erdäpfel, gelbe oder weiße Rüben, Weiß- oder

Braunkohl, Gerstengraupen, Erbsen und Sauerkraut. Diese Gegenstände werden meistens zur Hälfte mit Erdäpfeln gekocht und mit Rindsfett, Weizenmehl, Salz und Suppenkräutern zubereitet. Donnerstags und Sonntags wird Mittags, statt des Gemüses, pro Kopf 1/2 Pfund Rindfleisch und 1 Quart Fleischbrühe mit Weißbrot verabreicht.

Detinirte, welche anstrengende Arbeiten verrichten, erhalten außerdem einen Zusatz von 1 Quart Bier oder 1/16 Quart Brandwein (1 Quart = 1,15 l, also hier etwa 0,07 l) und mitunter auch 1/2 Pfund Schwarzbrot. Maschinen- und Handmühlendreher

*erhalten, statt obigen Zusatzes, pro Kopf 1/2 Pfund Rindfleisch nebst Bouillon täglich.*

*Die Krankenkost erfolgt nach der Vorschrift des Hausarztes. ... Außer dem obengenannten Zusatz trinken die Detinirten Wasser.<sup>9</sup>*

Die erwähnte Mehlsuppe, früher ein unbedingtes „Muss“ auf jedem ländlichen Speisezettel, hiet sich im stadtnahen Landkreis Köln bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, während sie in ausgeprägt agrarischen Gebieten, wie z.B. weiten Teilen des Bergischen Landes, noch bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf den Tisch kam. Der Mittagseintopf in der Arbeitsanstalt war zumindest von der Quantität her ausreichend, ernährungsphysiologisch jedoch nahezu wertlos. Es kam eben, wie wir später auch bei den Armenspeiseanstalten sehen werden, in erster Linie auf Sättigung an.

Kennzeichnend für die Massenverpflegung war die sparsame Verwendung von Fleisch. Besonders Schweinefleisch war im 19. Jahrhundert relativ teuer und kostete etwa eineinhalb mal soviel wie Rind- oder gar Kalbfleisch. Dies ist insofern nicht verwunderlich, als Schweinefleisch damals – im Gegensatz zu heute – sehr fett war und daher als besonders nahrhaft bzw. Energie spendend betrachtet wurde.

Das Schwarzbrot aus ungebeuteltem Roggenmehl kann man nicht mit dem heutigen Vollkornbrot vergleichen. Es war meistens unrein, das heißt es wurden Weizenkleie, Hafer, Kartoffeln bis hin zu Gerste, Erbsen und Bohnen mit verbakken.<sup>10</sup> Da nicht täglich frisch gebacken

9 Ebda.

10 HSTAD Reg. Köln 1332 (Siegkreis) und 1334 (Wipperfürth). – Zur Frage der Nahrungsmittelverfälschung vgl. Berthold Heizmann, Wenn Bruder Bio das wüßte ... Einige Anmerkungen zur Nahrungsmittelverfälschung im 19. Jahrhundert. In: Kraftfutter 5 (1983), S. 215.

wurde, andererseits das Brot aufgrund seiner Konsistenz schnell austrocknete, waren die Klagen über zu hartes und schwer verdauliches Brot durchaus verständlich.

Die Verpflegung in den rheinischen Gefängnissen unterschied sich nur unwesentlich von jener in der Arbeitsanstalt Braunweiler. Aus dem Jahre 1818 datiert ein Bericht über die Gefangenenverpflegung in der Rheinprovinz, in dem die Ernährung detailliert vorgestellt und Neuerungsvorschläge unterbreitet werden:

*„a) Beköstigung in den Rheinprovinzen überhaupt nach allgemeinen Vorschriften. Diese Beköstigung besteht in 1 Maas Suppe Mittags und 1 1/2 (Pfd.) Brod den ganzen Tag hindurch in mehreren Portionen. (Es lässt sich nicht genau feststellen, welches Maß gemeint ist; es muß jedoch etwa zwischen 1,1 und 1,8 Liter liegen. Vermutlich sind es „2 (Pfd.) 24 Loth, Preußisch Gewicht“, also 1,286 Kilogramm insgesamt.)*

...

*c) In Rücksicht auf diese wahrscheinlich überall in den alten Provinzen geltenden Normen wird im April 1818 folgende Beköstigung für die Gefangenen in den Rheinprovinzen in Vorschlag gebracht.*

*An Frühstück:*

*Sonntags 1/4 Loth Butter, 1/2 Loth Salz, 1/3 Quart Bier, 8 Loth Brod.*

*Montags 8 Loth gebeuteltes Roggenmehl, 1/4 Loth Butter, 1/2 Loth Salz.*

*Mittwochs und Freitags ebenso.*

*Dienstags 8 Loth Brod, 1/4 Loth Butter, 1/2 Loth Salz.*

*Donnerstags und Sonnabends ebenso.*

*An Mittagbrod: 1 (Pfd.) Brod und 1 Maas Suppe.*

*An Abendbrod: 1/2 (Pfd.) Brod und 1/8 Loth Salz.*

d) *Beköstigung, wie sie ist im Regierungs-Bezirk Aachen. Jeder Gefangene bekommt per Tag l 1/2 (Pfd.) Roggenbrod und l Maas Suppe von fünferley Arten, ... - Morgens um 10 Uhr.*

*Jede dieser Suppen enthält folgende Ingredientien: l 1/4 Loth Salz, - l 1/2 Loth Butter, 1/60 Loth Pfeffer, für 1/4 Centime klein Gemüse, l 1/2 Loth Weißbrod. Verschieden sind sie aber insofern, als die eine noch außer jenen Bestandteilen:*

*l (Pfd.) Erbsen und 2 1/2 Loth Weizenmehl die zweite l (Pfd.) Bohnen und 3 Loth Weizenmehl*

*die dritte 1/2 (Pfd.) Gerste und 2 Loth Weizenmehl*

*die vierte 1/2 (Pfd.) Haber ... und 2 Loth Weizenmehl*

*die fünfte 2 1/2 (Pfd.) Kartoffeln und 3 Loth eizenmehl enthält.<sup>11</sup>*

Mit Ausnahme der einheitlichen Brotportion von l 1/2 Pfund schien die Verpflegung jedoch von Gefängnis zu Gefängnis zu variieren — trotz oder vielleicht gerade wegen der obrigkeitlichen Vorschläge. Die Hauptbestandteile zum Beispiel wichen oft nicht unerheblich vom „Aachener Modell“ ab: Hirse, Linsen, Reis oder Graupen wurden genauso verwendet wie Wurzeln, Mohrrüben, Breitlauch und zur Verfeinerung auch Sellerie. Das Gewicht des jeweils ausgegebenen Suppentopfs war unterschiedlich. Für den Regierungsbezirk Düsseldorf ver-

anschlagte man 1817 „3 (Pfd.) mit dem nöthigen Salz versehenen Gemüse, wovon des Mittags 2 pfund frisch gekocht und des Abends l pf warm gemacht verabreicht werden.“<sup>12</sup> Im Liefervertrag für das Arresthaus zu Koblenz war für 1814 die tägliche Menge von einem Liter Suppe vereinbart.<sup>13</sup> Der Generalgouverneur vom Nieder- und Mittelrhein schlug im gleichen Jahr folgende Einheitsrezepte für Suppen vor:

*„2 (Pfd.) Erdäpfel*

*2 Loth Fett*

*1/2 Loth Salz*

*etwas Sellerey und 5/8 Loth Weisbrod oder 1/2 (Pfd.) Gersten*

*2 Loth Fett*

*1/2 Loth Salz*

*etwas Breitlaub und 5/8 Loth Weißbrod oder endlich l (Pfd.) Erbsen*

*2 Loth Fett*

*3/4 Loth Salz*

*etwas Sellerey und 5/8 Loth Weißbrod.“<sup>14</sup>*

Nicht in jedem Gefängnis bekamen die Inhaftierten Fleisch: In Koblenz erhielten sie 1814 jeden Sonntag 1/2 Pfund Fleisch<sup>15</sup>, die Kranken sogar täglich, im Raum Köln wurde 1818 Fleisch überhaupt nicht erwähnt<sup>16</sup>, und im Arresthaus zu Bonn erhielt 1826 jeder Gefangene „auf die vier höchsten Festtage des Jahres ... 1/2 Pfund Rindfleisch.“<sup>17</sup> Diese Festtage mit Fleischportionen fielen auf Ostern, Pfingsten, Königsgeburtstag und Weihnachten.<sup>18</sup>

11 HSTAD Oberprärs. Köln 1402. – Im Regierungs-Bezirk Trier gibt es morgens für arbeitende Männer ein Glas Brantwein, für arbeitende Frauen Kaffee. Die Essensportionen wiegen im Durchschnitt 2,5 bis 3 Pfund und bestehen aus Sauerkohl mit Kartoffeln, dicken Graupen, dicken Erbsen und Kartoffeln. Das Abendessen bildet eine einfache Suppe aus Roggenmehl. Ebd. – Der Koch im Koblenzer Gefängnis verwendet zu den gewöhnlichen Suppen noch Sellerie und Lauch. In Simmern erhalten die Inhaftierten jeden Sonntag „eine Fleischsuppe und außerdem 1/2 (Pfd.) gutes Ochsenfleisch“. Ebd.

12 HSTAD Reg. Aachen 931

13 Landeshauptarchiv Koblenz (LHK) 355, 614

14 LHK 355, 612

15 LHK 355, 614

16 HSTAD Reg. Köln 1160

17 HSTAD Reg. Köln 1326

18 Arresthaus Bonn 1843. HSTAD Reg. Köln 1177.

— Den Kranken wird zum täglichen Mittagessen zwischen 10 2/3 und 16 Loth Rindfleisch zugeteilt, wobei die Essen in Viertel-, Halb- und Dreiviertelportionen unterschieden werden. Ebd.

Gab es schon wenig bis kein Fleisch, so doch, wie gehört, Bier oder – wie im Regierungs-Bezirk Trier – morgens für die arbeitenden Männer ein Glas Branntwein oder für arbeitende Frauen Kaffee.

Der Oberpräsident der Rheinprovinz kritisierte 1818 vor allem die Eintönigkeit der Speisen: „Die Wahl der Supen-Bestandtheile kann ... mehr Abwechslung darbieten; ich vermisse namentlich ... manche Wurzel-Gewächse - Sauerkohl - Häringe - Essig - geröstete Brodwürfel in Speck gebraten - Knochenbouillon, statt Fett oder Butter - Eier - Salzgurken und dergleichen.“<sup>19</sup> Im Ganzen gesehen aber hielt er die Versorgung der Inhaftierten für so gut, dass zum Beispiel Soldaten und Tagelöhner ihnen gegenüber nur den Vorteil der persönlichen Freiheit hätten.<sup>20</sup>

Dieser Standpunkt ist zumindest etwas überzogen. Zweifelsohne war die Verpflegung der Soldaten besser als die der Inhaftierten gewesen. Zwar bekamen Unteroffiziere und Mannschaften nach den Verpflegungsbestimmungen aus dem Jahre 1818 weder Frühstück noch Kaffee, Bier oder Branntwein, sie konnten aber

*„in jedem Nacht- und Ruhe-Quartier  
a) zwei Pfund gut ausgebackenes Roggen-Brot,*

*b) ein halb Pfund Fleisch, und*

*c) Zugemuese incl. Salz so viel zu einer Mittags- und Abend-Mahlzeit gehoert, verlangen“<sup>21</sup>*

Die Zusammensetzung dieser Tagesration veränderte sich während der nächsten Jahr-

zehnte nicht: Brot, Fleisch und Zugemüse für Mittag- und Abendessen, wobei spätestens in den 1830er Jahren die Alternative eines Mittagstisches in Gasthöfen hinzukam.<sup>22</sup>

Keine detaillierten Portionsangaben, dafür jedoch eine interessante Gesamtschau der soldatischen Verpflegung bietet ein Bericht über die Approviantisierung der Festung Wesel aus dem Jahre 1816.<sup>23</sup> Allerdings geht es nicht um die tägliche Ernährung im eigentlichen Sinne, sondern um die Bevorratung „auf drei Monate für den Fall einer Belagerung“. Dies erklärt, warum in den Listen grundsätzlich verfügbare Nahrungsmittel wie Kartoffeln fehlen.

Unterschieden wurde in schwer und leicht verderbliche Lebensmittel. Zu den ersteren gehörten gewöhnliches Brotmehl<sup>24</sup> (oder das entsprechende Korn dazu), feines Mehl (oder Korn), Hülsenfrüchte wie Erbsen, Bohnen und Linsen sowie Graupen oder Grütze aus Weizen, Gerste, Buchweizen und Hafer. Erstaunlicherweise tauchte in dieser Liste bereits Reis auf, jedoch wurden keine näheren Angaben über die erforderlichen Mengen bzw. deren Verwendung gemacht. Aus verschiedenen Rohmaterialien wie Gerste (Malz), Roggen und Hopfen gewann man Bier, Bieressig, doppelten und einfachen Branntwein<sup>25</sup> und schließlich Mehl.

Zu den leichter verderblichen Lebensmitteln gehörten zunächst einmal Backobst, das hauptsächlich für Kranke und Verwundete bestimmt war. Ferner Salz, das von den Königlichen Salzniederlagen in Wesel zu beziehen sei, Salpeter zum Einpökeln (meist

19 HSTAD Oberpräs. Köln 1402

20 Ebda.

21 „Neue Bestimmungen, wie die Verpflegung der Truppen auf Maerschen bewirkt und der Verspann vergueter werden soll“ vom 6. Juni 1818. Hier: S. 2, § 5. LHK 402, 539.

22 LHK 441, 24 605

23 HSTAD Oberpräs. Köln 595

24 Aus Roggen wird sowohl gewöhnliches wie auch feines Mehl gemahlen, aus Weizen jedoch nur feines.

25 Zur Herstellung von Branntwein wird auch Weizen verwendet.

bei der Artillerie vorrätig), Zwiebeln, Pfeffer, Rohrzucker, Franzwein und Weinessig. Einen wichtigen Bestandteil der Notbevorratung bildeten Fleisch und Fett:

„5. *Fett und Fleisch*

*Butter, wenn die Menge nicht erfolgen kann, dann erfolgt die Ausgleichung durch mehreres Fleisch. Schmalz. Wenn das Schlachtvieh nicht so fett ist, daß daraus so viel Schmalz erfolgen kann, oder wenn anstatt des lebendigen Fleisches, Pökel- oder Rauchfleisch erfolgt, dann erfolgt der Ersatz des Fehlenden durch mehreres Fleisch. Es erfordert aber die Gesundheit des gesunden und kranken Soldaten, daß an gutem Pökel und Rauchfleisch oder Speck, nicht über ein Drittel des ganzen Bedarfs, das übrige in frischem Fleische eingeliefert werde.*

*lebendige Schweine*

*Ochsen worunter mehrere milchende Kühe zu wünschen sind.*

*Schaafe, wobey mehrere milchende Ziegen zu wünschen.*

*6. lebendige Kälber, wenn sie vorhanden, nst verhältnismäßig mehrere Rinder*

*7. Hühner wenn die Kommandantur sie ausdrücklich mit verlangt.“<sup>26</sup>*

Diese hohe Wertschätzung der fleischlichen Nahrungsmittel bildete, wie wir bisher gesehen haben, die Ausnahme in der regulären Massenverpflegung des frühen 19. Jahrhunderts. Fleisch fehlte zum Beispiel auch auf den Speiseplänen der Armenspeiseanstalten, wobei sich die hier verabreichte Nahrung nur ganz unwesentlich von derjenigen in Arbeitsanstalten und Gefängnissen unterscheidet. Es führt an dieser Stelle zu weit, näher auf die Geschichte oder den sozialen Hintergrund dieser Wohltätigkeitseinrichtungen einzugehen. Auch die teilweise sehr



*Sir Benjamin Thompson, Reichsgraf von Rumford. Porträt.*

ausführlichen Speiseregulative, Ausführungsbestimmungen oder Einrichtungsinventarien müssen an dieser Stelle unberücksichtigt bleiben.

Hauptanliegen der Armenspeiseanstalten war es, „mit verhältnismäßig geringen Mitteln eine gesunde, nahrhafte und wohlfeile Nahrung für Viele“<sup>27</sup> zu liefern. Der Begriff „Viele“ wurde in den einzelnen Anstalten recht verschieden ausgefüllt. Die Düsseldorfer Anstalt zum Beispiel, für die Speisung von 500 Armen eingerichtet<sup>28</sup>, gab im Jahre der Berichterstattung 1832 im Schnitt zwischen 260 und etwa 380 Portionen aus.<sup>29</sup> Die Zahlen anderer Anstalten in rheinischen Städten wichen teilweise recht beträchtlich

<sup>27</sup> Bericht über die Armenspeiseanstalt Düren aus den Jahren 1845/1846. HSTAD Reg. Aachen Präs. 561

<sup>28</sup> Amtsblatt Düsseldorf 1831, S. 664

<sup>29</sup> LHK 403,796

ab<sup>30</sup>: Elberfeld täglich 550 Portionen (darunter 296 für im Hause wohnende und 254 für externe Arme), Neuss 400, Krefeld 160-170, Gladbach 200, Bonn 400, Münsterfeld 92 und schließlich die geplante Siegburger Tageskapazität von 110 Portionen. Während der großen Nahrungskrise um 1817 bzw. in den Jahren danach lagen die Zahlen wiederum erstaunlich niedrig: Angermund 60, Essen 120-138 und Kettwig 150.<sup>31</sup>

Die Speisung bestand durchweg in einem Eintopf, häufig auch in der Rumfordschen Suppe, deren Bestandteile Goerke als „Knochenbrühe mit Hülsenfrüchten, Graupen, Kartoffeln, Karotten und kleingehacktem Schweinefleisch“ angibt.<sup>32</sup> Etwas genauer ist eine Beschreibung aus dem Jahre 1833, wonach die Rumfordsche Suppe aus folgenden Zutaten bereitet wird:

„6 Loth Erbsen

4 Loth Gerstengrütze

1/4 Metzen Kartoffeln (= knapp 0,9 l)

3/4 Loth Rindsfett

l 1/2 Loth Salz

1/48 Quart Essig.<sup>33</sup> (1 Quart etwa 1,15 l, hier = etwa 0,025 l)

Die Rumford-Suppe gab es seit Anfang des 19. Jahrhunderts in Deutschland, und zwar zuerst in Schlesien. Sie geht auf Benjamin Thompson, Reichsgraf von Rumford, zurück, der sie 1795 für die Soldaten der Armee seines Dienstherrn, des bayerischen Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, erfand. Auch die festgenommenen Bettler und Arbeitslosen im Militärischen Arbeitshaus in der Münchener Au bekamen diese Suppe, um diese spar-

sam, aber dennoch nahrhaft zu versorgen. Sie wurde in der Folgezeit in zahlreichen Suppenküchen an Bedürftige ausgeteilt.

Nach Ansicht Rumfords boten Graupen die beste Grundlage für eine solche Suppe. Er schrieb: „*Alle andere europäischen Kornarten und Hülsen-Früchte, womit ich Versuche anstellte, thaten nur immer die halbe Wirkung, und gaben bey einerley Kosten nur die Hälfte Nahrungsstoff. Man kann daher die Gerste als den Reis von Grosbritannien ansehen! Sie verlangt freylich ein langes und starkes Kochen; aber wenn dies gehörig geschieht, so verdickt sie eine große Maße Wasser und bereitet es, wie ich vermüthe, zur Zersetzung vor. Sie giebt also einer Suppe, von der sie einen Bestandtheil ausmacht, einen Reichthum an nährenden Stoff, den nichts anderes zu geben im Stande ist.*“<sup>34</sup>

Zur Kostenersparnis wurde bald ein Teil der Graupen durch Kartoffeln ersetzt, was etwa einen Pfennig pro Portion einsparte. Auch empfahl Rumford, in die Suppenteller noch in dünne Scheiben geschnittenes altbackenes Weißbrot zu geben, das in Bäckereien übrig geblieben war – weil auf diese Weise gekaut werden musste. „Das Kauen befördert bekanntlich die Verdauung sehr kräftig; auch verlängert es die Dauer des Genußes bey dem Essen“, wie Rumford anmerkte. Reichhaltigere Varianten mit Schweine- oder Rindfleisch, Speck oder Innereien fanden auch Eingang in die bürgerliche Küche des 19. Jahrhunderts.

Die „normalen“ Eintöpfe, meist Suppen genannt, enthielten ebenfalls nur wenige, standardisierte Zutaten: Bohnen, Erbsen, Kartoffeln, Gerste, Mehl, geringe Mengen Reis, Butter, Nierenfett, geringe Mengen Speck, Salz, Essig, grüne Gemüse und Suppenkräuter.<sup>35</sup>

30 Alle Angaben ebd.

31 Amtsblatt Düsseldorf 1817, S. 105 und 199 f.

32 GOERKE (wie Anm. 5), S. 304 f.

33 HSTAD Reg. Köln 1160

34 Zitiert nach wikipedia, letzter Zugriff 2011-03-31

35 Amtsblatt Düsseldorf 1831, S. 667

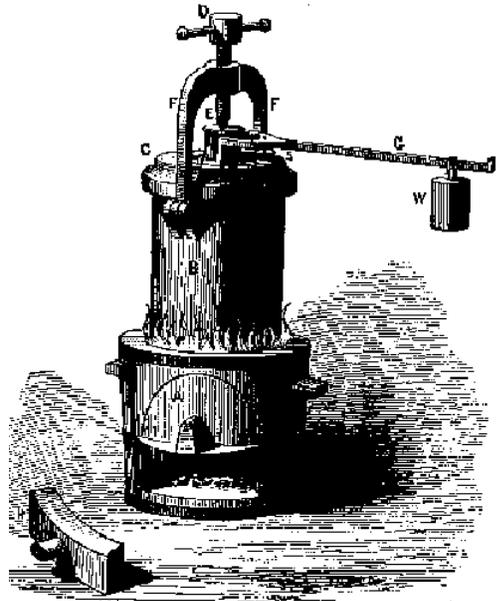
Eine recht gute Zusammenfassung der Situation in den Armenspeiseanstalten bietet der Bericht über die Zustände in Bonn im Jahre 1826:

„Eine Rumfordische Suppenanstalt befindet sich in dem Pastoratsgebäude zum H. Remigius. Die Speisen werden durch die Dämpfe eines Papinianischen Topfs in drei hölzernen Behältnissen gekocht, und können also nie anbrennen. Zwei Behältnisse sind für die Speisen der Gesunden, eins für jene der Kranken bestimmt. Die Speisen der Gesunden, womit an den verschiedenen Wochentagen zweckmäßig gewechselt wird, bestehen: in Erbsen, Linsen, Gerste, Hafergrütze, Hafermehl, Hirse, Kartoffeln, mit Zusätzen von gebeuteltem Roggenbrod, Sellerie, Lauch, Pfeffer, Nügelchen, Fett und Salz. Für die Kranken wird Rindfleischbrühe gekocht.

Die Speisen sind so zugerichtet, daß sie jedem an einen guten Tisch gewöhnten Manne schmecken. Alle Tage werden 272 Quart nicht dünner, sondern steifer, sehr nahrhafter Suppen ausgeheilt. Die Portion für ein Individuum beträgt etwas weniger als ein Quart.

Auch werden hier alle Durchreisende, mit Polizeischeinien versehene Arme gespeiset.“<sup>36</sup>

Der so genannte Papin'scher Topf, Papiniansche Topf oder auch Digestor, war 1679 von Denis Papin erfunden worden und ist der Ur-Vater des Dampfkochtopf. Seine Funktionsweise beschreibt Mayers Konversations-Lexikon 1894 wie folgt: „Kochtopf, welcher durch einen aufgeschliffenen Deckel luftdicht verschlossen werden kann, so daß darin beim Kochen eine hohe Dampfspannung und entsprechende hohe Temperatur entsteht, unter deren Einfluss Speisen schneller gar werden. Der Deckel wird in der Regel mit Bügel und Schraube befestigt, ein Ventil sichert vor Explosion, und ein Hahn



Papin'scher Topf.

dient zum Ablassen des gespannten Dampfes, wenn man den Topf öffnen will. Der D(igestor) ist für Haushaltungen sehr empfehlenswert, denn er ermöglicht eine bedeutende Ersparnis an Zeit und Brennmaterial und liefert kräftigere und schmackhaftere Speisen. Fleisch und Gemüse, welches im offenen Kochtopf nicht weich wird, erlangt im D(igestor) in kurzer Zeit große Zartheit, und man muß vorsichtig sein, daß es nicht durch zu langes Kochen völlig zerfällt.“<sup>37</sup>

Über die geschmackliche Qualität der verabreichten Eintöpfe läßt sich heute kein Urteil mehr fällen. Auch in anderen Berichten jedoch wurde „die Qualität der ausgegebenen Suppen ... von den Armen allgemein als vorzüglich gut anerkannt ...“<sup>38</sup> Dies wird vielleicht etwas verständlicher,

<sup>37</sup> Mayers Konversations-Lexikon, Bd. 4, 1894, S. 1018

<sup>38</sup> LHK 403, 796

wenn man die vermutlich nicht übertriebene Schilderung aus dem Gebiet um Düren für 1845/1846 liest: „Die gewöhnlichen Nahrungsmittel der Armen sind gewöhnlich schlecht, sonderbar gemischt und unangemessen zubereitet. Abkochungen von Kartoffeln, Kaffeesätze und Kaffeesurrogate, dünne Wassersuppen mit gebrocktem Brode überfüllt, das dazu manchmal noch schlecht gebacken oder zu frisch ist, müssen zu ihrer Sättigung dienen“.<sup>39</sup> Die Berichte aus anderen Regionen des Rheinlandes ergeben für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts kein grundlegend anderes Bild.

Wie die angeführten Quellen und Beispiele zeigen, war die Massenverpflegung des frühen 19. Jahrhunderts bis zur Durchsetzung neuer nahrungsphysiologischer Erkenntnisse relativ eintönig und bestand aus „voluminösen, ballastreichen, schwer verdaulichen sowie wenig geschmacks- und geruchsanziehenden Nahrungsmitteln“.<sup>40</sup> Der Unterschied zur ebenfalls monotonen Individual-Ernährung lag darin, dass die Nutznießer der Massenverpflegung - war die Teilnahme nun erzwungen oder freiwillig - einen geregelten und sicheren Mittagstisch hatten. Dies war weitaus mehr, als man von weiten Teilen der ländlichen und städtischen Bevölkerung im Rheinland des 19. Jahrhunderts behaupten konnte.

### Zitierte Literatur:

Goerke, Heinz: Anstaltsernährung im 19. Jahrhundert. In: Ernährung und Ernährungslehre im 19. Jahrhundert, hg. v. Edith Heischkel-Artelt, Göttingen 1976, S. 303-317, hier S. 303.

Hartinger, Walter: „Schnaps! das war sein letztes Wort, dann trugen ihn die Englein

fort ...“ Industriearbeiter und Alkohol im 19. Jahrhundert. In: „Wem der geprant wein nutz sey oder schad ...“ Zur Kulturgeschichte des Branntweins. (Hildener Museumshefte 1) Hilden 1989, S. 65-80.

Heizmann, Berthold: Wenn Bruder Bio das wüßte ... Einige Anmerkungen zur Nahrungsmittelverfälschung im 19. Jahrhundert. In: Kraftfutter 5 (1983), S. 215.

Heizmann, Berthold: Massenverpflegung im frühen 19. Jahrhundert. Einige Anmerkungen zur Nahrungsforschung des Rheinlands. In: Wandel der Volkskultur in Europa. Festschrift für Günter Wiegmann zum 60. Geburtstag, hg. v. Nils-Arvid Bringeus u.a., Münster 1988, Bd. I (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 60), S. 473-481.

Krünitz, Oeconomische Encyclopädie, Bd. 157, 1833, S. 102.

Mayers Konversations-Lexikon, Bd. 4, 1894, S. 1018.

Hans J. Teuteberg, Die Nahrung der sozialen Unterschichten im späten 19. Jahrhundert. In: Ernährung und Ernährungslehre im 19. Jahrhundert, hg. v. Edith Heischkel-Artelt, Göttingen 1976, S. 205-287.

<sup>39</sup> HSTAD Reg. Aachen Präs. 561

<sup>40</sup> Teuteberg, S. 284

## Alles ist reflexiv

von Peter Honnen

Was darf die Umgangssprache: Alles! Sie ist das Experimentierfeld, auf dem ausgelotet wird, wie stark etwa die grammatischen Konventionen gedehnt oder sogar über Bord geworfen werden können, wie konsensfähig Regelverstöße in einer Sprachgemeinschaft sind und wie oder ob die Weichen für künftige Sprachentwicklungen gestellt werden.

Eine interessante Spielweise in diesem Zusammenhang sind reflexive oder besser reflexiv gebrauchte Verben, die in der Umgangssprache sehr unkonventionell daherkommen können. Eine Durchsicht der Beispielsätze des Rheinischen Mitmachwörterbuchs, das die Sprachabteilung des ILR seit vier Jahren im Netz betreibt, und einiger Sprachblogs im Internet hat eine wirklich bunte Liste erbracht, die hier unter unterschiedlichsten Blickwinkeln betrachtet werden soll. Dazu jedoch eine Anmerkung vorab: Von denjenigen, die wie der bekannte Dativjäger Sebastian Sick schon mit der reflexiven Verwendung der Verben „entschuldigen“ und „erschrecken“ Probleme haben<sup>1</sup>, wird im Folgenden ein gehöriges Maß an Toleranz abverlangt, das am besten mit der kurzfristigen Aufgabe der Kategorien „richtig“ und „falsch“ zu erreichen ist (und bei der Beschäftigung mit der Umgangssprache eigentlich immer zu empfehlen ist).

Die erste Gruppe von reflexiv gebrauchten Verben ist auch die umfangreichste, die hier vorgestellt wird. Es geht um Sätze wie

*Kuck ma, dat Ullich gofelt sich einen.* (Schau mal, der Kleine raucht bereits)

*Da haben wir uns lecker wat gegessen.*

*Der mampft sich da einen, da kannze nich hingucken!*

*Komm, wir schnasseln uns ma en Likörken (trinken, sich schmecken lassen).*

*Die ham sich kräftlich einen durchgezogen (einen Joint geraucht).*

*Trink dir doch noch en Bier, auf einem Bein kann man nich stehen.*

*Die ham sich gestern kräftlich einen geschäppt (stark getrunken).*

Dazu kommen Wendungen, die man auch schon in standardnahen Zusammenhängen hören oder lesen kann: *sich einen ballern*, *sich einen nehmen*, *sich einen trinken* und *sich eine rauchen*. Gerade die letzte Variante scheint von vielen Sprechern und Sprecherinnen schon gar nicht mehr als umgangssprachlich wahrgenommen zu werden, wie die vielen Belege im Internet vermuten lassen (die Google-Suche nach *sich eine rauchen* mit den entsprechenden Varianten ergibt über 600 000 Treffer!). Überraschenderweise ist aber nicht der reflexive Gebrauch von „rauchen“ im Universalwörterbuch des

<sup>1</sup> <http://www.spiegel.de/kultur/zwiebel-fisch/0,1518,433479,00.html> (abgerufen am 4.4.2011)

Duden-Verlags verzeichnet, sondern nur *sich einen trinken/saufen* (darunter auch die Variante *der Wein trinkt sich gut*), die, obwohl viel seltener belegt, als „salopp“ oder „umgangssprachlich“ aufgeführt sind.<sup>2</sup>

Viele Menschen halten diese Reflexiv-Konstruktionen offensichtlich für typisch rheinisch, wie z.B. dieser Kommentator aus einem Sprachblog zu einem anderen, sehr selten reflexiv gebrauchten Verb: „Dachte, das wäre so ‘ne rheinische Formulierung wie ‚sich eine rauchen‘, oder ‚sich ‘ne Köriwurst essen‘. ‚Sich einen kacken‘ könnte doch astr(h)ein rheinisch für ‚großes Geschäft machen‘ sein, od’r.“<sup>3</sup> Auch der Wikipedia-Artikel zum Kölnischen Dialekt erklärt den Satz *dä hat sij e Brüdche jesse* zu einer für das Zentralriparuarische typischen Wendung.<sup>4</sup> Die Frage ist nicht eindeutig zu beantworten. Wie wir noch sehen werden, gibt es keinen generellen „rheinischen Reflexiv“ etwa analog zur „rheinischen Verlaufsform“ (die auch nicht exklusiv rheinisch ist), denn auch Bayern oder Schwaben *rauchen* oder *trinken sich einen*, allerdings scheinen diese Formen nicht überall dialektbasiert zu sein. Ein Quercheck mit dem Frankfurter Wörterbuch und dem Pfälzischen Wörterbuch erbrachte jedenfalls keine Belege. Dagegen sind diese Formen in den rheinischen und westfälischen Dialekten durchaus heimisch, wie das Rheinische Wörterbuch oder das Westmünsterländische Wörterbuch zeigen. Dort findet man *sich ene suppen* (saufen)<sup>5</sup>, *he schmokt sech ene* (rauchen)<sup>6</sup> und hier die schöne westfälische Redewendung *He süpp sik in’n Fuusel donne un in sööte Melk*

*weer nöchtern* (er besäuft sich mit billigem Schnaps und trinkt sich mit süßer Milch wieder nüchtern)<sup>7</sup>. Auch wenn daraus nicht geschlossen werden kann, dass der reflexive Gebrauch dieser Verben auf die rheinischen Mundarten zurückzuführen ist, so zeigen die Belege doch, dass diese Verwendung keine jüngere Erscheinung der allgemeinen Umgangssprache ist.

Das gilt im übrigen auch für die oft „passivisch“ genannten Reflexiva der Sorte *das Bett schläft sich gut, der Saal singt sich bequem* oder *dat Kleid trägt sich gut*. Diese Wendungen sind schon lange – besonders im Rheinischen – bekannt, wie eine alte Enquete zum Sprachgebrauch im deutsch-niederländischen Sprachraum aus dem 19. Jahrhundert belegt.<sup>8</sup> Auch das Rheinische Wörterbuch verzeichnet wieder eine ganze Reihe von ähnlichen Formen, z.B. *Em eige Bett schlöppt es sech nett*<sup>9</sup> oder auch *he geht et sech schlech*<sup>10</sup>, *dat Brut iss sech got*<sup>11</sup>, *dat Riis bök sich schlech* (das Reis lässt sich schlecht biegen)<sup>12</sup> und sogar die Variante etwas *wörd sech gegangen* für „etwas wird begangen“ ist möglich. *Wie fährt sich dat Rat?* ist eine Frage, die heute sowohl Dialekt- als auch Regiolekt sprecher am Niederrhein ohne grammatische Bedenken im Alltag stellen. Moderne Grammatiker scheinen diese Reflexivkonstruktionen oft schon nicht mehr als grundsätzlich falsch anzusehen, sondern als mögliche Passiv-Äquivalente aufzufassen<sup>13</sup>, auch wenn es wohl noch lange dauern wird, bis sie in der Duden-Grammatik auftauchen werden.

2 Universalwörterbuch S. 1709

3 [http://mundmische.de/bedeutung/33425-sich\\_einen\\_kacken](http://mundmische.de/bedeutung/33425-sich_einen_kacken) (abgerufen am 27.5.2011)

4 [http://de.wikipedia.org/wiki/K%C3%B6lnisch\\_\(Sprache\)](http://de.wikipedia.org/wiki/K%C3%B6lnisch_(Sprache)) (abgerufen am 4.5.2011)

5 RhWb VII 799

6 RhWb VII 1501

7 Piirainen/Elling 893

8 <http://www.oecher-platt.de/Frins.html> (abgerufen am 24.4.2011)

9 RhWb VII/1185

10 RhWb II/1132

11 RhWb VIII/111

12 RhWb VII/111

13 siehe Daunoriené

Diese Chance werden die folgenden Beispiele aus der rheinischen Umgangssprache wahrscheinlich nie haben:

*Et geht sich darum, dat du hier unerwünscht bis.*

*Darum gehdet sich doch gar nich! Um wat gehdet sich denn sons?.*

*Zieh bei Tante Marta bloß die Schuhe aus, die hat sich doch so mit ihrem Parkett!*

*Der hat sich aber auch immer mit seiner dämlichen Karre.*

*Damit haddet sich jetz abber, Schluss aus!*

*Ich glaub et wohl, et hat sich wat mit Eis.*

*Die han sich immer mitte Nachbarn.*

Denn diese Wendungen erscheinen gefühlt einen schon deutlichen Abstand zur Standardsprache zu haben. Dennoch überrascht, dass ein Google-Abruf zu *es geht sich darum/um* über 160 000 Treffer erbringt. Da alle diese Belege kein dialektales oder regiolektales Umfeld haben, wird die Wendung von vielen Schreibern oder Schreiberinnen offensichtlich als regelkonform angesehen und entsprechend genutzt. Dagegen sehen andere darin einfach nur falsches Deutsch, ihr Kronzeuge ist der populäre, aus Düren(!) stammende Stand-up-Comedian Dieter Tappert alias *Paul Panzer*, dessen charakteristische Begrüßungsformel „*Panzer, ich begrüße Sie, es geht sich um folgendes*“ als bewusste Verletzung der Sprachnormen interpretiert wird. Doch gibt es im Internet auch viele User und Userinnen, die diesen Gebrauch wieder im Rheinland verorten wollen und damit einen dialektalen Hintergrund unterstellen. So nennt der Wikipedia-Artikel „Niederrheinisch“ den reflexiven Gebrauch *sich gehen* um eine typische Erscheinung dieses Sprachraums,<sup>14</sup> die darüber hinaus Parallelen zum Nieder-

ländischen aufweise, und auch im Wer-Weiß-Was-Board gilt er als rheinischen Ursprungs.<sup>15</sup> Und in der Tat ist diese reflexive Verwendung von „gehen“ auch im Rheinischen Wörterbuch dokumentiert: *Et geht sich dröm* sagt man in den Mundarten des zentralen Rheinlands und Niederrheins<sup>16</sup> für „es handelt sich darum“, und im westlichen Rheinland sagt man auch *dät jeet sich an'd Äng möt der Laade*, wenn man das bevorstehende Ende beschreiben möchte.<sup>17</sup>

Auch das reflexive „haben“ ist in der allgemeinen Umgangssprache sehr gebräuchlich, heute allerdings eher in den festen Wendungen wie *hat sich was!*, *hab dich nich so* oder *die sollen sich nich so haben*. Die verzeichnet auch das Universalwörterbuch als allgemein umgangssprachlich. Selbst im „alten“ Grimmschen Wörterbuch sind sie zu finden, wie überhaupt eine Durchsicht der dort gesammelten Belege den Anschein vermittelt, dass der reflexive Gebrauch von „haben“ früher viel selbstverständlicher gewesen ist: „es hat mich kein hehl; habe dich doch nicht; ich habe mich übel gehabt; man hat sich wohl in seiner gegenwart; es hat sich auch nicht anders als dort“ usw.<sup>18</sup> Diese Formen erscheinen heute schon als recht exotisch.

Der reflexive Gebrauch mit einem festen Bezug wie in dem obigen Beispiel mit Tante Marta ist dagegen überregional sehr selten. Aber auch hier kann man über einen „rheinischen“ Gebrauch nur spekulieren. Zwar verzeichnet der „Neue Kölnische Sprachschatz“ eine ganze Reihe von Anwendungsbeispielen: *Wie mer sich went* (gewöhnt), *wie mer sich hät*. *Dat weed sich alt esu han*

15 <http://www.wer-weiss-was.de/theme197/article6182762.html> (abgerufen am 5.5.2011)

16 RhWb II/1119

17 Ackermann 1520

18 Grimm 10/53-54

14 <http://de.wikipedia.org/wiki/Niederrheinisch>

und *Es hät sech jät op der Welt*,<sup>19</sup> aber die sind eben nicht umgangssprachlich geworden, genau so wenig wie die schöne niederrheinische Wendung *Hei hät sich wonders wie* (spielt sich wer weiß wie auf). Auch im Rheinischen Wörterbuch finden sich ähnliche Belege: *dat wird sich alt esu han*, (das kann man nicht beurteilen); *he hät sech net ze wahl*; *et hät sich jet op der Welt*,<sup>20</sup> aber Wendungen mit *es sich haben mit* sind wohl im Rheinland nicht mundartlich verankert. Der auch im Duden als umgangssprachliche ausgewiesene Gebrauch von *sich haben* in der Bedeutung von „streiten“<sup>21</sup> ist dagegen auch in den rheinischen Dialekten und im rheinischen Regiolekt bekannt: *Die ham sich schon wieder mitte Nachbarn*.

Für hochdeutsche Ohren völlig ungewöhnlich ist sicher der reflexive Gebrauch von „beten“ (und dem hier nicht dokumentierten „beichten“):

*Bisse still, die sin sich am beten, hier is inne Kirche.*

Dabei ist diese Verwendung relativ einfach zu erklären. Hier scheint ein wenig Sprachgeschichte in der aktuellen rheinischen Umgangssprache durch, denn *sich beten* war im spätmittelalterlichen Rheinland sozusagen Standard<sup>22</sup> und wird auch so in allen rheinischen und niederrheinischen Dialekten noch heute „beim Pflichtgebete... gebraucht“:<sup>23</sup> *Häs do dich al jebät* oder *we sech gut bet, schlöpt gut*. Moderne Sprecher oder Sprecherinnen in Köln benutzen die Wendung *die sin sich am beten* jedoch nur noch dann, wenn sie damit die tiefe Versenkung des oder der Betenden ausdrücken wollen.

Auch das ungewohnte reflexive „sein“ scheint sich im rheinischen Regiolekt besonderer Beliebtheit zu erfreuen:

*Dat is sich vielleicht en Dollen* oder *dat is sich son ganz Finnigen*.

*Et is sich wat frisch draußen.*

*Dat is sich eins!*

*Die sin sich eins.*

Sein Zentrum ist nach diesen Einträgen im Rheinischen Mitmachwörterbuch das zentrale Rheinland, der Niederrhein und das Ruhrgebiet, soweit die Belege eine solche Eingrenzung erlauben. Das bestätigen auch die Fundstücke aus dem Internet, die alle in einen wie auch immer garteten ruhrdeutschen Kontext stehen:

*Dat is sich falsch.*

*Dat is sich nich erlaubt.*

*Dat is sich nich von mir!*

*Dat is sich so: Sektflasche holen, Sekt inne Gläser...*

*Dat is sich nich egal.*

*Dat is sich nix mein Dingen.*

Diese Internet-Belege scheinen jedoch eher Verweischarakter zu haben, sie werden offensichtlich bewusst gegen die Norm gesetzt und sind wohl nicht immer ganz ernst gemeint, wie ein weiteres lustiges Beispiel verdeutlicht, das eigentlich doppelt „ruhrpöttisch“ ist: *Dat is sich mein sein*. Andererseits bestätigt diese Verwendung aber auch, dass der reflexive Gebrauch von „sein“ tatsächlich als ein Merkmal des Ruhrdeutschen oder auch Rheinischen gesehen wird, denn sonst würden solche Zitate nicht funktionieren. Außerhalb der genannten Region, etwa in der Eifel, treffen diese Wendungen deshalb eher auf Erstaunen, wie ein – sicherlich nicht repräsentativer – Quercheck ergab.

19 Wrede 354

20 RhWb III/29

21 Universalwörterbuch 738

22 Wrede 80

23 RhWb I/614

In den rheinischen und westfälischen Mundarten ist das reflexive „sein“ in dieser Verwendung allerdings auch nicht häufig zu finden. Im Rheinischen Wörterbuch ist nur der Satz *Et es sich flök jesterve* belegt.<sup>24</sup> Darüber hinaus gibt es hier zwar ähnliche Formen wie *wat is dir* (was hast du) und *wat is mi dat doch för en Doon* (was ist das für ein Verhalten)<sup>25</sup>, *wat woer et dich* (was meinst du) und *dann es et der jät*,<sup>26</sup> aber die taugen kaum als Erklärung für die vielen modernen Wendungen in der Umgangssprache. Auch die „rheinische Verlaufsform“ weist in Verbindung mit reflexiven Verben gewisse Ähnlichkeiten auf: *no es et sich ävel an't knuddele, dä es sich maar emmer an't räste oder die Borschte sent sich an't renge*,<sup>27</sup> die sich auch in der Umgangssprache wieder finden: *Dat hat nen dollen Sonnenbrand, dat is sich schon tarelang am pellen. Dat Tina, dat is sich der ganze Abend einen am jiffele* (grinsen, ulken). *Et is mich am jucken!* (aus dem Mitmachwörterbuch), aber ob man auf Grund dieser Belege die alltagsprachlichen Sein-Reflexive als Analogiebildungen deuten sollte, ist mehr als fraglich. So bliebe in diesem Fall der interessante Befund, dass im aktuellen Regiolekt des Rheinlands und Ruhrgebiets ein grammatikalisches Phänomen zu beobachten ist, das von der Standardsprache abweicht, kaum dialektbasiert und dennoch regional markiert ist.

Neben diesen Gruppen gibt es in der rheinischen Umgangssprache noch eine ganze Reihe weiterer Verben, deren reflexive Verwendung eher ungewöhnlich ist:

*Wenne nich mitkomms, mach ich mich alleine dahin.*

*sich vom Acker machen*

24 RhWb VIII/111

25 Piirainen/Elling 209

26 RhWb III/1168

27 Ackermann 1518

*Der macht sich nix aus Kartoffeln* (nicht mögen).

*Der macht sich aber.*

*Sich einen Kopp machen.*

*Wat der sich alles gibt, dat is nicht zum aushalten* (sich zumuten)

*Böttel dich nich inne Nase.*

*Der freut sich ein Bein ab.*

*sich etwas durch die Rippen schwitzen können*

*Die kicken sich einen zurecht.*

*Ich mach mich ein* (vor lachen).

*Der malt sich einen.*

*Wie schreibt der sich?*

*Der spielt sich den ganzen Tach anne Klötze.* (nichts tun).

*Der fährt sich vielleicht ne Naht zusammen, so macht der nie den Führerschein.*

*Ich könnt mich wechschreien, wenn der seine Dönekes erzählt.* (heftig lachen).

*Die ham sich getraut* (geheiratet)

*Wat haben die sich gefragt?* (verlangen)

*Der packt sich für gar nix.*

*Ich wusst nich, wo ich mich lassen sollt.*

*Da deut sich nix.* (tut sich nichts).

*Ich schmeiß mich wech.*

*Die kriegen sich inne Wolle.*

*Es is zwar eklich kalt draußen, aber da pack ich mich nich für.*

Die „harmlosesten“ Wendungen sind hier sicherlich noch die verschiedenen Bedeutungsvarianten des reflexiven „machen“, die es als allgemein umgangssprachliche Belege auch schon in das Duden-Universalwörterbuch geschafft haben, so „gedeihen, entwickeln“ (*Der Jung macht sich ganz ordentlich inne Schule*), „sich entfernen“ (*Der*

*macht sich vom Acker*) oder „nicht mögen“ (*Die macht sich nix aus dem*). Die rheinische Umgangssprache kennt allerdings noch eine ganze Reihe anderer Varianten, wobei sie sich hier aus dem großen Fundus der rheinischen Dialekte bedienen kann, die so schöne Wendungen kennen wie: *Wat mäste dich op Fastelovend? Ich mache mich ne Rude Funk* (verkleiden)<sup>28</sup>. *Ich komm, wänn et sich mäkt* (sich ergeben), *No maak mich jen Stöcker*,<sup>29</sup> *Der macht sech schmal* (wegschleichen), *Der macht sich de Mann bei dem* (sich einschmeicheln).<sup>30</sup>

Überhaupt sind die Mundarten im Rheinland genau so wie die Umgangssprache viel flexibler beim reflexiven Gebrauch von Verben. Hier sind deutliche Unterschiede zwischen Standardsprache und Dialekt zu erkennen. So erklärt sich auch, analog zu den Verben „beten“ und „beichten“, der Satz *die ham sich getraut*, denn sowohl „trauen“ als auch „heiraten“ werden im zentralen Rheinland und am Niederrhein meist reflexiv verwendet: *He hirod sech bal* sagt man hier, wenn ein Mann zu heiraten gedenkt. Auch das Beispiel *Wie schreibt der sich?* findet hier seine Erklärung, denn am Niederrhein und im Bergischen Land würde man die Plagiate des ehemaligen Verteidigungsministers mit *he hät et sich net selver geschrieve* kommentieren. Die Frage selbst geht dabei auf die alte und heute nicht mehr notwendige Unterscheidung zwischen standesamtlichem und Hausnamen zurück. *Wie schreibt der sich* fragt also eigentlich nach dem offiziellen im Gegensatz zu dem im Dorf gebräuchlichen Namen.<sup>31</sup>

Andere Verben, die in den rheinischen Dialekten – auch – reflexiv gebraucht werden, sind „heißen“ (*dat heet sich nix* das bedeu-

tet nichts)<sup>32</sup>, „schlafen“ (*sich fett schlafen*)<sup>33</sup>, „lernen“ (*dä hät sech de Bibel net geliehr*), „baden“ (*Gebste met dech bade?* schwimmen gehen)<sup>34</sup>, „üben“ (in verschiedenen Bedeutungen, z.B. *der öf sich jet prahlen*<sup>35</sup> oder „ablegen“ (*leg dech af!* den Mantel oder Hut ablegen)<sup>36</sup>. Ob das letztere der Ursprung der häufig zu hörenden umgangssprachlichen Floskel *Wo kann ich mich aufhängen?* (wo kann ich meine Jacke hinhängen) ist, kann nur vermutet werden.

Ebenso Spekulation bleibt, ob die rheinischen und westfälischen Dialekte die Blaupause für den Umgang der regionalen Umgangssprache mit den nicht standardkonformen reflexiven Verben abgegeben haben. Die Wahrscheinlichkeit ist allerdings recht groß. Wenn auch nicht alle dieser reflexiv gebrauchten Verben direkte Entlehnungen aus den Mundarten sind, so ist doch sicher die relative Freiheit des Dialekts beim reflexiven Gebrauch von Verben aller Art ein wichtiges Movens. Oder anders herum: Ohne die Mundarten wäre der oft spielerische und immer wieder erfinderische Umgang der Umgangssprache mit den hier beschriebenen „Reflexivierungen“ nicht denkbar.

Ist dieser auffallende Gebrauch reflexiver Verben nun eine typisch rheinische Erscheinung, wie es in Wikipedia und Internetforen behauptet wird? Auch die Antwort auf diese Frage bleibt gezwungenermaßen Spekulation. Das allein schon deshalb, weil das Rheinische Mitmachwörterbuch bislang die einzige Dokumentation einer regionalen Umgangssprache ist, der notwendige Vergleich also nicht möglich ist. Aber auch hier sprechen zumindest die Ergebnisse der

28 Wrede 587

29 Ackermann 935

30 RhWb V 668

31 RhWb VIII 110

32 Ackermann 1529

33 RhWb I/651

34 RhWb I/114

35 RhWb IX/3

36 RhWb VI/295

Google-Abfragen dafür. Wenn die sprachgeographische Umgebung überhaupt einmal zu erkennen ist, dann sind viele Nutzer der oben gelisteten reflexiv gebrauchten Verben ziemlich eindeutig dem rheinischen Raum zuzuordnen. Das korrespondiert auch mit dem Sprachgefühl der „Kritiker“ im Netz, die den als falsch empfundenen Gebrauch als rheinisch oder *ruhrpöttisch* verorten und teilweise sogar pauschal verurteilen: „Was unter partiellen Analphabeten nördlich der Benrath-Linie üblich ist, ist auch noch lange nicht richtig.“<sup>37</sup>

Allerdings verkennen solche Urteile dann doch, dass vom Standard abweichende Reflexive keine isolierte Erscheinungen der rheinischen Alltagssprache sind. Auch in der bairischen oder österreichischen Umgangssprache kennt man diese Formen durchaus: *Es hat sich grad so ausgegangen* oder *es geht sich noch aus, dass wir den Zug erreichen* sagt man z.B. dort, wenn etwas gerade noch erreicht hat,<sup>38</sup> die bairische Wendung *do feit si nix* für „da fehlt nichts“ ist sogar weit über die Landesgrenzen des Freistaats hinaus bekannt, und wenn eine bairische Mutter über ihren Sprössling sagt *Der Bub spielt sich* (der Junge spielt für sich allein), wird sie eine Kölnerin mit Sicherheit missverstehen, denn in der Domstadt ist *Spill dich nit* die mütterliche Aufforderung, irgendeinen kindlichen Unsinn sein zu lassen.

Man findet sie also überall. Die reflexive Verwendung von Verben, die im Standarddeutschen intransitiv sind, ist ein Merkmal der Umgangssprachen. Oft geht dieser Gebrauch auf die regionalen Dialekte zurück, z.T. entwickeln die Regiolekte auch völlig neue, bis dahin unübliche Verwendungsweisen, die die alten mundartlichen Tradi-

tionen sprachspielerisch weiter entwickeln. Um diesen Prozess beobachten und einschätzen zu können, wären weitere regionale Dokumentationsprojekte wie das Rheinische Mitmachwörterbuch von großem Nutzen. Und alle Leser und Leserinnen sind hiermit aufgefordert, weitere Belege an das Online-Wörterbuch des ILR zu melden. Damit hat es sich nun erstmal mit den reflexiven Verben.

## Literatur

Ackermann, Herbert: Grefrather Mundartwörterbuch. Krefeld 2003.

Daunoriené, Justina: Zwischen Reflexiv und Passiv. Zwei ausgewählte Reflexive Konstruktionen des Deutschen, Vilnius 2008, als PDF unter: [http://www.leidykla.vu.lt/fileadmin/Kalbotyra\\_3/59\\_3/57-65.pdf](http://www.leidykla.vu.lt/fileadmin/Kalbotyra_3/59_3/57-65.pdf)

Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, 33 Bände, Nachdruck München 1984.

Duden. Deutsches Universalwörterbuch, 6. überarbeitete und erweiterte Auflage, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich 2006.

Duden. Die Grammatik, 7. völlig neu erarbeitete und erweiterte Auflage, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich 2005.

Frankfurter Wörterbuch. Aufgrund des von Johann Oppel (1815-1894) und Hans Ludwig Rauh (1892-1945) gesammelten Materials hrsg. in Verbindung mit der Frankfurter Historischen Kommission von Wolfgang Brückner. Frankfurt a. M. 1971-1985.

Pfälzisches Wörterbuch. Begründet von Ernst Christmann, fortgeführt von Julius Krämer, bearb. von Rudolf Post, 1965-1997

Piirainen, Elisabeth/Elling, Wilhelm: Wörterbuch der westmünsterländischen Mund-

37 <http://www.rennrad-news.de/forum/showthread.php?t=43290&page=13> (abgerufen am 7.6.2011)

38 Universalwörterbuch S. 215

art. Hrsg. vom Heimatverein Vreden unter Mitarbeit zahlreicher Gewährsleute (= Beiträge des Heimatvereins Vreden zur Landes- und Volkskunde 40). Vreden 1992.

Rheinisches Mitmachwörterbuch. Interaktive Wörterbuchdatenbank zum rheinischen Regiolekt, betrieben vom LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte, Redakteur Peter Honnen: <http://www.mitmachwoerterbuch.lvr.de/>

Rheinisches Wörterbuch. Im Auftrag der Preußischen Akademie der Wissenschaften [...] hrsg. und bearb. von Josef Müller u.a. Bonn/Berlin 1928-1971

Wrede, Adam: Neuer kölnischer Sprachschatz. 3 Bände, mit Anhang Altkölnisch - Kölnisch-Ripuarisch – Suchhilfe, 7. Auflage Köln 1978.

## Entmythologisierung tut not!

## „Böse Geister vertreiben“

von Alois Döring

Das volkscundliche Schubfach, das am prallsten gefüllt ist mit farbigen Inhalten, trägt das Etikett „Brauch“.<sup>1</sup> In diesem Schubfach befinden sich beispielsweise Berichte über die Fastnacht, das Oster- und das Maifest, über Sankt Martin und Nikolaus, über Walpurgisnacht, Raunächte und Sonnwendfeuer. Ich greife in dieses Schubfach und ziehe zwei Beispiele heraus:

„Nach uraltem Eifeler Brauch trieben in den Nächten der zwölf Tage zwischen Weihnachten und Dreikönig die Winterdämonen und bösen Geister ihr Unwesen in Haus und Hof ... Vor allem in den bäuerlich strukturierten Gegenden wie in der Eifel glaubten die Menschen an das unselige Spiel der Geister, die in Stall, Scheune und Schuppen dem Tier schweren Schaden zufügen und das künftige Wachsen in Feld und Flur beeinträchtigen könnten.“<sup>2</sup>

„Nicht unwahrscheinlich klingt die Erklärung, die im Aprilscherz Reste eines Frühlingsbrauches, wie die Fastnacht, erkennt. ... Und wenn das Hauptmerkmal der Aprilscherze die Täuschung ist, dann könnte diesem heutigen Kinderbrauch ein kultischer Frühlingsbrauch zugrunde liegen, wie er sich in den Quirinalia und dem Hulifest nachweisen lässt ... erinnert wird an die

Edda, in der der Winterriese Thrym durch den als Freya verkleideten Thor getäuscht wird. Zu Ehren der Venus wurde in der Antike im Frühling ein Täuschfest gefeiert. Ihr war auch der 1. April geweiht, und sie führte deshalb den Beinamen ‚Aprilis‘...“<sup>3</sup>

**Grimm redivivus**

Dies mag zur Einstimmung genügen, als Vergegenwärtigung jener verbreiteten Deutungsmuster von Bräuchen, das populärwissenschaftliche Darstellungen krönt: mit dem in Frage stehenden Brauch sollten „böse Geister vertrieben“ oder „uralte kultische Handlungen“ (aus mythologischen Vorzeiten) vollzogen werden. „Dieses Interpretament“, so Martin Scharfe, „ist offenbar nicht totzukriegen, ja macht ständig neue Prose-lyten – es ‚leuchtet ein‘, es ‚schlägt ein‘, die Formel scheint Erklärung im doppelten Sinne zu sein“.<sup>4</sup>

Mythologisch-mythisches feiert fröhliche Urständ; (populär-)wissenschaftliche Publikationen spüren „vorchristlichen“ Kultstätten nach; Fernsehreihen laden zur Wanderung durch geheimnisvolle vorzeitliche

1 Zum Thema dieses Beitrags siehe besonders Döring, Bräuche; ders., Handlungen; ders., Sakkralandschaft Wald; Hartinger, Religion; Moser, Bräuche.

2 Schröder, Eifel, S. 96.

3 Manfred Becker-Huberti: „Wer auf Narren hoffend blickt, wird in den April geschickt“. (<http://www.religioeses-brauchtum.de/sommer/aprilscherz.html#8>) (28.4.2011).

4 Scharfe, Geister, S. 139.

Stätten ein; Heimatforscher reden über die (all-)gegenwärtige Realität von Göttern, Geistern und Dämonen; die Menhire von Stonehenge gar werden zu Vorläufern der christlichen Totenbretter am Niederrhein (!). Zeitlos scheint die chthonisch-naturreligiöse Ursprungsdeutung christlicher Kultstätten zu sein, die mit Wald, Baum und Wasser verbunden sind.

Germanen- und Keltenmythologie, Esoterik und Neopaganismus suchen vorgebliche jahreszeitliche Begehungen eines keltischen Festkalenders aufzugreifen und zu verbreiten. Oder wie der Volkskundler Walter Hartinger schon vor 20 Jahren treffend geschrieben hat: „Solche Götter [wie Bercht, Wotan, Freya], deren Aussehen, Handlungen und Zuständigkeiten aus intimer Perspektive beschrieben werden, spazieren allenthalben durch die Literatur.“<sup>5</sup>

Sie sind einer unkritischen Übernahme der romantisch-nationalen Germanenmythologie des 19. Jahrhunderts verhaftet. Mit diesem „Germanen-Interesse“ ist an erster Stelle der Name Jacob Grimm verbunden. In der Vorrede seiner Deutschen Mythologie von 1835 gestand Grimm seine Absicht, nach Jahrhunderten der Geringschätzung „die eigene Herkunftskultur wieder in positives Licht zu stellen und das Vaterland zu erheben“.<sup>6</sup>

Dabei ging Grimm von der Annahme aus, dass im deutschen Volksbrauch seiner Zeit „uralte heidnische Glaubensgut fortlebte, denn die Völker hängen und halten fest am hergebrachten, wir werden ihre Überlieferung, ihren Aberglauben niemals fassen, wenn wir ihm nicht ein Bett noch auf heidnischem Grund und Boden unterbreiten“.<sup>7</sup>

Spätestens durch Jacob Grimms Deutsche

Mythologie hat das germanische Kontinuitätsdenken seine wissenschaftliche Legitimation bekommen. Mythologisches Arbeiten wurde zu einer Art „Epidemie“. Jacob Grimm jedoch ist keineswegs der Erfinder, sondern steht in den Wissenschaftstraditionen des 17. und 18. Jahrhunderts, wie Rolf-Wilhelm Brednich ausführte: „Diese sind voll von Versuchen, das germanische Erbe bei Deutschen aus seiner Überfremdung durch andere Völker und Kulturen, das Christentum und die römische Kirche herauszudestillieren und die unterbrochenen Kontinuitäten neu herzustellen. Das Grimmsche Prinzip bestand darin, aus den alten Quellen neuere Erscheinungen auf dem Gebiet der Volksdichtung oder der Bräuche zu erklären, aber dieses Verfahren ließ sich auch umkehren, indem man von neueren Vorstellungen zu den alten und ursprünglichen vorzudringen versuchte. Mit diesem Verfahren war der methodische Weg gewiesen, auf dem die Nachfahren der mythologischen Schulen des vergangenen Jahrhunderts Traditionsforschung betrieben.“<sup>8</sup>

## „Böse Geister vertreiben“?

### Walpurgisnacht

Über die Geschichte der Walpurgisnacht lesen wir im Jahre 2011: „Die Walpurgisnacht wird am Vorabend des Namensfestes der heiligen Walpurgis gefeiert, d.h., in der Nacht zum 1. Mai. Walpurgis ist die Schutzpatronin gegen böse Geister. Diese Geister sollen mit den Masken erschreckt und mit dem Walpurgisfeuer vertrieben werden. Dabei versammeln sich die Hexen auf dem Hexentanzplatz bei Thale, um gemeinsam zum Brocken zu fliegen, wo das eigentliche Hexenfest stattfindet ... Die Wurzeln der

<sup>5</sup> Hartinger, Religion, S. 23.

<sup>6</sup> Scharfe, Religion, S. 27.

<sup>7</sup> Ebd., S. 27.

<sup>8</sup> Brednich, Sinnbilder, S. 82.

Walpurgisfeier liegen weit in vorchristlicher Zeit und gehen auf germanische Ursprünge zurück. Diese ‚Ureinwohner‘ des Harzes feierten an diesem Tag ein mit diversen Opfern einhergehendes Frühlingsfest in Verbindung mit dem Ende der Macht des Winters sowie Wotans Hochzeit (oberster Germanengott). Dabei wurden – natürlich – auch böse Geister vertrieben, was durch Verkleidungen und Feuer geschehen sollte. Doch wer Augen hat, um zu sehen und Ohren, um zu hören, der muß erkennen, daß die Walpurgisnacht auch heute alles andere als ein christliches Fest ist.“<sup>9</sup>

Fakt ist: Im Jahre 1699 schreibt Johannes Praetorius in dem Buch „Blockes-Berges Verrichtung“ über angebliche Teufelsbuhlschaft, Hexenfahrt und Riten der Hexen auf dem Brocken. Bei Praetorius‘ Darstellung handelt es sich um eine gelehrte Sammlung über Hexerei. Er fasste, den wissenschaftlichen Spielregeln seiner Zeit verpflichtet, das verfügbare Wissen über Teufelspakt, Hexensabbat oder von Hexen verübten Untaten zusammen.<sup>10</sup> Dies bietet die Grundlage für die Walpurgisnacht-Szene in Goethes „Faust“. Wenn auch viele Autoren, viele Sagen von solch angeblichem Hexenfest erzählen, die Bevölkerung feierte nicht. Erst Ende des 19. Jahrhunderts kamen Wanderfreunde auf die Idee, Walpurgisnächte auf dem Brocken zu veranstalten.

Wie Ines Köhler-Zülch in einer detailreichen, eindrucksvollen Studie nachweist: „Von der Sage zum Fest, mit diesem Slogan könnte man die Entwicklung des Walpurgisfestes charakterisieren. Als Vorläufer des Festes sind einerseits eine Vorliebe mancher Brockenbesucher für die Rezitation von

Goethes Walpurgisnachtszene in der Nähe des Originalschauplatzes und andererseits auch auf dem Brocken veranstaltete Hexentänze anzuführen, die z.B. durch Hans Christian Andersen für 1831 bezeugt sind: Musikanten spielten vom Brockenturm aus zum Tanz auf, Gäste wurden mit Besenstielen, Ofengabeln und Feuerschaufeln ausgerüstet. Beides fand allerdings noch terminungebunden statt, denn am 1. Mai gab es wegen der meist kalten Witterung kaum Gäste auf dem Brocken. Die seit 1887 erscheinenden Hexenansichtskarten hingegen waren alle ohne Ausnahme auf den Termin Walpurgisnacht konzentriert und galten allein dem Fest, der Walpurgisnachtfeier, die als reales Ereignis bis dato gar nicht existent war.“<sup>11</sup>

Ein kurzer Abriss zeigt die Etablierung des Festes: 1896 fand auf Initiative des Harzburger Verlagsbuchhändlers Rudolf Stolle die erste Walpurgisfeier auf dem Brocken statt. 1899 heißt es, dass man unter Singen des Geibelschen Mailiedes („Der Mai ist gekommen“) ausgeführten Fackelzug bis zum Morgenrauen fröhlich zusammenblieb. Ines Köhler-Zülch bilanziert: „Aus der Idee einiger Männer kurz vor der Jahrhundertwende, einen Kommers mit dem Höhepunkt Zug zur Teufelskanzle, Hexentänzen und Satanspredigt zu verleben, entwickelte sich die Walpurgisfeier auf dem Brocken und fand schnelle Verbreitung im ganzen Harz. Nach jetzigen Erkenntnissen fand die enorme Ausbreitung des Hexensymbols im Harz und ihre zunehmende Bedeutung als Werbeträgerin für den Harz jedoch erst nach dem 2. Weltkrieg statt.“<sup>12</sup>

Heutzutage versuchen die so genannten „neuen Hexen“, die Walpurgisnacht mit dem keltischen Frühlingsfest Beltane in Ver-

9 Walpurgisnacht Harz (<http://www.schierke-brocken.de/walpurgisnacht.htm>) (28.4.2011).

10 Vgl. hierzu Köhler-Zülch, Hexe, bes. S. 280ff.; Daxelmüller, Zauberkraften, S. 291ff.

11 Köhler-Zülch, Hexe, S. 288.

12 Ebd., S. 298.

bindung zu bringen, bei dem ein Fruchtbarkeitskult den Frühling willkommen heißen sollte. Über das immer wieder herangezogene keltische Beltanefest wissen wir jedoch gesichert nicht mehr, als dass es „die Zeit der Aussaat und die Periode des Auftriebs der Rinder und Schafe auf die Sommerweide“ eröffnete, wie der Bonner Religionswissenschaftler und ausgewiesene Experte für keltischen Kult und Religion Bernhard Maier nachweisen kann. Allen solchen Theorien zum Trotz gibt es nicht den geringsten quellenmäßigen Beleg dafür, dass ein irgendwie geartetes keltisches Frühlingsfest in Deutschland die Antike überdauert hat.<sup>13</sup>

### „Uralte kultische Handlungen“? Ostern

Das führt uns zum nächsten Beispiel: „Jedes Jahr am ersten Sonntag nach dem ersten Frühlingsvollmond läßt man in Lügde, der Sitte der Väter folgend am ersten Ostertag bei Einbruch der Dunkelheit, etwa zwischen 20 und 21 Uhr brennende Räder vom Osterberg ins Tal der Emmer hinabrollen ... Der heidnisch-germanische Sonnenkult wird als Vorläufer dieses Brauchtums bezeichnet, weil das Feuerrad ein Sinnbild der Sonnenscheibe war. Auch die germanische Frühlingsgöttin Ostara wird häufig mit dem Osterräderlauf in Verbindung gebracht ... Wie alt nun unser Brauchtum ist, läßt sich nicht feststellen, da es mit den geschichtlichen Aufzeichnungen in Deutschland erst sehr spät begann. Vieles jedoch deutet darauf hin, daß der Räderlauf eine uralte Tradition aufweisen kann und von unseren

Vorfahren schon vor ca. 2000 Jahren, wenn auch sicherlich in einer etwas anderen Form im Ablauf, ausgeübt worden ist.“<sup>14</sup>

Historisches Faktum ist: Der Feuerräderlauf ist erst seit 1734 gesichert nachweisbar und erlebte im 19. Jahrhundert in nationalsozialistischer Zeit einen Aufschwung.<sup>15</sup>

In einem völkerkundlichen Ausstellungskatalog (2010) lesen wir: „Auf Grund mangelnder zuverlässiger Quellen können wir heute nicht mit Bestimmtheit sagen, ob das Frühlingsfest der Germanen der Gottheit THOR als dem Bezwiner der mythischen Eisriesen oder einer besonderen Frühlingsgöttin namens OSTARA bzw. EOSTRA, die zugleich eine Göttin der Morgenröte, des Lebens und der Fruchtbarkeit gewesen sein soll, gewidmet war. Zahlreiche Bräuche, die wir heute als Osterbräuche kennen, wie beispielsweise das Osterreiten, das Kornfeldebeten, das Schlagen mit der auch Schmackoster genannten Rute, das Osterwasser sowie das Osterfeuer und nicht zuletzt unsere Ostereier sind auf die alten vorchristlichen Frühlingsfeste zurückzuführen.“<sup>16</sup>

Fakt ist: Nach philologischen Untersuchungen des Bonner Germanisten Johann Knobloch<sup>17</sup> kann sich das Wort „Ostern“ von einem indogermanischen Wortstamm „ausos“ und den damit verwandten Wörtern der indogermanischen Sprachen wie griechisch „eos“, lateinisch „aurora“, althochdeutsch „ostarun“ herleiten.

Diese philologische Deutung kann – so Dietz-Rüdiger Moser<sup>18</sup> – durch liturgiegeschichtliche Quellen gestützt werden.

13 Zu Beltane siehe Maier, Kelten, S. 61; zu Walpurgisnacht und Frühlingskult siehe z.B. Thomas P. Becker: Mythos Walpurgisnacht. Anmerkungen aus historischer Sicht (<http://www.thomas-p-becker.de/TPB/Hexen/walpurgis.html>) (28.4.2011).

14 Der Osterräderlauf in Lügde (<http://www.osterraederlauf.de/geschich.htm>) (28.4.2011).

15 Siehe Brockpähler, Feuerräderlauf, passim.

16 Rund ums Ei, S. 18.

17 Siehe Knobloch, Ostern.

18 Siehe Moser, Bräuche. S. 211ff.

Ostern bezeichnet das liturgische Geschehen bei Anbruch des Tages, das dem Gedächtnis der Auferstehung Christi gewidmet ist, und die damit zusammenhängende Feier. Gewöhnlich begann diese Feier zur Morgenröte mit der Taufe der Katechumenen, die dem Osten – dem Sonnenaufgang – zugewandt das Glaubensbekenntnis sprechen mussten. Die Katuchemenen trugen weiße Gewänder „albae“. Durch den Zusammenhang von liturgischer Feier des Auferstehungstages und den dabei erfolgten Taufen erhält der lateinische Ausdruck „albae“ die Bedeutung „Morgenröte“. Er wurde mithin austauschbar mit dem althochdeutschen Wort „ostarun“. Ostern heißt nach dieser Erklärung: „die Morgenröte“ bzw. die „Auferstehungsliturgie am Morgen“. Die Erklärungen haben eine gemeinsame Schnittstelle. Sie verweisen beide auf das zentrale Moment der Auferstehungsfeier des Ostertages: auf die in der Frühe des Morgens gehaltene Liturgie mit der Tauffeier.

Verabschieden wir uns von dem germanischen Frühlingsfest zu Ehren einer angeblichen Göttin Ostara, die es nie gegeben hat.

## **Germanenmythologie in der NS-Zeit:**

### **Maibrauch**

Solches Germanentum erfuhr in der Zeit des Nationalsozialismus seine ideologische Instrumentalisierung „Daß man aus einschlägigen Darstellungen [zum Beispiel Grimm] begierig schöpfte, als während der Zeit des Dritten Reiches alles Germanische hoch im Kurs stand, ist leicht zu verstehen.“<sup>19</sup>

Den Festen und Feiern maßen die Nationalsozialisten bekanntlich eine zentrale

Rolle bei, um die Menschen im Sinne ihrer Ideologie zu emotionalisieren.<sup>20</sup> Erklärtes Ziel war, das christliche Feiertag durch ein nationalsozialistisches völlig zu ersetzen. Zu den Terminen gehörten der Erste Mai als „nationaler Feiertag des deutschen Volkes“, der „Tag der deutschen Mutter“ im Mai, die „deutsche Sommersonnwende“, das „deutsche Erntedankfest auf dem Bückeberg“ im Herbst oder die „deutsche Wintersonnwende“ vor Weihnachten.

Die Geisteshaltung volkskundlicher Wissenschaft in der nationalsozialistischen Epoche. werden beispielsweise deutlich in Abhandlungen von Fox, Wrede und Weber.<sup>21</sup> Sie zeugen davon, in welchem Ausmaß Bräuche ideologisch missbraucht werden konnten. Nach den Vorstellungen von Fox sei es Aufgabe der Volkskunde, in jeder Hinsicht die arteigenen Wesenszüge des deutschen Menschen freizulegen und deutlich von artfremden Einflüssen zu scheiden. Die christliche Glaubensausübung habe zur „Verdrängung und Verfälschung deutscher Sitten und deutschen Brauchtums“<sup>22</sup> geführt. Adam Wrede begrüßt eine sinn-gerechte Wiederbelebung von Bräuchen, beispielsweise der Maibräuche. Die staatlich verordneten Feierlichkeiten zum Ersten Mai seien „Ausdruck des neuerweckten und wiedererstandenen Tat- und Gemeinschaftswillens des nationalsozialistischen Volkes“.<sup>23</sup>

Wrede stellt Mailehen und Wahl einer Maikönigin in direkten Zusammenhang mit germanischer Mythologie, nämlich als jährlich wiederholte Inszenierung einer mythischen Hochzeitsfeier, bei der das Maikönigspaar das Götterpaar Wuotan und Frigg vergegenwärtigen sollte. Dabei werden die mit dem

20 Siehe beispielsweise Döring, Bräuche, S. 31 u.ö.

21 Siehe hierzu Wey, Mailehen, bes. S. 53ff.

22 Ebd., S. 54.

23 Ebd.

19 Hartinger, Religion, S. 23.

Maibaumsetzen verbundenen Rügebräuche als sittenrichterliche Tätigkeit bewertet, bei dem die Mädchen den unbeugsamen Kriterien der Volksmeinung unterlägen. In dem Handbuch für den Schulunterricht „Volkhafter Heimatunterricht. Ein Neubau der Heimatkunde“ ist zu lesen: „Aber nur die freundlichen Personen, lustige, saubere, gesunde Mädchen werden durch einen ‚Liebesmaien‘ geehrt. Die schmutzigen, grantigen, liederlichen, faulen sehen der Nacht mit Angst entgegen ... Im kommenden Jahr wird sie schon für mehr Reinlichkeit, Fleiß und Freundlichkeit sorgen.“<sup>24</sup>

Die mythologische, gerade auch durch die nationalsozialistische Ideologie verbreitete Maibrauchdeutung stellt die Mailehenpraxis in Zusammenhang mit Fruchtbarkeitskulten der Germanen. Der Glaube an solche Kontinuitäten findet sich noch heute, ein Beispiel aus dem Eifeljahrbuch 1993: „Nach altem Naturverständnis steigen zu Maibeginn die Gottheiten auf die Erde. Es ist die Zeit der heiligen Hochzeit, der körperlichen Vereinigung von Gottheit und Menschheit. Bei den Germanen galt der 1. Mai als Hochzeitstag Wodans mit der Göttin Freya.“<sup>25</sup>

Die Unhaltbarkeit mythologischer Deutungen wird durch historische Befunde deutlich. So reicht der Mailehenbrauch mit seiner Vorform des fastnächtlichen Lehenausrufens nicht weiter als in das 16. Jahrhundert zurück. Die Variantenvielfalt oder der Zweck des Mailehens als einer spielerischen Vermittlungsinstanz von Tanzpartnern stehen im Widerspruch zur behaupteten mythologischen Herleitung. Die Deutung des Brauches zielt auf Sozialisation, Sozialverhalten und Persönlichkeitsbildung der Brauchträgerin bzw. des Brauchträgers ab.

Der Sinn erschließt sich letztlich in der Logik einer bäuerlichen-ländlichen Gemeinschaft. Die jungen Burschen und Mädchen des Dorfes fanden sich zu „Probeseen“ zusammen. Sie unterwarfen sich einem Ritual, das den dörflichen Heiratsmarkt regulieren und aus ökonomischen Zwängen Binnenheiraten herbeiführen sollte. Es ging um eine „lokal gebundene Partnerwahl“, bei der die gesamte Junggesellschaft eines Dorfes auf einen „örtlich definierten Kreis von Heiratsfähigen eingeschworen“ wurde.<sup>26</sup>

## Germanenmythologie in der NS-Zeit:

### Fastnacht

Die Germanenmythologie<sup>27</sup> - die „germanische Kontinuitätsprämisse“ - bereitete den ideologisch fruchtbaren Boden für die nationalsozialistische Indienstnahme des Karnevals. Solch germanisch-mythologische Deutungsmuster verbreiteten beispielsweise der ‚wissenschaftliche‘ Begleiter der schwäbisch-alemannischen Fasnet, Hermann Eris Busse oder der Volkskundler Robert Stumpfl.

Wie gut die ideologische Vereinnahmung der Brauchrückführung auf germanische Wurzeln funktionierte, zeigen das Handbuch zur Gestaltung der Fasnacht „Die Deutsche Fasnacht“, sowie einschlägige Zeitungsbeiträge:

1934 erschienen mehrere Artikel im „Völkischen Beobachter“, die die nationalsozialistische Auffassung vom „Ursprung des Faschings“ als „altgermanisch“ darlegen. Ein Bericht über die Ausstellung „Hundert Jahre Aachener Karneval“ stellt fest, der Karneval sei „bekanntlich auf altgermanischen

24 Heimatunterricht, S. 50.

25 Lange, Maibrauchtum, S. 49.

26 Wey, Mailehen, bes. S. 115ff.; Korff, Erster Mai, S. 252ff.

27 Mezger, Fasnet, S.28ff.

Kultsitten zurückzuführen und deshalb als Erbgut zu hüten“.<sup>28</sup>

Werner Mezger kommt zu der Schlussfolgerung, dass die Nationalsozialisten eine Strategie in zwei Schritten verfolgten: „Zunächst sollte die Fastnacht aus ihrem christlichen Sinnzusammenhang herausgebrochen und stattdessen als germanischer Winteraustreibungskult erklärt werden, dann wollte man sie dementsprechend propagandistisch ausschlichten und schließlich unverhohlen für politische Zwecke instrumentalisieren.“<sup>29</sup>

Letzten Endes war der Kampf gegen die kirchliche Bedingtheit der Fastnacht nichts anderes als ein zentraler Bestandteil des rassenpolitischen Konzepts der NS-Machthaber. In diesem Sinne forderte 1936 ein Artikel in dem NS-Periodikum „Germanien“, „von der verhängnisvollen Irrmeinung loszukommen, als ob jeder Mensch des Mittelalters sich in allen Lebensfragen von der Geburt bis zum Tode an die römische Kirche gebunden gefühlt, sein gesamtes Weltbild nur nach dem dieser Fremdmacht ||| gebildet hätte“. Und weiter: „Der Historiker von heute ... darf nicht immer wieder kirchlichen Geist in Brauchtum, Kunstwerken und Rechtsdenkmälem wittern, wo ihm unter der dicken Kruste klerikaler Farbenübermalung die germanische Grundschicht mit vollsaftiger Urkraft entgegenquillt.“

Fastnacht wurde von den Nationalsozialisten zum Präzedenzfall einer kirchlichen Übertünchung vermeintlich germanischer „Grundschichten“ stilisiert. Werner Mezger: „Ohne die Tragweite der Konsequenzen zu ahnen, hatte die mythologische Schule der älteren Volkskunde dafür die Vorgaben geliefert.“

Werner Mezger rechnet mit dem Fortschrei-

ben dieser überholten Mythologien bis in unsere Tage ab: „Obwohl von der modernen Forschung längst mangels jeglicher wissenschaftlicher Haltbarkeit und aus guten Gründen ad acta gelegt, bestimmen derlei unsinnige Deutungsmuster noch immer einen Großteil der landläufigen Meinung und den Tenor der Berichterstattung über die Fastnacht. Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, Rundfunk- und Fernsehbeiträge, Aufsätze von Lokalchronisten und Freizeithistorikern, nicht selten auch die Verantwortlichen der Narrenzünfte selbst, halten unverwandt an der fixen Idee der Winteraustreibung aus heidnisch-germanischer Vorzeit fest. Wären all den schreibenden Idealisten und insbesondere den Berufsjournalisten der Medien bewußt, in welcher Tradition sie damit stehen, würden sie sich wohl etwas vorsichtiger äußern. Lernbereitschaft und Kritikfähigkeit scheinen hier freilich nach wie vor nicht besonders entwickelt zu sein.“<sup>30</sup>

Die Nachwirkungen mythologischer Fastnachtsdeutungen sind bis in unsere Tage spürbar. Die Winteraustreibungs-Vorstellungen der Mythologen haben den Krieg überdauert. Obwohl von der Forschung längst mangels jeglicher wissenschaftlicher Haltbarkeit widerlegt, „bestimmen derlei Deutungsmuster noch immer einen Großteil der landläufigen Meinung und den Tenor der Berichterstattung über die Fastnacht“. Sie halten „unverwandt an der fixen Idee der Winteraustreibung aus heidnisch-germanischer Vorzeit fest.“<sup>31</sup>

Fakt ist: Das Narrenfest hat seinen Ausgangspunkt im christlichen Jahreslauf. Es bildet das „Schwellenfest“ vor der vierzigtägigen vorösterlichen Fastenzeit, wie Werner Mezger darlegt.<sup>32</sup>

28 Zitiert nach Moser, Fastnachtsdeutung, S. 206f. und Brog, Zoch, S. 223f.

29 Mezger, Fasnet, S. 30-31.

30 Ebd. S. 31.

31 Ebd.

32 Siehe Döring, Bräuche, S. 85ff.

## Mythologie und Neopaganismus:

### Sonnwendfeuer

Die mythologischen Erklärungsmuster werden durch keine geschichtlichen Quellenzeugnisse gestützt und sind wissenschaftlich längst ad absurdum geführt. Sie sind auch in gesellschaftlichem Zusammenhang durchaus bedenklich. Es zeigen sich Tendenzen, dass „Kultfeiern“ wie beispielsweise um den Johannistag (Sonnwendfeier) von Gruppen begangen werden, die nicht nur germanisches oder keltisches Neuheidentum fördern, sondern auch neo-nazistische Züge tragen.

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts finden sich manche „neuheidnischen“ und vor allem Neonazi-Kreisen zuzuordnenden Sonnwendfeiern.<sup>33</sup> Die NPD gibt sogar eine Anleitung heraus, wie man das macht, sie stammt von Edda Schmitz und trägt den Titel: „Sonnwendfeuer – Praktische Hilfe zur Durchführung von Feierstunden“.

Faktum ist: Zwischen dürren spätantiken Hinweisen auf Sonnwendfeiern und der spätmittelalterlichen und neuzeitlichen Überlieferung klafft eine große zeitliche Lücke, so dass Kontinuitäten nicht zu beweisen sind, behauptete, postulierte keltische oder germanische Quellenzeugnisse liegen nicht vor. Sonnwendfeuer bzw. Johannisfeuer sind im deutschen Sprachraum erst seit dem 12. Jahrhundert belegt. Nach 1900 setzt ein Neu- und Wiederbelebung ein. Neben die Heimatbewegung traten Wandervögel, Naturfreunde, Freireligiöse, nationale Gruppierungen mit Johannisfeuern auf. Vor allem nach 1933 kommt es zu einer weiträumigen Verbreitung, als Staat und Partei die Einführung der Sonn-

wendfeuer mit Nachdruck betrieben. Die Vereinnahmung durch den Nationalsozialismus wurde planmäßig durchgeführt. Der Tag der Sonnenwende wurde zum „Tag der Jugend“ erklärt, die Feuer wurden zum Politikum und fester Bestandteil des nationalsozialistischen Feierjahrs. Mit dem Ende des Nationalsozialismus verschwanden die Johannisfeuer wieder, heute erleben sie einen neuen Boom, neben den schon genannten neopaganen und neo-nazistischen Feuern gibt es viele Sonnwend-/Johannisfeuer von diversen Vereinigungen.

### Entmythologisierung tut not!

Petra Scraback kommt am Untersuchungsbeispiel der Zeitschrift des Eifelvereins zu dem Ergebnis: „Als unmittelbare, wissenschaftlich verwertbare Quelle sind die volkskundlichen Artikel der Zeitschrift des Eifelvereins nicht geeignet. Die Mehrzahl der Autoren dokumentiert die Bräuche nur sehr lückenhaft und interpretiert deren Herkunft und Funktion mit dem heutigen Stand der wissenschaftlichen volkskundlichen Forschung nicht mehr entsprechenden Theorien.“<sup>34</sup>

Solche Urteile beziehen sich darauf, dass Beiträge in Heimatzeitschriften dem wissenschaftlichen Forschungsstand meist nachhinken. Die Entstehung der Martinsfeuer beispielsweise wird immer noch in heidnischer Zeit gesehen: „Wiederbelebung und Erhaltung des Volkstums seines Tages gelten vor allem dem Mertesumzug und dem Mertesfeuer. Beide gehen in ihrem Ursprung zurück weit in vorchristliche Zeit. Hatten Weide, Wald und Feld die Früchte des Jahres gespendet, dann feierten unsere germanischen Vorfahren ihrem Allvater

33 Siehe ebd., S. 290ff.; Hirschfelder, Mittsommer, passim.

34 Scraback, Zeitschrift, S. 151f.

Wodan und seiner Gemahlin dem Lichtgott einen Widder oder eine Wildgans zum Opfer gebracht hatte. Statt des germanischen Götterbildnisses wird heute St. Martins Bild im Zug getragen, oder er selber ‚reitet‘, als Bischof gekleidet, ihm voran.<sup>35</sup>

Und in einer Heimatchronik ist über den Martinstag zu lesen: „Ein Fackelzug folgt einem alten Weg ... den schon in den Zeiten vor den Kelten unsere Vorfahren gegangen sind; mit anschließendem Martinsfeuer auf dem Münster-Berg ... Auch der Martinstag ist heidnischen Ursprungs: Er knüpft an das römische Martinaliafest an. Die Martinsgans war ein Opfer für die Götter.“<sup>36</sup>

Längst von der volkskundlichen Forschung widerlegt ist die Deutung eines germanischen Brauchsprungs der Martinsfeuer und des Bezugs von Sankt Martin zum germanischen Gott Wodan. Bei der Lichtsymbolik ist beispielsweise auf den Zusammenhang zwischen Tages-evangelium und Lichterbrauch aufmerksam zu machen. Nach der Leseordnung der römischen Kirche war die Lucerna-Perikope (Niemand zündet ein Licht an und stellt es unter einen Scheffel, sondern auf den Leuchter, damit alle das Licht sehen) als Evangelientext verbindlich vorgeschrieben. Diese fand ihren Niederschlag in den Lichter-Umzügen und Feuerbräuchen. Zum anderen erklärt es sich von selbst, dass beim Martinisingen wie bei Heischebräuchen mit Einbruch der Dunkelheit Fackeln den Weg beleuchteten.<sup>37</sup>

Gar nichts mit Wodan zu tun hat die Martinsgans. Das Gans-Essen ist seit dem 16. Jahrhundert sicher belegt. Die Tradition wurzelt in landwirtschaftlichen und sozialen

Gegebenheiten, u.a. als Zahlungsmittel der kleinen Leute gegenüber Adel und Geistlichkeit, um den Zehnten oder die Pachtzinsen an Martini zu begleichen. Die Gans war ein beachtliches, mit dem Martinsfest in Verbindung gebrachtes Wirtschaftsgut.<sup>38</sup>

Entschieden plädiere ich dafür, dass sich Heimatzeitschriften / Heimatbücher von dem Ballast befreien, mit dem viele Beiträge volkskundlicher Inhalte immer noch belastet sind: von dem Ballast irrationaler Deutungsmuster, emotional-nostalgischer Wertungen und abstruser Ideologien. Dass sie sich auf eine sachkundige, an Standards abgesicherter Erhebungsmethoden orientierte Darstellung besinnen und damit Beiträge zur Vermittlung eines zeitgemäßen Heimatverständnisses beitragen und auch ein Stück Aufklärungsarbeit leisten.<sup>39</sup>

## Literatur

Rolf-Wilhelm Brednich: Germanische Sinnbilder und ihre vermeintliche Kontinuität. Eine Bilanz. In: Rolf-Wilhelm Brednich / Heinz Schmitt (Hrsg.), Symbole. Zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur. 30. Deutscher Volkskundekongress in Karlsruhe 1995. Münster / New York / München / Berlin 1997, S. 80-93

Renate Brockpähler: Feuerräderlauf in Lügde. Begleitveröffentlichung zu Film E 481 (IWF, Encyclopaedia Cinematographica). Göttingen 1966

Hildegard Brog: Was auch passiert: D'r Zoch kütt! Die Geschichte des rheinischen Karnevals. Frankfurt 2000

35 Hay, Martinstag, S. 104f.

36 <http://www.wachendorf-antweiler.de/html/wachendorf/brauch.htm>

37 Siehe Mezger, Brenne auf mein Licht, S. 309ff. ; Moser, Bräuche, S. 31f.; Döring, Bräuche, S. 352f.

38 Siehe Döring, Bräuche, S. 349ff.; ders., Heilige, S. 211ff.

39 Wie ich schon vor rund 20 Jahren anlässlich einer Veranstaltung zum Thema Heimatzeitschriften gefordert habe. Siehe Döring, Handlungen.

- Christoph Daxelmüller: Zauberpraktiken. Eine Ideengeschichte der Magie. Zürich 1993
- Alois Döring: „Uralte kultische Handlungen!“. Heimatzeitschriften und Wissenschaftlichkeit? Plädoyer für eine entideologisierte Heimatforschung. In: Volkskultur an Rhein und Maas 12 (2/93) S. 3-10
- Alois Döring: Rheinische Bräuche durch das Jahr. 2. Auflage Köln 2007
- Alois Döring: Heilige Helfer. Rheinische Heiligenfeste durch das Jahr. Köln 2009
- Walter Hartinger: Religion und Brauch. Darmstadt 1992
- Wilhelm Hay: Martinstag. In: Heimatjahrbuch Kreis Ahrweiler 27 (1970), S. 104-106
- Gunther Hirschfelder: Mittsommer, Sonnenwende und Johannesfeuer im Rheinland zwischen Tradition und Inszenierung. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 50 (2005) S. 101-140
- Johann Knobloch: Der Ursprung von nhd. Ostern, engl. Easter. In: Die Sprache 5 (1959) S. 27-45
- Ines Köhler-Zülch: Zur Phänomenologie der Hexe im Tourismus. Souvenir – Sage – Fest. In: Leander Petzoldt, Siegfried de Rachewitz, Petra Streng (Hg.): Studien zur Stoff- und Motivgeschichte der Volkserzählung. Berichte und Referate des achten bis zehnten Symposiums zur Volkserzählung Brunnenburg / Südtirol 1991-1993, Frankfurt (u.a.) 1995, S. 275-319
- Gottfried Korff: „Heraus zum 1. Mai“. Maibrauch zwischen Volkskultur, bürgerlicher Folklore und Arbeiterbewegung. In: Volkskultur. Zur Wiederentdeckung des vergessenen Alltags (16. – 20. Jahrhundert). Hg. R. van Dülmen, N. Schindler. Frankfurt 1984, S. 246-281
- Sophie Lange: Buntes Maibrauchtum in der Eifel. In: Eifel-Jahrbuch 1993, S. 49-55
- Werner Mezger: Das grosse Buch der schwäbisch-alemannischen Fasnet. Stuttgart 1999
- Werner Mezger: „Brenne auf mein Licht...“. Zur Entwicklung, Funktion und Bedeutung der Brauchtumsformen des Martinstages. In: Werner Groß/Wolfgang Urban (Hg.): Martin von Tours. Ein Heiliger Europas. Ostfildern 1997, S. 273-350
- Dietz-Rüdiger Moser: Nationalsozialistische Fastnachtsdeutung. Die Bestreitung der Christlichkeit des Fastnachtsfestes als zeitgeschichtliches Phänomen. In: Zeitschrift für Volkskunde 79, 1982, S. 200-219
- Dietz-Rüdiger Moser: Bräuche und Feste im christlichen Jahreslauf. Brauchformen der Gegenwart in kulturgeschichtlichen Zusammenhängen. Graz, Wien, Köln 1993
- Rund ums Ei. Vom Weltenei zum Osterfest (GRASSI Museum für Völkerkunde Leipzig). Leipzig 2010
- Petra Scraback: Die Zeitschrift des Eifelvereins als volkskundliche Quelle. Magisterarbeit Bonn 1989
- Martin Scharfe: Über die Religion. Glaube und Zweifel in der Volkskultur. Köln, Weimar, Wien 2004
- Joachim Schröder: Brauchtumslandschaft Eifel. Bräuche und Feste im Jahreskreis. Aachen 1996
- Volkhafter Heimatunterricht. Erster Teil. Sommerhalbjahr (Der neue Weg. Praktische Handbücher für volkhafte Unterricht Band 6,1). Ansbach 1939
- Hans-Willi Wey: Mailehen - Erlebnis des „Überlebten“. Ein Brauch als Medium. Dissertation Göttingen 2001

## Eine empirische Studie zu einem „neuen“ Brauchphänomen in Bonn und der Eifel

# Halloween 2010: (K)eine Gefahr?!

von Katja Hahn, Anna Palm, Julia Pedak und Corinna Schirmer

### Halloween:

#### Der neue Brauch aus Amerika?

Bricht das letzte Quartal des Jahres an, ist Halloween seit den 1990er Jahren zunehmend ein fester Bestandteil im Jahreslauf. Schon Mitte Oktober preisen zahlreiche Werbeanzeigen, wie etwa die eines bekannten Discounters, „schrecklich gute Angebote“ an, die eine „schaurige“ Brauchausstattung ermöglichen.<sup>1</sup> Eventangebote, themenspezifische Veranstaltungen im öffentlichen Raum und auch das TV-Programm strahlt um den 31. Oktober vermehrt Gruselklassiker wie „Halloween H20“, „The Blair Witch Project“ oder alle vier Teile von „Halloween Town“ aus, die alle verschiedenartige Gelegenheiten in der Auseinandersetzung mit Halloween ermöglichen.<sup>2</sup> Neben dem Erlebnis- und Freizeitangebot informieren zahlreiche Artikel in Online- und Printmedien – wenngleich auf sehr romantische und wenig exakt-historische Art und Weise – über die geschichtlichen Zusammenhänge

von Halloween, die bis in germanische Vorzeiten reichen sollen. Pünktlich Anfang November folgt dann harsche Kritik an Halloween, insbesondere durch jugendkulturelle Ausschweifungen, beispielsweise durch „Eierwürfe und Farbschmierereien“ oder ausschweifenden Alkoholkonsum.<sup>3</sup> Betrachtet man allein die mediale Berichterstattung, so schneidet Halloween als „sinnentleert“ und „kommerziell“ charakterisiert recht schlecht ab.

Auffällig ist, dass die kulturhistorischen Zusammenhänge – also die Herkunft und Entwicklung von Halloween – bereits in ihren grundlegenden Zügen erforscht sind, jedoch kaum von den Medien rezipiert werden.<sup>4</sup> So ist längst belegt, dass Halloween kein „heidnischer“ oder „amerikanischer“ Brauch ist. Vielmehr weist Halloween, wie sämtliche anderen Bräuche und Rituale auch, eine dynamische Entwicklung auf;

<sup>3</sup> Bonner General-Anzeiger vom 1./2. November 2010.

<sup>4</sup> Vgl. exemplarisch: Winterberg, Lars: Keine Druiden, nirgends! Überlegungen zu Halloween unter Realitätsdruck. In: Döring, Alois et al. (Hg.): Dem Licht entgegen. Winterbräuche zwischen Erntedank und Maria Lichtmess. Köln 2010, S. 123-147; Alois Döring: Art. Halloween. In: Ders.: Rheinische Bräuche durch das Jahr. Köln 2005, S. 327-332.

<sup>1</sup> Werbeprospekt der Discounter-Kette Lidl vom 21.10.2010.

<sup>2</sup> Vgl. TV piccolino 22/10 (23.10-05.11.2010).

eine eindimensionale Charakterisierung des Brauches greift also zu kurz. Welche jüngeren Ausprägungen, Funktionen und Bedeutungen Halloween im Alltag von Menschen besitzt, ist bislang jedoch gänzlich unbekannt. Diesen und ähnlichen Fragen widmet sich die kulturanthropologische Brauchforschung. Folgender Beitrag möchte die Ergebnisse der Seminarveranstaltung Halloween – empirische Annäherungen, die im Wintersemester 2010/11 in der Abteilung Kulturanthropologie/Volkskunde der Universität Bonn unter Leitung von Anna Palm abgehalten wurde, präsentieren.<sup>5</sup> Als Projektseminar in Kooperation mit der Abteilung Volkskunde des LVR-Institutes für

5 Zu danken ist einerseits Lars Winterberg, der den grundlegenden Anstoß für dieses Projektseminar gab; und andererseits Dagmar Hänel aus der Abteilung Volkskunde des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte.

Landeskunde und Regionalgeschichte Bonn konzipiert, wurde ein ganzer Fundus an empirischen Daten zur Ausgestaltung von Halloween im 21. Jahrhundert in der Region Bonn und angrenzender Eifel erhoben.

### **Das Geschäft mit dem Grauen – Feldbeobachtungen im Einzelhandel**

In einem ersten Schritt näherte sich unsere Forschergruppe dem Themenkomplex Halloween aus Sicht des Kommerzes. Ist Halloween wirklich ein „kommerzielles Fest“, das nur von der Industrie „gepusht“ wird und verschwinden würde, wenn es kein entsprechendes Angebot mehr gäbe?<sup>6</sup> Um diesen

6 Diese und ähnliche Zuschreibungen sind Ergebnis von Befragungen, die im Oktober und Anfang November 2010 durchgeführt wurden.

*Halloween-Abteilung im Kaufhof Euskirchen, 2010.*



Fragen nachzugehen, beobachteten wir zunächst das Warensortiment im Einzelhandel und in großen Discountern und interviewten Kunden und Mitarbeiter. Insgesamt variiert das Angebot an Halloweenartikeln zwischen den einzelnen Warenhäusern und Geschäften stark. Einige Verkäufer sprechen sogar von einem Rückgang des Angebotes, beispielsweise in einigen Bastelläden oder Drogeriemärkten würden, laut Angaben eines Verkäufers, im Jahr 2010 gar keine Halloweenartikel mehr angeboten, was in früheren Jahren jedoch noch der Fall war. In größeren Warenhausketten ist Halloween vor allem deshalb interessant, weil es mit seinen themenspezifischen Produkten Abwechslung zum alltäglichen Sortiment gibt und somit als Brückenzeit zum Advent fungiert, in der eben auch eine Umsatzsteigerung erzielt werden kann. Viele kleinere Geschäfte hingegen zeigten sich oftmals mit Zurückhaltung gegenüber spezifischen Halloweenutensilien.



*Gruselsortiment im Kaufhof Euskirchen, 2010.*

In den Schaufensterdekorationen kommt es, wie z.B. bei der eines Optikergeschäftes, nicht selten zu einer Vermischung von Halloween- und Herbstmotiven, die sich nicht klar zuordnen und voneinander trennen lassen. Neben Dekorationen lassen sich vor allem Süßwaren brauchspezifisch vermarkten: Das Sortiment reicht hier von Schoko-Hexen-Lollis über Marzipankürbisse bis zu einfachen Schokotafeln mit Katzen-, Hexen-, Fledermaus- oder Kürbismotiven auf der Verpackung. Dass es sich hier um Hal-

loweenspezifisches „Event-Food“<sup>7</sup>, außeralltägliches Naschwerk handelt, wird zusätzlich dadurch unterstrichen, dass die Waren auf einem separaten Stand, in der Nähe des Eingangs platziert, schon beim Betreten des Ladens dem Kunden direkt ins Auge fallen.

Während sich Halloween in gewöhnlichen Warenhäusern und Geschäften im Vergleich

<sup>7</sup> Korff, Gottfried: Halloween in Europa. Stichworte zu einer Umfrage, in: Zeitschrift für Volkskunde 97 (2001), S. 177-189, hier S. 180.

zu anderen Brauchterminen wie Weihnachten oder Ostern noch zurückhaltend präsentiert, hat die Kostüm- und Karnevalsbranche den Termin bereits für sich entdeckt. Hier knüpft man an das, insbesondere im Rheinland, bereits erlernte Konsummuster aus dem Karneval an. Im Vergleich zu den Süßwaren fiel das Dekorations- und Verkleidungsangebot 2010 in Bonn und der Eifel erheblich größer aus: Komplette Kostüme, Stoffe mit aufgedruckten Hexen und Fledermäusen, und Kunstblut waren auf der gesamten Verkaufsfläche eines Kostüm- und Karnevalsbedarf-Ladens verteilt, darunter auch zahlreiche Accessoires wie Dreizack, Hexenbesen- und Hut, Zombie- und Werwolf-Masken. Das Nebeneinander von herkömmlichen Kostümen, Karnevalsbedarf und Halloweenartikeln fiel dabei besonders auf. Auf einen expliziten Hinweis oder gar halloweenpezifische Warentische wie in der Lebensmittelbranche wurde verzichtet. Anders verhält es sich in Mehrabteilungskaufhäusern. In solchen beobachteten Filialen in Bonn und Euskirchen wurden temporär Halloweenabteilungen aufgebaut, die sich neben den Spielzeugabteilungen befanden, was Rückschlüsse auf die primäre Zielgruppe der Kinder- und Jugendlichen zu lässt.

Die Halloweenabteilungen fielen insbesondere durch aufwendige Dekorationen auf: Etwa durch Posterdrucke mit schattenhaften alten Häusern, Katzen, Fledermäusen sowie fallenden Blättern und Kürbissen in Bonn; in einer anderen Filiale der selben Warenhauskette in Euskirchen wurde die Dekoration noch um künstliche Spinnweben, von der Decke hängende Gespenster, Gerippe und Käfige erweitert. Schaurige Musik und eine als Hexe verkleidete Verkäuferin erwarteten die Kunden. Das Warensortiment sei nach Aussage eines Abteilungsleiters in allen Filialen gleich und werde lediglich im Umfang an die Nachfrage angepasst: Wie auch

im Karnevalsfachgeschäft gibt es für Erwachsene und Kinder Kostüme als Hexen, Teufel, Zombies und Vampir sowie dazugehörige Accessoires und diverse Dekorationsmaterialien wie Fledermäuse, Ratten und Gerippe aus Kunststoff, Kürbisgirlanden, -Konfetti und -Laternen, Spinnweben und Trinkgefäße in Totenkopfform.

Insgesamt zeigte sich ein ausdifferenziertes Sortiment an halloweenpezifische Produkten, die auf eine gezielte „Ausstattungsstrategie“<sup>8</sup> und somit auf die kommerzielle Komponente verweisen. Welche Bedeutungen und Funktionen diese hier aufgeführten Lebensmittel, Kostüm- und Dekorationsartikel jedoch in der rituellen Praxis haben, also ob und wie sie tatsächlich verwendet werden, sollen unsere nachfolgenden Ergebnisse zeigen. Hierzu besuchten wir öffentliche wie private Halloweenfeiern in Bonn und der Eifel und machten interessante wie ungewöhnliche Entdeckungen.

### **Schock und Horror im urbanen Raum. Halloween als Event-ualität!?**

Nicht zuletzt aufgrund des Vorwurfs, Halloween sei ein kommerzielles Konstrukt, ist es in Zeiten einer ausgeprägten Erlebnisgesellschaft unumgänglich, sich Halloween auch aus dieser Perspektive zu nähern. Seit den 1990er Jahren finden wir den primär aus der Soziologie stammenden Begriff des Events auch in der kulturanthropologisch-volkskundlichen Brauchforschung. Der aus dem Englischen stammende Begriff, übersetzt mit „Ereignis“, lässt sich so nur schwer von der Kategorie Brauch unterscheiden.

<sup>8</sup> Elpers, Sophie: Herbst, Horror und Heidi – Verkleiden und Dekorieren an Halloween. In: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde 36 (2005/2006), S. 77-91, hier S. 83.

Im Deutschen jedoch meint Event, folgt man den Ausführungen von Winfried Gebhardt, ein erzeugtes und als einzigartiges Erlebnis geplantes Ereignis.<sup>9</sup> Sie werden meist aus kommerziellen oder weltanschaulichen Interessen und unter Einsatz technischer Hilfsmittel veranstaltet. Sie sind zeitterminiert und vermischen gemäß einem kulturellen und ästhetischen Synkretismus unterschiedliche Ausdrucks- und Traditionselemente zu einer Formensprache. Anspruch ist es, allen Teilnehmern das Gefühl der Partizipation an einer exklusiven Gemeinschaft zu vermitteln.

Um den Party-Charakter Halloween näher zu untersuchen, besuchten wir unterschiedliche Veranstaltungen am Abend des 31. Oktobers 2010. Bereits Plakate, Internetwerbepostungen und Flyer bezeugen, dass Halloween mittlerweile ein fester Bestandteil im Veranstaltungskalender der Bonner Gastronomie und Partyszene ist. Dass sich Halloween aufgrund seiner klaren Symbolik gut instrumentalisieren lässt, steht außer Frage. Seine tatsächliche Eventisierung unterscheidet sich jedoch erheblich in ihrer Ausprägung. Zum Vergleich besuchten wir, laut Angaben des Veranstalters, „Bonns größte Halloweenparty“ und eine Halloweenveranstaltung im Kneipenviertel in der Bonner Altstadt.

Für die Veranstalter besitzt Halloween bereits ähnlichen Charakter wie Karneval, Weihnachten oder Silvester. Die feste Verankerung des 31. Oktobers als Eventtermin beschreibt einer der Mitarbeiter als schlechendes Faktum, da Halloween „einfach ein Anlass zum Feiern ist.“ Innerhalb der Gastronomieszene sei dies bedingt durch

die zunehmende Konkurrenz untereinander und die starke Nachfrage der Gäste. Außerdem zeigt dieser Befund, dass die Gastronomie- und Partyszene weiterhin eine wichtige Rolle für die Verbreitung von Halloween spielt. Über diese wurde Halloween in den 1990er Jahren zunehmend populär<sup>10</sup> und ist heute bereits für viele Unternehmer fest im Jahreslauf verankert. Darüber hinaus ist Halloween laut Interviewangaben „einfach zu gestalten“: Die Thematik und Motivik wird eindeutig über die Medien popularisiert und die Veranstaltungen sind minimalistisch zu bewerben, da bereits die lokale Presse auf den „neuen“ Brauchtermin hinweist. Auffällig ist, dass brauchgeschichtliche Zusammenhänge in den öffentlichen Veranstaltungen eine Nebensache bleiben.

Um Bonns größte Halloweenparty zu bewerben, wurden Flyer und Plakate gedruckt, auf denen vor nachtblauem Hintergrund ein leuchtender, grinsender Kürbis abgebildet war. Der prägnante Schriftzug „HALLOWEEN“ bestimmte das Motto und ein Getränke-spezial mit „Blutige[m] Sekt-Erdbeer Limes“, der „die ganze Nacht zum erschreckend günstigen Preis“ angeboten wurde, sollte zusätzliche Gäste anlocken. Exklusivität wurde u.a. dadurch hervorgerufen, dass weiblichen und verkleideten Besuchern der Eintritt schon zwischen 23.00 Uhr und 24.00 Uhr gestattet war. Männer und unverkleidete Partygäste durften dann zur Geisterstunde folgen. Dieses Konzept ging auf, der Saal war schon in der ersten Stunde nahezu ausreichend mit Gästen gefüllt. Es gab einen hohen Anteil an Kostümierten, wobei die Kreativität der einzelnen Garderoben stark schwankte. Der eine oder andere versuchte mit einer so genannten „ad hoc produzierten“<sup>11</sup> Maskierung, etwa durch ei-

<sup>9</sup> Vgl. Gebhardt, Winfried: Feste, Feiern und Events. Zur Soziologie des Außergewöhnlichen. In: Ders./ Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (Hg.): Events. Soziologie des Außergewöhnlichen (= Erlebniswelten, Bd. 2). Opladen 2000, S. 17-31, insbesondere S. 18-22.

<sup>10</sup> Vgl. exemplarisch Döring, Halloween (2006), S. 329.  
<sup>11</sup> Korff, Gottfried: Wilde Masken. In: Bartsch, Gabriele/Gauele, Elke/Korff, Gottfried (Hg.): Wilde



*Plakat Monschau, 1999.*

Auffällig war, dass zwar eine Verkleidung als Eintrittsvoraussetzung galt, in den Räumlichkeiten in diesem Jahr erstmals gänzlich auf gruselige Dekoration verzichtet wurde. Laut Angaben des Veranstalters habe das die Gäste aber nicht gestört. Insgesamt unterscheide sich eine Halloweenparty von gewöhnlichen Wochenendevents lediglich durch das Motto, die kostümierten Gäste und vereinzelt themenbezogene Musikstücke, die gespielt wurden. Ein völlig anderes Konzept hatte eine wesentlich kleinere Veranstaltung in einer Kneipe in der Bonner Altstadt, auf der sogar ein Teil des Personals

nen flüchtig, mit Lippenstift gemalten Blutfleck auf der Wange, die Kleidervorschrift zu erfüllen und an der exklusiven Partygemeinschaft teilhaben zu dürfen. Einerseits besitzt also das Maskiert- und Verkleidetsein ein gemeinschaftsstiftendes Element. Andererseits kann das gegenseitige Schminken, als „kommunikatives und kreatives Element“ gewertet werden, da es Spielfreude und Dynamik der Gemeinschaft fördert.<sup>12</sup>

schaurige Kostüme trug. Der gesamte Raum der Gaststätte war mit halloweentypischen Dekorationen ausgestattet: An den Decken hingen künstliche Spinnennetze mit Spinnen, Monster und Hexen. Auf den Tischen hatte der Veranstalter alte Bravo-Zeitschriften ausgelegt, die seiner Meinung nach zum Thema passen sollten und einen Grund zum Gruseln gaben. Außerdem legte er laminierte Liedzettel aus, damit die Partygemeinschaft zu der themenbezogenen Musik auch mitsingen konnte. Als Songs wurden beispielsweise Michael Jacksons „Thriller“ oder „Monsterparty“ von den Ärzten ge-

Masken. Ein anderer Blick auf die Fastnacht. Tübingen 1989, S. 12.

<sup>12</sup> Vgl. ebd. sowie Elpers, Halloween (2005/2006), S. 83.

spielt. Alles in allem wurde Halloween hier ganz klar unter Einsatz von technischer und dekorativer Hilfsmittel eventisiert, während auf „Bonns größter Halloweenparty“ primär der Fokus auf einer regelmäßig, jährlich wiederkehrenden Veranstaltung lag, bei der die Exklusivität nur minimalistisch hergestellt wurde.

Auch die Party in der Altstadt war äußerst gut besucht. Ein Großteil der Gäste war verkleidet und es fanden sich die typischen Kostüme wie Hexe, Vampir, Monster oder realitätsähnliche, nachgeahmte Wunden, wie wir sie bereits in den Warenhäusern vorgefunden haben. Sie griffen allesamt Motive aus den Themenfeldern Horror, Nacht und Tod auf, wenngleich der Übergang zum Komischen durchaus von einigen gewollt und auch eine Vermischung mit karnevalstypischen Verkleidungen dabei erkennbar war. Insgesamt variierten die Verkleidungen auch hier stark in ihrer Kreativität. Das gesamte Ambiente durch Dekorationen und Musik, die das Halloween-Motto aufgriffen und die themenspezifische Kostümierung der Gäste stellte eine exklusive Gemeinschaft her. Wer hier nicht verkleidet war, fiel auf.

Die Stimmung war gelöst, was einerseits durch Alkohol bedingt war, andererseits trugen die Musik und vor allem die Kostüme dazu bei. Ähnlich wie auch beim Karneval ermöglicht die Verkleidung eine gewisse Anonymisierung, die als Flucht aus dem Alltag gewertet werden kann. Eine Form des „Rollentausches“ oder „Konstruktion von einer Gegenwelt“ zum Alltag,<sup>13</sup> wie wir ihn etwa aus dem traditionellen Karneval kennen, ließ sich hier jedoch kaum bestä-

tigen. Viele wählten ihre Kostümierungen aus pragmatischen Gründen, nur um des halloweenspezifischen Verkleidetseins und der gemeinschaftsstiftenden Funktion, und nicht, um bewusst eine andere Rolle zu spielen.

**„Grusel, Horror, Spinnenbein,(...) Trollgehüpf, Schweinebauch, ich frage dich: Kommst du auch?“<sup>14</sup>**

Mit diesen – hier nur verkürzt dargestellten Reimen – luden die Gastgeber am 31. Oktober 2010 in Broich/Schleiden zu einer „Einweihungsparty mit Gruselfaktor“<sup>15</sup> ein. Anders als im vorangehenden Beispiel handelt es sich hier um eine private Veranstaltung. Geladen wurden Freunde, Verwandte, Arbeitskollegen und Nachbarn. Erstes gemeinschaftsstützendes Element war also die gemeinsame Bekannt- oder Freundschaft zu den Gastgebern. Wie die Gastgeber Halloween verstehen und interpretieren ist bereits über die Einladungskarte ersichtlich: Analog zum oben beschriebenen Werbe-flyer wird auch hier auf die Farben Orange und Schwarz zurückgegriffen. Als bildliche Motive werden Kürbisse mit grinsenden Gesichtern, eine Hexe, eine Katze, Fledermäuse und ein düsteres Haus verwendet. Der Einladungstext ist in Form eines Zauberspruchs formuliert, der auf die magische Komponente verweist. Auch auf dieser Halloweenparty sollten die Gäste sich verkleiden, eine Verpflichtung gab es jedoch nicht.

Der Großteil der Gäste war mit Anfang 20 im Alter der Gastgeber. Unter den älteren Gästen befanden sich Mutter und Großmutter der Gastgeberin sowie die neuen Nachbarn, ein Paar zwischen 30 und 40 Jahren.

<sup>14</sup> Einladungstext.  
<sup>15</sup> Vgl. ebd.

<sup>13</sup> Vgl. Langensiepen, Fritz: Halloween ist Magie des Alltags. 2003, S. 1ff. und Braun, Karl: Karneval? Karnevaleske! Zur volkskundlich-ethnologischen Erforschung karnevalesker Ereignisse. In: Zeitschrift für Volkskunde 97 (2000), S. 1-15, S. 13.

Die meisten Gäste und auch die Gastgeber selbst hatten vorher noch nie Halloween gefeiert, sodass alle sehr gespannt waren, wie der Abend eigentlich gefeiert werde. Lediglich zwei der jüngeren Gäste gaben an, bereits zu diesem Termin in einer Discothek bzw. auf einer Party in einem Gemeindesaal gewesen zu sein. Obwohl bei der Mehrheit kaum aktives Erfahrungswissen vorhanden war, hatten alle ähnliche Vorstellungen davon, was an Halloween typisch ist: „Auf jeden Fall so ein schöner Kürbis“ gehöre dazu und eine gewisser Gruselfaktor, der insgesamt in einer „Gruftie-Atmosphäre“ zum Ausdruck kommen soll. „Gruseliges“ oder „ekliges“ Essen sowie gruselige Kostümierungen wurden als weitere, wichtige Brauelemente zugeordnet. Außerdem sollte es eine „Party“ sein, „wo man feiern kann“. Um diesen und ihren eigenen Erwartungen

gerecht zu werden, begannen die Gastgeber bereits einige Wochen vor dem 31. Oktober mit den Vorbereitungen.

*Wie schafft man den richtigen „Gruselfaktor“?*

Die Farben Orange und Schwarz, die schon in der Einladung genutzt wurden, fanden sich auch in der Dekoration des Partyraums, dem eigentlichen Wohnzimmer, wieder. Dort fiel zunächst die vom Gastgeber selbst ausgehöhlte und geschnitzte Kürbislaterne auf. Das Wissen darüber, wie eine solche Kürbislaterne auszusehen hat, und dass sie an Halloween aufgestellt wird, hatte er aus dem Fernsehen, vor allem aus amerikanischen Horrorfilmen. Neben dem Kürbis wurden weitere Kerzen im Raum verteilt

*„Event-Food“ auf einer privaten Halloween-Party, 2010.*



und die Büffet-Tische mit orangenem und schwarzem Papier ausgelegt. Ein Halloween-Set aus dem Kaufhaus lieferte weiteres Dekorationsmaterial. Durch die Kerzen erhielt der Raum ein schummriges Licht, das zusammen mit künstlichen Spinnweben so die gewünschte „Gruftie-Atmosphäre“ herstellte. Allerdings wurde im Laufe des Abends die Deckenbeleuchtung wieder eingeschaltet, was diese Wirkung abschwächte und von den Gästen negativ empfunden wurde: Es „fehlt[e] so ein bisschen die Halloweenstimmung“, man konnte sich nicht genug gruseln, was auch der Gastgeber bemängelte. Ein weiterer Grund neben der zu hell empfundenen Beleuchtung, könnte wohl auch die Musikauswahl gewesen sein, die eher eine fröhliche Party-Stimmung erzeugte als zur Schauerstimmung beitrug.

Wettgemacht wurde dieser Umstand allerdings durch das Büffet. Die Ideen dazu hatte die Gastgeberin aus dem Internet, wobei sie neben Halloweenrezepten aber auch herkömmliche Speisen wie Salate, Brot und Frikadellen vorbereitet hatte, „damit [einem] nicht so ganz der Appetit verdorben wird“. Als sogenanntes „Event-Food“ wurden Fliegenpilze (gekochte Eier und Tomatenhälften mit Majonäsetupfen), Augen (Mozzarellaabällchen mit Olivenringen), abgehackte Finger (Würstchen mit Ketchup und „Fingernägeln“ aus Mandeln) und Froschkuchen (Muffins mit Gummitierfröschen) gereicht. Das Ekel-Highlight des Abends war aber unumstritten die Blutbowle mit Augäpfeln und Maden (Kirschsafte mit ganzen Litschis aus der Dose und Gummitierwürmern).

Was bei all diesen Vorbereitungen auffiel, war die hierfür nötige Kreativität, welche die Gäste mit Begeisterung belohnten. Einen Großteil der an Halloween auftauchenden Ikonographie machen medial vermit-

telte „Ernte- und Herbstmotive“ aus oder sind „der englischen Gruselromantik“<sup>16</sup> entlehnt. Das ausgewählte Sortiment an Fertigprodukten wie halloweenspezifischen Süßwaren und einem Teil der Dekoration zeigt, dass entsprechende Artikel des Handels durchaus auch ihren Einsatz finden. Die Vielzahl an selbst zubereiteten Speisen und Getränken sowie die individuelle Dekoration, die wir auch schon in auf der kleineren Halloweenparty in der Bonner Altstadt gefunden haben, verweisen aber insbesondere darauf, dass Halloween durchaus Spielräume für eigene Interpretationen zulässt. Die klare Gruselthematik gibt dazu einen festgesteckten Rahmen vor. Wir können anhand dieser Befunde also kaum von einem rein „kommerzialisierten“ Brauch sprechen.

### *Kostüme*

Betrachtet man die getragenen Kostüme auf der Einweihungsparty, so wird auch deutlich, dass wiederum der Grad an Kreativität stark variiert. Zu aller erst fällt auf, dass auch hier die Themen Nacht, Tod und Horror aufgegriffen wurden. So war unter den Gästen eine große Auswahl vertreten, die sich als Teufel, Hexen, Zombies, Skelett oder düstere Fee verkleideten. Interessanterweise griff nur einer der Gäste, der als Skelett verkleidet war, auf ein komplett industriell-gefertigtes Kostüm zurück, wie wir es schon im Einzelhandel gefunden hatten. Es bestand aus einem Ganzkörperumhang sowie einer den Kopf und das Gesicht bedeckenden Mütze. Der Gast gab an, dass das Skelett-Kostüm ein Überbleibsel vergangener Karnevalsfeiern war, thematisch gut zu Halloween passe und vor allem aus

<sup>16</sup> Vgl. Elpers, Halloween (2005/2006), S. 79.

finanziellen Gründen erneut getragen wurde. Insgesamt wurde die themenspezifische Kostümauswahl von den Gästen als „Teilmenge von denen des Karnevals“ eingeordnet. Halloweenkostüme könne man immer auch an Karneval tragen, aber eben „nicht alle Karnevalskostüme an Halloween.“

Unumstritten ist auch, dass Kostüme mit einer schaurigen, mystischen Konnotation zu Halloween gehören. Beeinflusst werden solche Vorstellungen durch medial vermittelte Phänomene wie den Romanzyklus „Harry Potter“, amerikanische Gruselfilme von „Scream“ bis hin zu Carpenters „Halloween“ oder die Gothic-Geschichte schlechthin: „Frankenstein“.

Die übrigen Verkleidungen bestanden meist aus einer Kombination aus neu gekauften Accessoires wie Plastik-Spinnen, Hüten und ähnlichem mehr, die ebenfalls über den Einzelhandel angeboten wurden. Diese Accessoires wurden mit Schminke, Alltagskleidung und Teilen alter Karnevalskostüme ergänzt und letztere entsprechend themenspezifisch verändert: So reichte ein Spitzhut mit einem alten Rock für das Hexenkostüm der Gastgeberin, schwarze Kleidung, ein Plastikspinne im Haar und ein angemaltes Spinnennetz im Gesicht machten die Spinnenfrau aus und mit einem schwarzen selbstgenähten Umhang eines ehemaligen Karnevalskostüms und Plüschohren wurde eine Fledermaus geschaffen. Andere Gäste hatten lediglich einen roten Umhang über der Alltagskleidung oder Scream-, Werwolf- und Zombiemasken auf.

Welche Gründe bedingen die Entscheidung für welches Kostüm oder Verkleidungsmotiv? Auf diese Frage gab es unterschiedliche Antworten. Oftmals wurde die Entscheidung für eine bestimmte Kostümierung erst wenige Tage vor dem eigentlichen Anlass getroffen. Inspiration brachte, laut Anga-

ben der Befragten, nicht selten die „Halloweenabteilung“ im Kaufhaus, in der man sich umgeschaut habe. Außerdem bedingten finanzielle Gründe stark die Auswahl. Ein Großteil der Interviewten wollte nicht viel Geld ausgeben und beschränkte sich auf „Kleinigkeiten“ oder wählte ein altes Kostüm. In einem Fall führten finanzielle Gründe sogar dazu, sich nicht zu verkleiden.

Insgesamt waren vier Gäste unkostümiert, darunter zwei jüngere Gäste, die bereits gegen 22.00 Uhr die Feier verließen, um in einer Diskothek weiter zu feiern. Die anderen beiden waren die Großmutter und die Arbeitskollegin der Gastgeberin, welche während der Party beide zurückhaltend wirkten und wohl eher dessen Anlass in der Hausseinweihung sahen. Einige Verkleidungen wurden aber auch während des Abends abgelegt, da die Masken zu warm wurden und bei Gesprächen und beim Essen störten. Da insgesamt keine Kostümpflicht bestand, bildeten die unkostümierten Gäste auch keine Randgruppe des Geschehens: „Wer so dafür is, für sich zu verkleiden, der kann dat mache und wer nicht verkleidet sein will, der lässt et eben.“

Wenngleich die Kostümierung auf der privaten Veranstaltung im Gegensatz zu den öffentlichen Veranstaltungen keinem Zwang unterlag, so lässt sich nach unseren Beobachtungen feststellen, dass die Kostümierung der Gäste einen wichtigen Faktor für die Gesamtatmosphäre bildete. So wurde diese von einer Befragten zu Beginn der Feier als fast alle noch verkleidet waren „schon so ein bisschen gruselig“ eingeschätzt. Nachdem einige Gäste ihre Masken ablegten, sei diese Stimmung und ihrer Meinung nach „die Voraussetzungen“ für eine Halloweenfeier verloren gegangen. Als wichtige Kriterien für eine Halloweenfeier wurde das Zusammenspiel der verschiedenen Elemente wie

Licht, Musik, Dekoration, Event-Food und Kostümierung angeführt.

## Halloween im ländlichen Raum –

### Das Haus des Grauens

Dass Halloween nicht als sinnfrei und rein kommerziell gewertet werden darf und nicht nur einen Vorwand zum Randalieren und zu übermäßigem Alkoholkonsum bietet, zeigt eine weitere exemplarische Nahaufnahme in einem Eifeldorf. Während es hier weniger Auswahl an großen Events wie in Bonn gab, beobachteten wir vermehrt den halloweenespezifischen Heischegang „trick or treat“ und eine andere, bemerkenswerte Ausformung von Halloween.

Während wir vorgehend insbesondere auf die Ausgestaltung von Halloween in der Jugend- und Erwachsenenkultur sowie seine kommerzielle Seite eingegangen sind,

konnten wir im Eifeldorf vor allem die Kinder als Brauchträger beobachten. Sicherlich sind auch in Bonn Kinder Handlungsträger von Halloween, beispielweise zu pädagogischen Zwecken in Kindergärten und Schulen.<sup>17</sup> Bei unseren Feldbeobachtungen in der Bonner Innenstadt haben wir jedoch so gut wie keine Kinder beim halloweenespezifischen „trick or treat“ angetroffen. Anders in Schleiden-Oberhausen.

Heischegänge als Form der caritativen Nachbarschaftsinteraktion sind in christlichen Regionen durchaus nichts Unbekanntes. Neu ist hier die Verkleidung der Heischenden, die zuerst Anfang des 20. Jahrhunderts in Amerika belegt werden kann.<sup>18</sup>

17 Vgl. exemplarisch zur Pädagogisierung von Halloween Reimer, Katrin: Halloween im Kindergarten. Eine exemplarische Mikrostudie. In: KulTour. Mitteilungen der Studierenden und Mitarbeiter der Abteilung Kulturanthropologie/Volkskunde der Universität Bonn 18/2 (2007), S. 39-55.

18 Vgl. Döring, Alois: Rheinische Bräuche durch das Jahr. Köln 2006, S. 327.

*Halloween im Vorgarten, 2010.*





*Das „Haus des  
Grauens“  
als nachbarschaft-  
licher Treffpunkt,  
2010.*

Die Heischegänger waren in diesem Fall Kinder, bis in die 1950er Jahre etablierte sich „trick or treat“ dann als Schülerbrauch, ist aber durchaus noch offen für erwachsenen Teilnehmer.<sup>19</sup> Ausgehend von den Städten verbreitete sich der Heischegang vermehrt im ländlichen Raum, wo er wohl vor allem wegen der engeren Nachbarschaftsbeziehungen leichter ausgeübt werden kann, als in den anonymen Großstädten, wie es das Beispiel in Schleiden zeigt.

Hier bildet das „trick or treat“ für die Kinder gewissermaßen den Höhepunkt des Halloweeneschehens. Außerdem würden die Kinder, so antworteten einige Befragte, sogar eine Schlüsselrolle in der Verbreitung von Halloween einnehmen. Am Abend des 31. Oktobers gehen verkleidete Kinder in Gruppen, meist in Begleitung von Erwachsenen, von Tür zu Tür, um „Süßes oder Saures“ zu fordern. Durch ihre jährlich wiederkehrende Forderung nach Süßigkeiten

wurde Halloween und der dazugehöriger Heischegang populärer. Die Dorfbewohner erlernten, sich hier brauchspezifisch zu verhalten und sorgen für kleine Geschenke in Form von Süßigkeiten, die sie am Halloweenabend für die Kinder vorrätig hatten.

Natürlich gibt es nicht bei allen Bewohnern eine breite Akzeptanz für das „trick or treat“, das gern auch mit den Sankt Martins-Umzügen und Heischegängen wie denen zu Karneval oder den Drei Heiligen Königen verglichen wird. Für das Jahr 2010 ließ sich eine stille Übereinkunft innerhalb der Dorfgemeinschaft beobachten. So war offensichtlich, dass sich die Kindergruppe, die wir begleiteten, sich bei ihrem Bettelgang nahezu ausschließlich auf die Häuser, die mit Halloweenmotiven geschmückt und beleuchtet waren, beschränkte. Die Konfrontation mit denjenigen wurde vermieden, die nicht an Halloween teilnehmen wollten. Wenngleich also nicht alle Dorfbewohner gemeinsam am Halloweeneschehen aktiv teilnehmen, so zeigt sich auch hier wieder einmal die kommunikative Funktion von Halloween, auch innerhalb einer Nachbarschaft.

<sup>19</sup> Vgl. Winterberg, Lars: Halloween – Zur Genese, Entwicklung und Rezeption eines modernen Kulturmodells. In: KulTour. Mitteilungen der Studierenden und Mitarbeiter der Abteilung Kulturanthropologie/Volkskunde der Universität Bonn 17/1 (2006), S. 12f.

Neben dem „trick or treat“, das für einige schon zum festen Bestandteil in ihrem Jahreslauf geworden ist, konnten wir in Schleiden eine weitere interessante Entdeckung machen. In einem kleinen Wohnviertel entdeckten wir ein Haus, das samt Vorgarten über und über mit halloween-spezifischen Dekorationen ausgestattet war. Die Hausbesitzer, eine kleine Familie mit zwei Kindern, organisierte dort seit 2006 alljährlich ein nachbarschaftliches Zusammenkommen anlässlich Halloween. Als „Haus des Grauens“ betitelt, fanden wir hier eine sehr individuelle Ausgestaltungsform von Halloween, die wir nun als abschließendes Beispiel anführen wollen.

Das junge Ehepaar beschränkte sich in ihrer Hausdekoration nicht auf einige Totenlämpchen und vereinzelte Gegenstände mit „Gruselfaktor“, wie wir es bei öffentlichen Veranstaltungen gesehen haben. An der Fassade wurde ein selbstgemachtes, riesen-großes Spinnennetz angebracht. Im Vorgarten suggerierten Grabsteine und ein selbst geschreinerter Sarg sowie zahlreiche Totenlämpchen oder Leuchten Friedhofsstimmung, wie wir sie aus Horrorfilmen, wie etwa Stephen Kings „Friedhof der Kuschetiere“ kennen. Im Haus selbst gab es ebenfalls halloween-spezifische Dekorationen, die zum größten Teil von den Kindern gebastelt wurden. Die Türen im Haus waren mit körpergroßen Skeletten beklebt und die Küchenfenster mit Spinnenweben mit unzähligen Plastikspinnen zugehangen. Neben der vielfältigen Dekoration im Haus und im Garten, sorgten finstere orchestrale Werke wie Chopins Marche Funèbre und gruselige Soundeffekte für die stimmungsvolle Untermalung, die an Filmmusik erinnerte.

Neben diesem Ambiente sorgte die Familie anlässlich des 31. Oktobers für Bewirtung in ihrem Vorgarten. Bei warmen und kal-

ten, alkoholischen wie nichtalkoholischen Getränken wurden außerdem kleine Speisen gereicht, die aber weniger den Charakter von halloweenspezifischem Event-Food besitzen, sondern mehr praktischen Gesichtspunkten genügten. Um viele Personen zu bewirten, wurden Suppen oder Stockbrot gereicht. Das Haus des Grauens wird so zum nachbarschaftlichen Treffpunkt, zu dem die Leute zufällig oder bereits aus Routine anreisen. Auch die Zeitung hatte das Haus des Grauens aufgrund seiner Exklusivität bereits in einem der vergangenen Jahre für eine Dokumentation entdeckt.

Wenngleich Halloween für die meisten der Besucher nicht mit einer spezifischen Bedeutung verknüpft wird, so können wir hier gemeinschaftstiftende und kommunikative Elemente von Halloween festmachen. Während das trick or treat hauptsächlich ein kinderspezifisches Element ist, so kommen hier im Vorgarten alle Generationen zusammen, was für einige schon zu einem jährlich wiederkehrenden Ritual geworden ist.

Was ist aber die Motivation der Familie, jährlich eine solche, aufwendige Halloweenveranstaltung zu organisieren? Auf unsere Rückfragen gab der Ehemann ein übersteigertes Interesse an der Thematik, insbesondere aber für exklusive Dekorationen an. Motiviert wurde das Ehepaar auch durch das Interesse von anderen, so z.B. für das riesige Spinnennetz an der Hauswand. Diese Aufmerksamkeit war gleichzeitig Auslöser für die jährliche Wiederholung, die nunmehr einem Ritual gleicht. Eine zunehmende Ausdifferenzierung und Steigerung der Exklusivität verweisen auf einen spielerischen Umgang mit der Thematik. Das Prädikat „selbstgemacht“ wertet die Dekorationen zusätzlich auf und lässt sie von industriell-gefertigter Standardware unterscheiden. An Planung und Ausführung der Dekoration

sind neben der Familie auch Freunde und Verwandte beteiligt, die wieder einmal den kommunikativen Aspekt von Halloween herausstellen. Bemerkenswerterweise ist die gruselige Dekoration nur von kurzer Dauer. Pünktlich zur Allerheiligenprozession im Dorf, entfernt die Familie sämtliche Halloweenutensilien von Haus und Vorgarten: Aus Achtung von der christlichen Tradition im Ort.

### **Halloween: (K)eine Gefahr?!**

Unsere kleine Feldforschung im Jahre 2010 zeigt, dass die Ausformungen und Interpretationen von Halloween sehr unterschiedlich sein können und stets an die jeweils ausübende Gruppe gebunden sind. Zudem ergaben sich deutliche Unterschiede zwischen Stadt und Land: In der Stadt zeigte sich Halloween wesentlich stärker kommerzialisiert, was die Eventisierung durch die Gastronomieszene oder die Kommerzialisierung durch den Einzelhandel belegt. Hier gliedert sich Halloween besser in die Freizeit- und Erlebniskultur ein als die christlichen Brauchtermine wie Allerheiligen, Allerseelen oder Reformationstag, die durch zunehmende Säkularisierung und Enttraditionalisierung an Bedeutung verlieren. Die Zielgruppe von Halloween in der Stadt bilden größtenteils Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene.

Dem gegenüber kam im ländlichen Raum primär die nachbarschaftlich-kommunikative Funktion von Halloween zu Tage. Insbesondere das letzte Beispiel verweist darauf, dass traditionell christliche Brauchtermine und Halloween durchaus nebeneinander existieren können. Aus Respekt vor der Kirche wurde Halloween klar zeitlich terminiert, um die Allerheiligenprozession nicht

zu stören. Die regelmäßige Wiederholung von Halloween und seinen spezifischen Elementen wie dem Dekorieren, geselligen Zusammenkünften und auch dem „trick or treat“ wirkt strukturierend und stiftet Orientierung. Zudem deuten sich hier erste Tendenzen einer Traditionsbildung an.

Anhand des Dekorierens und Verkleidens konnten viele Überschneidungen, Übergänge und Elemente ausgemacht werden, die auch in Karneval/Fastnacht zu finden sind. So lässt sich auch die stärkere kulturelle Akzeptanz von Halloween in diesen Regionen erklären.<sup>20</sup> Die Funktionen und Bedeutungen der düsteren Motive ließen sich anhand des Quellenmaterials nicht eindeutig erklären. Vielfach wird hier eine Bewältigungsstrategie oder kulturelle Aushandlung im Umgang mit Tod und Krankheit angeführt, was wir anhand unserer empirischen Ergebnisse nicht belegen können. Viel mehr werden die Motive als halloweentypisch akzeptiert und geben eine Leitnorm für die Verkleidung und Maskierung vor. Dabei fällt auf, dass das Verkleidetsein primär gemeinschaftsstiftend wirkt und weniger für einen bewussten Rollentausch genutzt wird. Um exaktere Aussagen über die aktuellen Formen und Funktionen der Verkleidungen treffen zu können, wären intensivere Feldforschungen von Nöten. Insgesamt bietet auch die Herausbildung neuer Traditionslinien im sogenannten Zeitalter der Enttraditionalisierung interessante Forschungsfelder. Aus kulturanthropologischer Perspektive lässt sich nun aber guten Gewissens sagen: Halloween birgt keine Gefahr!

---

<sup>20</sup> Vgl. Döring, Halloween (2006), S. 329.

# Bönnsch, Kölsch und Eifeler

## Platt aus Wormersdorfer Sicht

von Katharina Rempel

Wie genau kennen die Menschen aus dem Rheinland ihre Sprache eigentlich? Wo hört für sie *ihr* Dialekt auf und wo fängt ein anderer an? Und woran machen sie diese ‚Sprachgrenzen‘ fest?

### Zum Thema

#### Wahrnehmungsdialektologie

Mit diesen Fragen – nicht nur bezogen auf das Rheinland – befassen sich Forscher der ‚Alltags- oder Wahrnehmungsdialektologie‘, einer noch recht jungen Forschungsdisziplin mit vielen Desideraten. Gerade Deutschland stellt hier noch nahezu eine terra incognita dar, mit wenigen alltagsdialektologischen Arbeiten<sup>1</sup>. Einen Forschungsschwerpunkt stellt die Ermittlung mentaler Landkarten, den *mental maps*, von Sprachbenutzern dar, also die Frage nach dem Vorhandensein und der Art von Sprachräumen und -grenzen in den Köpfen der Sprecher, die keine fundierten linguistischen Kenntnisse haben. Diese *mental maps* waren in den letzten Jahren Gegenstand dialektologischer Erhebungen, wie etwa der von Markus Hundt. Dieser führte 2006 in Dresden, Erlangen, Frankfurt an der Oder, Freiburg, Heidelberg und Kiel eine Pilotstudie durch, in der er die laienlinguistische Konzeption deutscher Dia-

lekte untersuchte<sup>2</sup>.

Die gezeichneten Sprachkarten, die er dabei erhielt, waren teilweise stark heterogen; die Probanden hatten verschiedene Kriterien zu Grunde gelegt, teilten das Gebiet entweder vollständig mittels Begrenzungen ein (exhaustives Kartieren) oder pickten einzelne Regionen heraus und ließen dabei ‚weiße Flecken‘ (selektives Kartieren). Auffällig war dabei, dass das Wissen der Probanden über die linguistischen Räume um den Heimatort herum am feinsten differenziert ist (Mikrokartierung) und umso gröber umrissen, je weiter ein linguistischer Raum entfernt liegt (Makrokartierung). Doch Menschen haben neben der räumlichen Ausdehnung weitere Assoziationen, die sie mit einem Dialekt verbinden. Das sind neben der Lautung und der Grammatik vor allem außersprachliche Faktoren, wie die Charakterisierung der Sprecher dieses Dialekts. Immer wieder gibt es so genannte *Rankings*, bei denen erfragt wird, wie beliebt oder unbeliebt bestimmte Dialekte sind. „Das Bayerische“<sup>3</sup> landet dabei immer wieder auf dem ersten Platz der Beliebtheitsskala, Rheinländisch zuletzt auf dem fünften.<sup>4</sup> Auf der Seite der Unbeliebten steht „das Bayerische“<sup>5</sup> jedoch

2 vgl. Hundt, 2010.

3 Allensbacher Berichte, 2008, S. 2. Die Varietät nennt man in der Dialektologie korrekt ‚das Bairische‘.

4 vgl. Allensbacher Berichte, 2008.

5 ebd., S. 2.

1 z.B. Macha/Weger 1983, Hundt 1992, Anders 2005.

ebenfalls recht weit oben, auf dem zweiten Platz, gleich nach dem Sächsischen. Dies zeigt, dass es auch wichtig ist zu erfahren, in welchem Zusammenhang diese Aussagen getroffen werden und, insbesondere, von wem.

## Die Untersuchung

Anfang März 2011 führte Charlotte Rein im Rahmen ihres Praktikums am LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte mit dem von Georg Cornelissen konzipierten Fragebuch mehrere Interviews in Wormersdorf durch, einem Ort rund 20 Kilometer südwestlich von Bonn. Im Anschluss daran fertigte sie die Antwortprotokolle an.

Im Nordosten von Wormersdorf befindet sich in vier Kilometern Entfernung die Stadt Rheinbach, zu der das Dorf gehört, vier Kilometer in der entgegengesetzten Richtung verläuft die Grenze zu Rheinland-Pfalz. Das nächstliegende Dorf ist Ersdorf (zwei Kilometer südöstlich). In Wormersdorf leben

rund 3000 Menschen; zu den 16 Probanden zählten ausschließlich Personen, die selbst noch aktiv Dialekt sprechen. Auf Grund dieser Bedingung lag das Durchschnittsalter der Befragten bei 65 Jahren; das Verhältnis von weiblichen (7) und männlichen (9) Probanden war recht ausgewogen.

Im Anschluss an sechs vorhergehende Fragen enthielt das Fragebuch der Interviewerin gezielte Ortsfragen, die auf die Unterschiede zwischen dem Wormersdorfer Platt und dem Bönnschen, dem Kölschen und dem Eifeler Platt gerichtet waren (falls nach Meinung der Probanden solche vorhanden waren).

## Das Bönnsche

Fast drei Viertel der Befragten gaben auf die Frage, ob sich ihr Dialekt vom Bönnschen unterscheide, an, dass dies nicht oder nur sehr wenig der Fall sei. Die Dialekte seien sich im Allgemeinen sehr ähnlich. Diejenigen, die Unterschiede sahen, konnten allerdings nur vage Angaben darüber ma-



chen, wie „einige wenige Ausdrücke“ oder „Begriffe und Aussprache“. Drei der Probanden gaben allerdings einen Grund an, warum ihr Wissen über das Bönnsche eher gering sei: „In Bonn spielt das Platt auch keine große Rolle mehr, deshalb hab ich da keinen Eindruck mehr, außer vielleicht so karnevalsmäßig, aber das ist ja kein richtiges Platt mehr.“ Ein anderer sagte: „In der Stadt gibt es noch weniger Plattsprecher als auf den Dörfern, so dass die genaue Beurteilung schwer ist.“

Die Wormersdorfer scheinen das Bönnsche nicht (mehr) im Ohr zu haben, wissen also im Grunde nicht, wo es Unterschiede oder Ähnlichkeiten zu ihrem eigenen Dialekt geben könnte. Zu ähnlichen Ergebnissen kamen 1983 bereits Jürgen Macha und Thomas Weger<sup>6</sup> in ihrer Befragung von Bonnern und Personen aus der Umgebung. Den Probanden wurden vier Sprachaufnahmen (rheinisch akzentuierte Umgangssprache; akzentfreie Standardsprache; Dialekt, Kardorf/Vorgebirge; Dialekt, Bonn-Stadt) vorgespielt, die sie auf einer Karte verorten oder grob den Kategorien ‚rheinischer Raum‘ oder ‚nicht-rheinischer Raum‘ zuordnen sollten.

Gerade bei dem Bonner Dialekt hatten die Probanden aus dem Umland Schwierigkeiten. Ihre Zuordnungen waren recht heterogen verteilt, die meisten nannten andere mögliche Herkunftsorte. Die Streuung dieser Angaben war enorm: Genannt wurde Köln ebenso wie Wesseling, Hürth, Königswinter, St. Augustin und Orte des Vorgebirges. Die Stadt Bonn nannten nur sechs der 30 befragten Umländer. Die Gewährspersonen aus Bonn selbst konnten das Bönnsche beinahe ausnahmslos verorten (25 von 30). Die Sprachprobe ‚rheinisch akzentuierte

Umgangssprache‘ (auch Regiolekt genannt) ordneten die meisten Bonner bezeichnerweise ebenfalls direkt Bonn zu, während die meisten Befragten aus dem Umland hier zwischen der Stadt Bonn, dem allgemeinen rheinischen Raum und dem übrigen Umland schwankten, was durchaus seine Berechtigung hat.

Hier wird deutlich, dass den Bonnern sowohl das Bönnsche als auch die rheinisch gefärbte Umgangssprache als Bonner Varietäten geläufig sind. Die Antworten der Personen aus dem Umland sind hingegen gerade im Bezug auf das Bönnsche so stark von einander abweichend, dass klar wird, wie wenig sie die Sprache Bonns kennen. „In einer nicht-städtischen, aber mit der Stadt in Kontakt stehenden Region besteht danach für die Dialektsprecher ein Zustand, der durch relative Unsicherheit in der Beurteilung der anstehenden Sprachvarietäten gekennzeichnet ist.“<sup>7</sup>

Zu dieser Gruppe kann man auch die Wormersdorfer Dialektsprecher zählen. Obwohl sie wenig über das Bönnsche zu wissen scheinen (bzw. dies offen zugeben), geben fast alle an, beide Dialekte seien sich sehr ähnlich oder gar gleich. Hier wird die räumliche Nähe eine große Rolle spielen, die sich natürlich auch in den *mental maps* der Gewährspersonen widerspiegelt – Bonn ist, nach Rheinbach, mit 20 Kilometern Entfernung die nächstgrößere Stadt und somit sehr präsent. Von 1932 bis 1969 gehörte Wormersdorf zum Kreis Bonn und war auf Grund seiner Zugehörigkeit zum Erzbistum Köln stets eher nach Norden orientiert. Die Wormersdorfer fühlen sich zur gleichen Region gehörig wie die Bonner und stellen u.a. wohl auch aus diesem Grund ihre Dialekte auf eine Ebene.

6 vgl. Macha/Weger, 1983.

7 Macha/Weger, 1983, S. 299.

Das geringe Wissen über die Dialekte hängt natürlich auch damit zusammen, dass die wenigen Plattsprecher ihr Platt, wenn überhaupt, ausschließlich in ihrem eigenen Dorf gebrauchen. Eine Gewährsperson dazu: „Ich habe aber keinen Kontakt zu Dialekt-sprechern aus anderen Dörfern, deshalb ist das schwer zu sagen. Wenn ich in anderen Orten (zum Einkaufen o. ä.) bin, spreche ich mit den Leuten Hochdeutsch, ich spreche sie nicht einfach auf Platt an. Platt spreche ich nur in Wormersdorf mit den Menschen, mit denen ich seit meiner Kindheit Platt spreche.“

### Das Kölsche

Im Vergleich zwischen dem Kölschen und dem Wormersdorfer Platt gaben alle Gewährspersonen an, dort Unterschiede zu sehen. Die meisten fügten aber an, dass diese nicht zu Verständnisschwierigkeiten führen würden. Eine Gewährsperson äußerte zu diesem Thema: „Das Kölsche hat eine Art übergeordnete Funktion, d.h. viele Sprecher kleinräumiger Platt-Varianten können es verstehen, dies kommt daher, dass das Kölsche im Karneval etc. so präsent ist.“ Insgesamt waren die Äußerungen über das Kölsche detaillierter und facettenreicher, was der großen Medienpräsenz der Varietät geschuldet sein dürfte. Kölsch ist gewissermaßen ‚in‘ und weit über die Grenzen der Stadt und der Region bekannt: In der bereits erwähnten Erhebung von 2006 listete Markus Hundt die am häufigsten genannten Dialektbezeichnungen auf, wobei Kölsch auf Platz 11 landete, Rheinländisch „nur“ auf Platz 18<sup>8</sup>.

Sieben der Wormersdorfer nannten konkre-

te linguistische Unterschiede, vor allem die Lautung („Aussprache“) aber auch die Lexik („Wörter“) betreffend. Als Beispiele für Wörter, die es im Gegensatz zum Kölschen im Wormersdorfer Platt nicht gebe, nannten Befragte *Halve Hahn*, *Spital* und „französische Ausdrücke wie *Fisimatenten*<sup>9</sup> [und] *Portmonee*“.

Zu den lautlichen Assoziationen, die die meisten Gewährspersonen allgemein und eher vage mit „Aussprache“ oder „Betonung“ bezeichneten, zählten die Prosodie und Phänomene des Vokalismus. Als konkrete Beispiele führten zwei Personen den „Sing-Sang“ des Kölschen an. Bei den Unterschieden im Vokalismus der beiden Mundarten nannte ein Proband das Kölsche *ü* im Gegensatz zum Wormersdorfer *eu*: „Kölsch *Fründe* (*ü* sehr betont), Wormersdorfer Platt *Freunde*, diese *ü-eu*-Veränderung gibt es in noch mehr Wörtern.“ Außerdem erwähnte er noch, dass man in Wormersdorf *meng* sage und nicht *ming* wie in Köln. Eine andere Gewährsperson führte ein weiteres Beispiel an, im Zusammenhang mit der Vokallänge: „Das *i* wird anders betont, irgendwie spitzer, z.B. heißt es in Kölsch *Ziick*, aber in Wormersdorf *Zitt*.“

Einem anderen Probanden fiel auf: „Die Betonung ist länger“, wobei man davon ausgehen kann, dass er mit ‚Betonung‘ die Vokallänge meint. Außerdem fügte er hinzu: „Dadurch hört es sich gemütlicher an.“ Diese Anmerkung steht prototypisch für die Art, wie die Befragten sich zu Dialekten und Sprache im Allgemeinen äußern; rein meta-

9 Die etymologische Herkunft ist umstritten, das Wort ist jedoch bereits weit vor der Franzosenzeit belegt. Eine aktuelle Herkunftsdeutung lautet: „Ausflüchte, Winkelzüge“ erw. stil. (16. Jh.). Vermutlich Streckform zu fhnd. *fisiment* ‚bedeutungsloser Zierat (am Wappen)‘, zu mhd. *visieren*, das u.a. ‚die Wappenfiguren ordnen und beschreiben‘ bedeutet“ (Kluge, 2002<sup>24</sup>, S. 296). Dazu auch Cornelissen, 2009, S. 43ff.

8 Hundt, 2010, S. 201.



sprachliche Beobachtungen sind sehr selten, viel häufiger verbinden die Gewährspersonen diese mit subjektiven Eindrücken und Beurteilungen. Oft können sie Sprache und Sprecher nicht von einander trennen. Auffällig ist, dass die Assoziationen mit Kölsch und den Kölnern durchweg positiv sind. Laut einer Gewährsperson spiegele das Platt die Eigenarten der Rheinländer wider, „sich selbst nicht so ernst zu nehmen, fröhlich zu sein.“ Eine andere Person unterstrich die Ähnlichkeit der beiden Dialekte im Zusammenhang mit der Mentalität der Kölner und der Wormersdorfer: „Sie sind aufgeschlossen und offen auch Fremden gegenüber.“

Die so genannte Voreifel, zu der auch Wormersdorf gehört, hat seit jeher eine historische und administrative Verbindung zu Köln, in weltlichen wie auch in kirchlichen Belangen. Hermann Josef Kesternich hat diese Beziehung anhand von Redensarten aus der Voreifel untersucht<sup>10</sup>, in denen Köln eine prominente Rolle spielt. So klingt in den Redensarten *Kölle jesproche* oder *Wat wit Kölle dozo saare* die Macht mit, die Köln über die Bewohner der Region hatte. Oft wird die ‚große Stadt‘ idealisiert und anerkennend *Et schmäät wie ze Kölle* ausgerufen,

wenn ein Gericht besonders schmackhaft war. Auch für die Kölner Nachsichtigkeit und Gemütlichkeit gibt es eine Redewendung: *Ene Kölsche Wesch doon* bedeutet ‚es beim Saubermachen an schwer zugänglichen Stellen nicht so genau nehmen‘.

Köln war und ist seit jeher präsent im Alltag der Voreifeler. So erscheint es nicht verwunderlich, dass die Wormersdorfer ihre Mundart als dem Kölschen nicht unähnlich einstufen. Die vielen Äußerungen, sei es auf metasprachlicher oder auf emotionaler Ebene, zeugen von einer positiven Beziehung zum Kölschen, das die Befragten dank der Medien präsent im Ohr haben.

## Das Eifeler Platt

Die letzte Frage bezüglich der Nachbarmundarten sah folgendermaßen aus: „Unterscheidet sich das Platt in Wormersdorf vom Eifeler Platt? Wenn ja, wodurch?“

Der Begriff ‚Eifeler Platt‘, das es als eigene Varietät so nicht gibt, war bewusst gewählt, da er den Gewährspersonen geläufig war und Verständnisschwierigkeiten minimieren sollte. Genau genommen werden in

<sup>10</sup> vgl. Kesternich, 1994.

dem Gebiet der Eifel mehrere Dialekte gesprochen, doch dazu später mehr.

Die Antworten der Wormersdorfer auf die oben stehende Frage weichen stark von ihren Äußerungen zum Bönnschen und Kölschen ab. Dreizehn der Befragten stufen die beiden Mundarten als unterschiedlich ein, neun davon sogar als stark unterschiedlich. Auf die Nachfrage nach den genauen Abweichungen geben acht der Gewährspersonen wiederum nur vage „Aussprache“ und „Begriffe“ an. Einige präzisieren dies allerdings. Zwei der Befragten führten die Vokallänge an, die ja bereits bei den Unterschieden zum Kölschen eine Rolle spielte: „Sie ziehen alles länger, vor allem die Vokale in der Wortmitte.“ Ebenso taucht auch hier der „Sing-Sang“ als unterscheidendes Merkmal wieder auf, der „zunehme, umso ländlicher die Region werde“. Eine Person nennt das „rollende r“ als Kriterium für das Eifeler Platt. Dieses aus anderen empirischen Untersuchungen bereits bekannte „Zuschreibungs-Phänomen“ wird von Generation zu Generation weiter getragen, auch wenn ihm seine Grundlage bereits längst durch Wandlungsprozesse entzogen worden ist und es lediglich ein nicht (mehr) zutreffendes Vorurteil darstellt.<sup>11</sup> Jürgen Macha und Thomas Weger führen diese „Tradierung von mundartlichen Leitfossilien“<sup>12</sup> auf das Bemühen der Städter zurück, sich von den Menschen vom Land zu distanzieren und dieses Unterscheidungsmerkmal aufrecht zu erhalten. Das „rollende r“ gilt also als ein (klischeehaftes) Merkmal für Sprecher aus einer ländlichen Gegend, zu welcher die Eifel zweifelsfrei gezählt werden kann.

Die Wormersdorfer, befragt nach dem räumlichen Areal ihres Dialektes (erster Frageteil des Interviews), steckten beinahe ausnahmslos die Grenzen insbesondere

nach Süden hin ab. Hier scheint sich wieder die Orientierung nach Norden hin abzuzeichnen, in starker Abgrenzung zu den südlichen Nachbarn. Interessanterweise liegt nach Meinung der meisten Befragten die Grenze zu den ‚Anderssprechenden‘ gerade einmal sechs Kilometer weit entfernt in südlicher und südwestlicher Richtung (Gelsdorf, Hilberath, Todenfeld und Berg wurden besonders häufig genannt), während die vermeintlich ähnlichen Dialekte Bonns (20 km nördlich) und Kölns (40 km nördlich) räumlich eine weitaus größere Distanz aufweisen. Hier kommt allem Anschein nach die weit verbreitete Haltung zum Tragen, dass das eigene Dorf niemals schon zur Eifel gehöre. Diese fange immer erst im Nachbardorf an. Doch was ist die Eifel eigentlich?

Es scheint keine klaren Grenzen zu geben, wo sie anfängt und aufhört. So heißt es zum Beispiel in Bürvenich bei Zülpich: *Klemm net över Börvenich, söns fälltste en de E[ffel]*<sup>13</sup>. Und auch für die *Hannerbescher*, d.h. die nahe der Schneifel Wohnenden, ist erst das Gebiet südlich der Schneifel ‚die Eifel‘. Bei ihnen heißt es: *On der E[ffel] steht der Esel op der Dür*. Das Rheinische Wörterbuch, aus dem diese Zitate stammen, legt die Redensart folgendermaßen aus: „für sie [die *Hannerbescher*] sind die Eifeler rückständig, plump.“ Es gibt noch eine Reihe weiterer Sprichwörter, etwa aus dem Rhein-Sieg-Kreis oder aus Düren, die dieser allem Anschein nach weit verbreiteten Meinung Ausdruck verleihen. So heißt es über eine rückständige Person in Bonn: *de küt us der E[ffel]*. Diese mundartlichen Belege zeugen von einer tradierten, vorurteilsbehafteten Haltung gegenüber den Bewohnern der Eifel.

Für die Kölner scheint die Eifel bereits in der

11 vgl. Macha/Weger, 1983, S. 287f.  
12 ebd.

13 Rheinisches Wörterbuch, 1931, Sp. 53. Ebenso die folgenden Belege.

Zülpicher Börde zu beginnen, wenn man den Bericht eines Mannes aus dem Dorf Erp hört, der in dem 20 Kilometer entfernten Köln arbeitet und für dessen Arbeitskollegen seine Sprache Eifeler Platt ist: „Kölner lachen über sein Platt, das anders klingt als das Kölsche. ‚Eifeler-Platt‘ ist durchaus nicht als Kompliment gemeint, im Gegenteil.“<sup>14</sup>

Vor allem in den außersprachlichen Äußerungen wird deutlich, dass auch die Wormersdorfer sich entschieden von den „Eifelern“ abgrenzen möchten. Wenn die Wormersdorfer sagen, dass das Eifeler Platt „träge“, „langsam“ und „breit“ sei, meinen sie damit, wie bereits gesehen, nicht nur die Sprache, sondern auch die Mentalität der Sprecher; eine Gewährsperson spricht dies auch aus: „Sie haben eine ganz andere Mentalität: sparsam, langsam.“ Zwei Befragte charakterisieren die Sprecher des Eifeler Platts als „Bergvolk“ und assoziieren damit die Eigenschaften „hinterlistig“, „geizig“ und „ein wenig verschlagen“. Eine Person nennt es das „Buure-Platt“, eine andere findet es „nicht schön“.

Dabei ist die Eifel keineswegs so homogen, wie sie für viele der hier Zitierten zu sein scheint. Geographisch wird sie zwar nach Osten hin vom Rhein, nach Süden von der Mosel und nach Westen von den Landesgrenzen zu Belgien und Luxemburg begrenzt, aber gerade im Norden fällt sie kaum merklich entlang der Linie Aachen-Düren-Bonn zur Rheinischen Bucht und zur Maas hin ab<sup>15</sup>. Die Übergänge sind hier fließend.

Ebenso wenig gibt es das ‚Eifeler Platt‘. In „Das rheinische Platt“<sup>16</sup> werden anhand bestimmter Merkmale drei Mundarträume genannt: 1. die Mundart der westlichen Eifel,

2. die der östlichen Eifel und der Untermosel und 3. die der Obermosel, die sich deutlich von einander abheben: z.B. 1. *Boom*, 2. *Baam*, 3. *Boum* für ‚Baum‘.

### Fazit

Keiner der zwei anderen Dialekte scheint für die Wormersdorfer so vorurteilsbehaftet zu sein wie das sog. ‚Eifeler Platt‘, das mit einer trägen, bäuerlichen und verschlagenen Mentalität assoziiert wird. Dabei zeigt eine um 1880 von Georg Wenker geführte Erhebung, dass zu mindest damals so gut wie keine Unterschiede zwischen den Mundarten von Rheinbach, Erسدorf (bei Wormersdorf), Hilberath und Houverath (bei Berg und Todenfeld) bestanden.<sup>17</sup> Die Grenze des Ripuarischen zum Moselfränkischen verläuft etwa 25 Kilometer weiter südlich, entlang des Vinxtbaches, südlich der Ahr.

Hier zeigt sich wiederum, dass die Dialektkonzeptionen der Gewährspersonen von den umliegenden Mundarten vielfach auf Klischees gestützt sind, die sie entweder stark von einander unterscheiden oder aber näher zusammenrücken (sollen): Für die Wormersdorfer ist das Kölsche „schön“ und die Kölner sind „offen“ und „fröhlich“, das Eifeler Platt gilt als „nicht schön“ und seine Sprecher seien „hinterlistig“ und „träge“. Tatsächliche, die Sprache betreffende Unterscheidungsmerkmale hingegen kennen nur (noch) die Wenigsten.

### Literatur

Allensbacher Berichte (2008): Institut für Demoskopie: Auch ausserhalb von Bayern

14 Cornelissen, 2005, S. 53. Vgl. dazu: Kreymann, 1994, S. 196.

15 vgl. Renn, 1995<sup>2</sup>.

16 Das rheinische Platt, 1989, S. 40ff.

17 vgl. Schmidt/Herrgen: Digitaler Wenker Atlas.

wird Bayerisch gern gehört. Die beliebtesten und unbeliebtesten Dialekte. (= Allensbacher Berichte 4/2008).

Anders, Christina Ada (2005): Dialektbewertungen innerhalb und außerhalb des obersächsischen Sprachraums. Eine empirische Untersuchung zu den Einstellungen gegenüber der meißnischen und osterländischen Mundart. (Unveröffentlichte Magisterarbeit, Technische Universität Dresden).

Cornelissen, Georg / Peter Honnen / Fritz Langensiepen (Hrsg.) (1989): Das rheinische Platt. Eine Bestandsaufnahme. Handbuch der rheinischen Mundarten. Teil 1: Texte. Köln.

Cornelissen, Georg (2005): Rheinisches Deutsch. Wer spricht wie mit wem. Köln.

Cornelissen, Georg (2009): Das Faible für Fisimatenten. Die Rheinländer und ihre „franzosenzeitlichen“ Lehnwörter. In: Kerstin Theis / Jürgen Wilhelm (Hrsg.) (2009): Frankreich am Rhein. Die Spuren der „Franzosenzeit“ im Westen Deutschlands. Köln, S. 43-60.

Hundt, Markus (1992): Einstellungen gegenüber dialektal gefärbter Standardsprache. Eine empirische Untersuchung zum Bairischen, Hamburgischen, Pfälzischen und Schwäbischen. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 78). Stuttgart.

Hundt, Markus (2010): Bericht über die Pilotstudie „Laienlinguistische Konzeptionen deutscher Dialekte“. In: Christina Ada Anders / Markus Hundt / Alexander Lasch (Hrsg.) (2010): Perceptual Dialectology. Neue Wege der Dialektologie, Berlin und New York (= Linguistik: Impulse & Tendenzen 38).

Kesternich, Hermann Josef (1994): Köln in Redensarten aus der Voreifel. Euskirchener, Münstereifeler und Mechernicher im Blick

auf Köln: Nähe ohne Liebe. In: Alt-Köln 95, S. 22-25.

Kluge. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache (2002). Bearbeitet von Elmar Seebold. 24., durchgesehene und erweiterte Auflage. Berlin und New York.

Kreymann, Martin (1994): Aktueller Sprachwandel im Rheinland. Empirische Studie im Rahmen des Erp-Projektes. (= Rheinisches Archiv 133). Köln, Weimar, Wien.

Macha, Jürgen / Thomas Weger (1983): Mundart im Bewusstsein ihrer Sprecher. Eine explorative Studie am Beispiel des Bonner Raumes. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 47, S. 265-301.

Renn, Heinz (1995): Die Eifel. Wanderung durch 2000 Jahre Geschichte, Wirtschaft und Kultur. 2. Auflage. Düren.

Rheinisches Wörterbuch [...] (1927-1971). Bearbeitet und herausgegeben von Josef Müller u.a. 9 Bände. Bonn und Berlin.

## Internetquellen

Schmidt, Jürgen Erich / Joachim Herrgen (Hrsg.): Digitaler Wenker Atlas (DiWA). Bearbeitet von Alfred Lameli, Tanja Giessler, Roland Kehrein, Alexandra Lenz, Karl-Heinz Müller, Jost Nickel, Christoph Purschke und Stefan Rabanus. Erste vollständige Ausgabe von Georg Wenkers „Sprachatlas des Deutschen Reichs“. 1888–1923 handgezeichnet von Emil Maurmann, Georg Wenker und Ferdinand Wrede. Marburg: Forschungszentrum Deutscher Sprachatlas: <http://www.3.diwa.info/titel.aspx> (Eings. 23.05.2011)

## Die Wahrnehmung des deutschen Sprachgebiets durch Bonner Studenten

# Wo, bitte, ist das Rheinland?

von Charlotte Rein

Im Rahmen des so genannten Bologna-Prozesses sind an den deutschen Universitäten auch zwei neue Abschlüsse geschaffen worden: der „Bachelor“ und der „Master“. Charlotte Rein hat 2010 an der Universität Bonn eine sprachwissenschaftliche Bachelor-Arbeit vorgelegt, auf der der folgende Beitrag basiert. (Die Redaktion)

### Ein neuer Forschungsansatz:

#### Die Wahrnehmungsdialektologie

Wie nehmen wir Sprache wahr? Haben wir „Landkarten“ in unseren Köpfen, auf denen wir unbewusst Sprachräume „eingezeichnet“ haben? Wenn ja, welche Räume sind das, wie grenzen sie sich voneinander ab und wodurch wird unsere Wahrnehmung bei diesem Prozess beeinflusst?

Mit diesen Fragen befassen sich Wissenschaftler der noch jungen Forschungsdisziplin ‚Wahrnehmungsdialektologie‘ und ihre erste Antwort ist eindeutig: „Ja, wir strukturieren unser Wissen über Sprache auf einer Art Landkarte in unseren Köpfen.“ Doch wie genau sehen diese Landkarten aus?

Um dies herauszufinden, wurden in den letzten Jahren immer mehr Menschen von Linguisten gebeten, ihre persönliche ‚mental map‘ aufzuzeichnen, also auf die leere Landkarte einer bestimmten Region oder eines ganzen Landes die Sprachräume ein-

zutragen, die sie kennen<sup>1</sup>, damit diese Ergebnisse dann mit der wissenschaftlichen Sichtweise und den Erkenntnissen der Forschung verglichen werden können. In dieser Zusammenarbeit zwischen Wissenschaftlern und den Sprechern einer Sprachvarietät sieht Christina Ada Anders von der Universität Kiel, die sich intensiv mit dem Thema auseinandersetzt, die Stärken dieser Forschungsrichtung.

#### Die Untersuchung

Auf der Grundlage dieser neuen Forschungsergebnisse und vor dem Hintergrund der dadurch aufgeworfenen Fragen wollte ich in meiner Bachelorarbeit die Sprachwahrnehmung einer ganz speziellen Gruppe näher untersuchen: Die von Bonner Studierenden, die in Bonn und der näheren Umgebung (Radius von ca. 40 km)

1 Anders: 2010; vgl. auch: Hofer: 2004; Lameli et al.: 2008; Macha/Weger: 1983.

aufgewachsen sind und sprachlich sozialisiert wurden. Ziel dieser Erhebung war es herauszufinden, wie diese jungen Rheinländer das deutsche Sprachgebiet gliedern, welche Bedeutung Dialekte hierbei noch haben und welche Sprachräume bei ihnen besonders bekannt sind. Hierzu habe ich zehn Studenten und Studentinnen im Alter von 20 bis 25 Jahren gebeten, auf einer Landkarte von Deutschland, Österreich und der Schweiz alle Sprachräume einzuzeichnen, die sie kennen.

Das Wort „Sprachräume“ war hierbei bewusst gewählt, denn auch wenn es mir insbesondere um die Wahrnehmung von Dialekten ging, wollte ich verhindern, dass meine Gewährspersonen schon durch die Fragestellung beeinflusst und in eine bestimmte Richtung gelenkt wurden. Es konnte schließlich sein, dass die Gewährspersonen gar keinen Bezug und keine Vorstellungen zu Dialekten haben und beispielsweise nur ‚Hochdeutsch‘ oder ‚Deutsch‘ für das gesamte Gebiet eintragen würden<sup>2</sup>.

Doch dieser Fall trat bei keiner der zehn befragten Personen ein, alle zeichneten mehrere Sprachräume ein, im Durchschnitt 8,8, und bezeichneten diese im Interview als Dialekträume.

Denn nach Fertigstellung der Karte wurden die Studenten näher zu ihrer Karte und ihrer grundsätzlichen Einstellung zu Dialekten befragt. Hier ging es vor allem darum herauszufinden, woran sie sich bei der Einzeichnung der Räume orientiert hatten, ob sie selbst Dialekt sprechen und/oder im Alltag Kontakt zu Dialektsprechern haben und welche Dialekte sie positiv bzw. negativ bewerten.

Bei der Analyse der Karten zeigte sich eine Teilung der Gewährspersonen in zwei

Gruppen: Die Karten der sechs Studenten, die in der Voreifel, also einem ländlichen Gebiet aufgewachsen waren, unterschieden sich von denen der vier Gewährspersonen aus städtischem Gebiet. Drei Karten aus der Voreifel werde ich im Folgenden vorstellen. Diese Karten sind besonders gut vergleichbar, da ihre Zeichner aus zwei nah beieinander liegenden Orten stammen und auf allen einen Sprachraum „Eifel“ eingezeichnet ist, der auf den anderen Karten nicht vorkommt.



**Eiflerisch – Kölsch/Platt – Hochdeutsch**

Die erste Karte wurde von einer Jurastudentin angefertigt, die seit ihrer Geburt 1989 in Flerzheim lebt, ungefähr 20 km südwestlich von Bonn entfernt.

Diese Karte wurde vollständig in sieben Sprachräume mit 13 unterschiedlichen Sprachvarietäten aufgeteilt, sie grenzen di-

2 Vgl. auch Lameli et al.: 2008. S. 58.



vielen Sprachvarietäten auf, die außer durch Staatsgrenzen (Österreich und Schweiz) nicht voneinander getrennt wurden. Es lässt sich aber aus der Anordnung der Bezeichnungen eine Dreiteilung Deutschlands in Norden, Mitte und Süden erkennen.

An den Bezeichnungen der Sprachräume sieht man eine Orientierung an Bundesländern (‚Hessisch‘, ‚Sächsisch‘), Regionen (‚Badisch‘, ‚Schwäbisch‘) und Städten (‚Berlin‘), diese bestätigt die Studentin auch im Interview. Außerdem gibt sie an, sich besonders Sprachräume einzuprägen, wenn sie sie mit einer Person verbindet, die sie kennt und die aus dieser Region stammt. Das erklärt auch die weißen Flächen auf der Karte (Nordwesten, nördliche Mitte): Die junge Frau hat zu diesen Regionen keinerlei Anknüpfungspunkte und so auch keine zeichnerisch umsetzbare Vorstellungen der Sprachvarietäten.

Durch die Benennung der rheinischen Dialekte als ‚Platt‘ wird der enge Bezug, den die Studentin zu diesem Sprachraum hat, deutlich. Dies bestätigt auch die Eintragung des ‚Eifler Platt‘. Diese Wahrnehmung ist vor allem dadurch bedingt, dass die Mutter der Studentin aus der Eifel stammt und Dialekt spricht. Hierüber habe sie auch immer Kontakt zu Dialekt; sie selbst spricht, wie sie sagt, keinen „herben Dialekt“, geht aber davon aus, jeder Mensch spreche „ein bisschen Dialekt“.

**Eifel-Platt – Rheinisch**

Die dritte Karte wurde von einem Studenten der evangelischen Theologie angefertigt. Er wurde 1987 geboren, wuchs auch in Rheinbach auf und lebt momentan in Bonn.



In seine Karte trug er elf Sprachräume mit 13 Varietäten ein, zwischen denen teilweise große Lücken bestehen. Auffällig ist, dass der Nordwesten und der Süden Deutschlands sehr differenziert beschriftet wurden, während dem Nordosten sowie Österreich und der Schweiz wenige bis gar keine Sprachräume zugeordnet wurden. Der Zeichner hat ausgehend von seiner Heimat alle Sprachräume eingezeichnet, die er kennt, und umso weiter eine Region vom Rheinland entfernt ist, desto ungenauer wird seine Vorstellung von ihr.

Die Orientierung fand vor allem an Grenzen von Regionen statt (z. B. Norddeutschland, Rheinland, Eifel, Baden, Franken), wodurch die Sprachräume kleinräumiger sind als bei der Orientierung allein an Bundesländern. Im Osten Deutschlands finden sich die Sprachräume ‚Sächsisch‘ und ‚Berlinisch‘, in der Mitte Deutschlands ‚Hessisch‘, bei deren Benennung der Student sich an den Bundesländer- und Städtenamen orientiert hat.

Die genaue Differenzierung des nordwestlichen Raums lässt sich auf die detaillierte Wahrnehmung der Heimatregion sowie der angrenzenden Regionen und deren Sprachen zurückführen. Dies zeigt sich auch daran, dass die Sprachräume, je weiter sie vom Rheinland entfernt sind, umso großräumiger werden („norddt. [deutsches] Platt“). Für das Rheinland hat der Student zwei Sprachvarietäten eingetragen: ‚Rheinisch‘ und ‚Eifel-Platt‘. Die detaillierte Darstellung des süddeutschen Raums führt der Proband auf die Herkunft seiner Mutter zurück, diese stammt aus Karlsruhe.

Die Unterschiede zwischen einzelnen Dialekten und ihre Abweichungen zur Standardsprache stellt der Student auch im Interview dar. So beschreibt er neben den Sprachräumen ‚Schwäbisch‘ und ‚Badisch‘ auch den niederdeutschen Sprachraum, aus dem die Familie väterlicherseits stammt, sehr differenziert. Er selbst spricht keinen dieser Dialekte, seine Eltern beherrschen ihren jeweiligen Heimatdialekt, so dass Sprachunterschiede im Alltag des Studenten sehr präsent sind.

### Die Eifel und das Eifler Platt

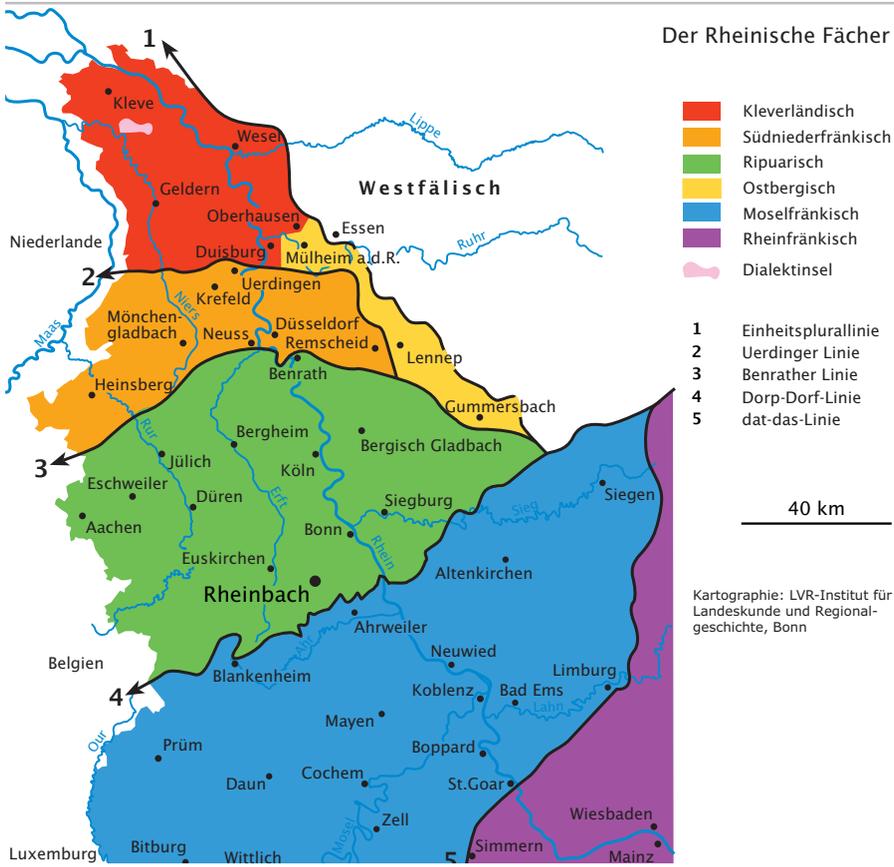
Gemeinsam haben diese drei Karten im Gegensatz zu den sieben anderen Karten also den Sprachraum „Eifel“. Ein Auslöser hierfür ist sicherlich die größere Nähe der Wohnorte der Befragten zur Eifel, wodurch die jungen Leute aus der Voreifel eher einmal tatsächlichen Kontakt zu Sprechern des ‚Eifler Platt‘ haben als die Studenten aus Bonn. Sie scheinen aber auch generell eine andere Beziehung zu den Dialekten ihrer Region zu haben und dadurch bedingt eine andere Wahrnehmung, was sich an dem Gebrauch der Bezeichnung ‚Platt‘

zeigt. Denn den Begriff ‚Platt‘ verwenden die Dialektsprecher des Rheinlandes und der Eifel selbst, wenn sie von ihrer Sprache sprechen. Aus der Verwendung dieser Bezeichnung durch die Studenten kann man somit schließen, dass sie noch einen emotionalen Bezug zu den Dialekten in ihrer näheren Umgebung haben und sie deshalb auch als unterschiedlich wahrnehmen, was zu einem Sprachraum „Eifel“ und zu einem Sprachraum „Rheinland“ führt.

Betrachtet man aber die genaue Verortung des Sprachraums „Eifel“ auf den drei Karten, fällt auf, dass diese in zwei Fällen überhaupt nicht mit der Realität übereinstimmt. Auf der ersten Karte befindet sich die Eifel viel zu weit im Norden, auf der Höhe des Niederrheins. Das Gebiet, in dem die Eifel tatsächlich liegt, erfährt dagegen keine Bezeichnung. Auf der zweiten Karte befindet sich die Beschriftung ‚Eifler Platt‘ auf der richtigen Höhe, allerdings zu weit östlich, ungefähr dort, wo der Rhein verläuft. Auf der dritten Karte ist die Eifel wieder auf der Höhe des Niederrheins zu finden, das tatsächliche Gebiet der Eifel fällt hier in den Sprachraum ‚Pfälzisch‘. Dies zeigt, dass sich die Studenten bei der Benennung des Sprachraums zwar an dem Namen der Region orientieren, dass sie aber geographisch nur grob wissen, wo sich diese Region befindet. Ihre ‚mental map‘ weicht also sehr von der tatsächlichen Landkarte ab, sie umfasst mehr eine Vorstellung zu einer bestimmten Region als ihre tatsächliche Lage.

### Was meint eigentlich ‚Platt‘?

Auch auf sechs weiteren Karten meiner Untersuchung taucht ein Sprachraum mit der Bezeichnung ‚Platt‘ auf, doch beim Vergleich der Karten meiner Untersuchung



wurde deutlich, dass es zwei verschiedene-Verwendungsarten für das Wort gibt<sup>4</sup>: Einige Studenten nutzten das Wort, um die Sprache Norddeutschlands zu benennen, es handelt sich also um eine Kurzform von ‚Plattdeutsch‘. Diese Bezeichnung beziehen sie wahrscheinlich auf die geographische Lage der Gegend, in der diese Varietät gesprochen wird, auf die „platte“ Küstenlandschaft. Dieser Begriff ist überregional bekannt und gebräuchlich.

4 Diese zwei Verwendungsgebiete zeigten sich auch deutlich bei der Befragung für den „Atlas der deutschen Alltagssprache“ und ist in der daraus entstandenen Karte übersichtlich dargestellt:  
[http://www.philhist.uni-augsburg.de/lehrstuehle/germanistik/sprachwissenschaft/ada/runde\\_1/f20/](http://www.philhist.uni-augsburg.de/lehrstuehle/germanistik/sprachwissenschaft/ada/runde_1/f20/).

Davon abweichend erscheint diese Bezeichnung auch für die Sprachvarietäten, die im Rheinland gesprochen werden. Dies ist bei den sechs jungen Leuten aus der Voreifel der Fall. ‚Platt‘ ist in diesem Kontext ein Synonym für ‚Dialekt‘, das auch von den Sprechern der rheinischen Dialekte selbst als Bezeichnung für ihre Sprache verwendet wird. ‚Platt‘ taucht als Sprachbezeichnung erstmals 1524 in einem zu Delft gedruckten Neuen Testament auf, dort heißt es „in goede(n) platten duytsche“<sup>5</sup>. Er stammt also aus dem Niederländischen und bedeutet hier „klar, deutlich, jedermann verständlich“<sup>6</sup>. In der zweiten Hälfte des 17.

5 Zitiert nach: Sanders: 1982, S. 26.  
 6 Ebd.

Jahrhunderts wird er ins Niederdeutsche übernommen, jedoch hat er zu diesem Zeitpunkt bereits eine gewisse Bedeutungsver-schlechterung erfahren, so „steht der Aus-druck als herabsetzende Bezeichnung für das im Unterschied zur hd.[hochdeutschen] Schriftsprache als Mundart empfundene Nd. [Niederdeutsche]“<sup>7</sup>; mit der Geogra-phie Norddeutschland hat er demnach nichts zu tun.

Heute unterscheidet ‚Platt‘ den Dialekt in seiner Funktion als alltägliche, einfache Sprache vom Hochdeutschen und wird auch von den Sprechern im Rheinland be-nutzt. Um anzugeben, um welche Varietät genau es sich handelt, wird dem ‚Platt‘ noch eine Regions- oder Ortsbezeichnung zuge-fügt, z.B. ‚Eifler Platt‘, ‚Erper Platt‘.

Aus dieser Verwendung des Wortes kann man schließen, dass die Befragten aus der Voreifel bedingt durch die ländliche Lage ihrer Heimat, in der noch mehr Dialekt ge-sprochen wird als in den Städten, einen nä-heren Bezug zu Dialekten haben als diejeni-gen, die in der Stadt aufwuchsen. Dadurch ergibt sich bei ihnen eine andere Wahr-nehmung von regionalen Sprachvarietäten. Außerdem scheint bei diesen Studenten der Identifikationsgrad mit dem Rheinland und den dortigen Sprachvarietäten höher zu sein als bei den anderen Befragten, denn schließ-lich ist ‚Platt‘ die Eigenbezeichnung der Sprecher, die sie wählen, obwohl sie keine Platt-sprecher sind.

## **Dialekte – Regiolekte**

Auch wenn die Wahrnehmung dieser Stu-denten genauer zu sein scheint als die der anderen Befragten, ist die Anzahl der

Sprachräume in Anbetracht der Tatsache, dass die Befragten sie als Dialekträume be-zeichnen, vergleichsweise gering. Schließ-lich weist das gesamte Rheinland wesentlich mehr Sprachvarietäten auf als ‚Rheinisch‘, ‚Kölsch‘ und ‚Eifler Platt‘.

Dies könnte zum einen durch die Fragestel-lung meiner Untersuchung bedingt sein. Die Befragten sollten Sprachräume für ganz Deutschland, Österreich und die Schweiz einzeichnen, was zu einer großräumigen Aufteilung führte. Wäre ihnen nur eine Karte des Rheinlandes vorgelegt worden, wäre es gut möglich, dass für dieses Gebiet mehr Sprachräume eingetragen worden wä-ren. Dies hängt mit den Assoziationen zu-sammen, die in Zusammenhang mit einem bestimmten Begriff ausgelöst werden und die bei „Deutschland“ und „Rheinland“ differieren.

Ein weiteres Problem ist das Wort ‚Dialekt‘ beziehungsweise die unterschiedlichen Be-deutungen, die diesem Begriff zugesprochen werden<sup>8</sup>. Dialekte sind ursprünglich defi-niert als kleinräumige, lokal stark gebun-denen Sprachvarietäten, die „von der wenig mobilen Bevölkerung im alltäglichen priva-ten Gespräch gesprochen [werden und die eine] geringe[...] kommunikative Reich-weite [haben]“<sup>9</sup>. In dieser Form werden sie heute nun kaum noch gesprochen und es scheint, als ob die zehn Befragten diese Bedeutung auch gar nicht meinen. Die von ihnen eingezeichneten Sprachräume umfas-sen in den meisten Fällen größere Regio-nen, Bundesländer oder ganze Landesteile, so dass man hier nicht von kleinräumigen, lokal stark gebunden Sprachvarietäten spre-chen kann. Vielmehr scheinen die Studie-renden das benennen zu wollen, was in der Wissenschaft heute als ‚Regiolekt‘ oder ‚re-

8 Vgl. auch Cornelissen: 2008, S. 10.

9 Niebaum/Macha: <sup>2</sup>2006, S. 5.

7 Pfeifer: 1989, S. 1287.

gionalgefärbte Umgangssprache‘ bezeichnet wird, also eine Variante des Hochdeutschen, die je nach Region und Sprecher mehr oder weniger dialektal beeinflusst ist. Das zeigt auch der Versuch der Zeichnerin der zweiten Karte, mit den Begriffen „herber Dialekt“ und „ein bisschen Dialekt“ eben dieses Phänomen zu beschreiben<sup>10</sup>.

So ist Sprechern aus Süddeutschland ihre Herkunft meistens stärker anzuhören als Sprechern aus Norddeutschland<sup>11</sup>. Dies erklärt auch, weshalb der Süden Deutschlands auf den meisten Karten wesentlich dichter beschriftet ist als andere Landesteile (s. Karte 2 und 3) und warum das ‚Bairische‘ so häufig genannt wird: Auf allen zehn Karten wurde ein Sprachraum mit dieser Bezeichnung eingetragen.

Diese Häufigkeit kam nur noch bei einer anderen Varietät vor: ‚Rheinisch‘, bzw. ‚Platt‘, ‚Kölsch‘. Damit bestätigt sich auch in meiner Untersuchung eine These, die die Wissenschaftler der Wahrnehmungsdialektologie vertreten: Die räumliche Wahrnehmung eines Menschen ist in der Nähe seines Heimatortes am detailliertesten und wird ungenauer, je weiter man sich von diesem Ort entfernt<sup>12</sup>. Doch auch beim ‚Rheinischen‘ fällt auf, dass die räumliche Verortung des Sprachraums teilweise stark von seiner tatsächlichen Lage abweicht und dass sich die Befragten bezüglich der Größe des Sprachraums nicht sicher sind. Auf der ersten Karte steht die Bezeichnung ‚Kölsch/Platt‘ zwar auf der Höhe von Köln, da dieser Sprachraum aber nicht begrenzt wird, erfährt man nicht, was genau für die Befragte alles zum Rheinland zählt. Die Eintragung ‚Platt (Rheinisch)‘ auf der zweiten Karte ist

mit der auf der ersten Karte nahezu identisch. Auf der dritten Karte beginnt das Gebiet ‚Rheinisch‘ bei Münster und zieht sich rechts des Rheins entlang bis ungefähr nach Siegen, der Zeichner liegt also ein wenig „daneben“.

### Mental maps

Mit dieser Erkenntnis, dass der heimische Sprachraum am genauesten wahrgenommen wird, lässt sich auch erklären, weshalb auf einigen Karten weiße, unbezeichnete Flächen zu sehen sind (z. B. die nördliche Hälfte der Mitte Deutschlands auf Karte 2 und der Norden und Nordosten auf Karte 3): Die meisten der Studenten haben nicht zu jeder Region Deutschlands eine Vorstellung der dort gesprochenen Sprachvarietät, sondern meist nur zu den Gebieten, zu denen sie durch Sprecher dieser Region, die ihnen bekannt sind, auch eine Verbindung haben. So wurde in einigen Interviews deutlich, dass die Befragten mehr Sprachräume kennen, zumindest dem Namen nach, als sie in ihre Karte eingetragen haben. Doch für eine Eintragung auf der Landkarte genügt dies nicht, hierzu ist sowohl eine namentliche als auch eine räumliche und lautliche Vorstellung einer Varietät nötig, nur dann können sie auf die Karten eingetragen werden; denn nur dieses Wissen ist konkret genug, um es wiederzugeben. Dadurch ist eine Untersuchung mithilfe der ‚mental maps‘ für die Ziele der Wahrnehmungsdialektologie auch geeigneter als eine herkömmliche Befragung: Würde man Sprecher fragen, ob sie bestimmte Dialekte kennen, wären die Antworten nur darauf ausgerichtet, ob sie die Dialektbezeichnungen schon einmal gehört haben oder nicht. Man würde so keine Kenntnisse über das genaue Wissen und die

10 Zu diesen Bezeichnungsproblemen vgl. auch Cornelissen: 2005, S. 30f.

11 Vgl. Cornelissen: 2005, S. 98-100.

12 Anders: 2010, S. 199 und 203.

tatsächliche Struktur der Wahrnehmung dieser Sprachvarietäten erhalten, wie dies bei den vorliegenden Karten der Fall ist. Erst die ‚mental maps‘ können Hinweise darauf geben, welche Dialekte so bedeutend sind, dass sie geographisch verortet werden und mit einer konkreten Vorstellung verbunden sind.

Die Vorstellung von einem Sprachraum und die Wahrnehmung einer gesamten Sprachlandschaft wird aber nicht nur durch das tatsächliche Wissen über sprachliche Besonderheiten und die Geographie eines Sprachgebiets bedingt. Wie sich auf den Karten und in den Interviews zeigt, spielen viele weitere Faktoren eine ebenso bedeutende Rolle. So ist die räumliche Wahrnehmung stark durch die politischen Grenzen beeinflusst, auf einer Karte wurden beispielsweise die Namen der Bundesländer als Sprachraumbezeichnungen eingetragen. Weiterhin wird der Bekanntheitsgrad einer Varietät durch die Medien mitbestimmt, so ist das ‚Kölsche‘ während der Karnevalszeit im Fernsehprogramm sehr präsent, was manchmal dazu führt, dass es zur Sprache des gesamten Rheinlandes generalisiert wird. Auch negative Bewertungen können dazu führen, dass eine Varietät sehr bekannt ist, so ist das ‚Sächsische‘ seit Jahrzehnten das Schlusslicht in allen Beliebtheitsumfragen, mit neun Eintragungen auf zehn Karten wird es in meiner Befragung sehr häufig genannt.

Es zeigt sich also, dass die Wahrnehmung von Sprachräumen und -varietäten durch viele Faktoren bedingt wird. Entscheidend ist aber natürlich, und dies kann man auf den beschriebenen Karten ganz deutlich sehen, die tatsächliche, aktuelle Sprachverwendung der Sprecher und der Menschen in ihrer Umgebung. Junge Leute im Rheinland

sprechen keinen Dialekt mehr<sup>13</sup>, zumindest nicht die Befragten meiner Untersuchung. Dies führt dazu, dass sie auch keine Dialekte im ursprünglichen Sinn mehr wahrnehmen, auch wenn diese noch existieren, denn im (Sprach-)Alltag der Studenten im Rheinland haben diese kleinräumigen Sprachvarietäten keine Bedeutung mehr. Mit ihren Karten beschreiben sie die Sprachlandschaft, die sie sehen: große Sprachräume, deren Varietäten sich zwar voneinander unterscheiden, die aber eine überregionale Kommunikation ermöglichen. In diesem Zusammenhang wird in Zukunft zu beobachten sein, wie sich der Begriff ‚Dialekt‘ entwickeln wird: Entweder wird er langfristig mit neuem Inhalt versehen oder es wird sich eine neue Bezeichnung für die neuen Sprachverhältnisse durchsetzen.

## **Literatur**

Anders, Christina Ada: Wahrnehmungsdialektologie. Das Obersächsische im Alltagsverständnis von Laien (Linguistik – Impulse & Tendenzen 36). Berlin/New York 2010.

Cornelissen, Georg: Rheinisches Deutsch. Wer spricht wie mit wem. Köln 2005.

Cornelissen, Georg: Meine Oma spricht noch Platt. Wo bleibt der Dialekt im Rheinland? Köln 2008.

Hofer, Lorenz: Sprachliche und politische Grenzen im (ehemaligen) Dialektkontinuum des Alemannischen am Beispiel der trinationalen Region Basel (Schweiz) in Karten von SprecherInnen, Linguistik online (2004), 20. (<http://www.linguistik-online>).

<sup>13</sup> Cornelissen: 2008, S. 112-122; Cornelissen: 2005, S. 111-116.

com/20\_04/hofer.pdf).

Lameli, Alfred, Purschke, Christoph und Kehrein, Roland: Stimulus und Kognition. Zur Aktivierung mentaler Raumbilder, in: Linguistik online 35 (2008), S. 55–68. ([http://www.linguistik-online.com/35\\_08/lameliEtAl.html](http://www.linguistik-online.com/35_08/lameliEtAl.html)).

Macha, Jürgen und Weger, Thomas: Mundart im Bewußtsein ihrer Sprecher. Eine explorative Studie am Beispiel des Bonner Raums. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 47 (1983), S. 265–301.

Macha, Jürgen: Regionalsprachliche Varietäten des Deutschen und ihre Dynamik. In: Der Deutschunterricht 56 (Heft 1,(2004), S. 18–25.

Niebaum, Hermann und Macha, Jürgen: Einführung in die Dialektologie des Deutschen. (Germanistische Arbeitshefte 37). 2. neubearbeitete Auflage, Tübingen 2006.

Pfeifer, Wolfgang (Hg.): Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, Band H-P. Berlin 1989.

Sanders, Willy: Sachsensprache, Hansesprache, Plattdeutsch. Sprachliche Grundzüge des Niederdeutschen. Göttingen 1982.

### Internetlinks

Der Atlas der deutschen Alltagssprache (AdA) an der Universität Augsburg: [http://www.philhist.uni-augsburg.de/lehrstuehle/germanistik/sprachwissenschaft/ada/runde\\_1/f20/](http://www.philhist.uni-augsburg.de/lehrstuehle/germanistik/sprachwissenschaft/ada/runde_1/f20/).

# Hünxe –

## „Pilot“ im Dorf-Projekt des ILR

von Dagmar Hänel und Georg Cornelissen

### Das Dorf Hünxe

Für den Einstieg in die Forschungen zum Dorf-Projekt (s. S. 6) haben wir uns entschieden, exemplarisch einen Ort unter die Lupe zu nehmen. Das Pilotdorf war schnell gefunden: Hünxe am Niederrhein. Hünxe gehört heute zu der gleichnamigen Gemeinde im Kreis Wesel, das Dorf zählte am 31. 12. 2010 genau 5130 Einwohnerinnen und Einwohner. Hier begannen wir im Herbst/Winter 2010 mit den ersten Besuchen und Gesprächen.

### Ein Erzählcafé

Am 9. Dezember 2010 boten wir eine erste Veranstaltung in Hünxe an: Zu einem Erzählcafé mit dem Titel „Alte und neue Heimat Hünxe“ fanden sich etwa 35 Hünxer Bürgerinnen und Bürger zusammen. Den Einstieg ins Erzählen übernahm der in Hünxe allseits bekannte Karl Neuköther, genannt Stelten Karl, der weitgehend im Hünxer Platt von seiner Kindheit im Dorf berichtete. Die weiteren Teilnehmerinnen und Teilnehmer stiegen schnell ins Ge-





*Hünxe.  
Ortsbild auf einer  
Hauswand.*

sprach ein: So erzählten einige Zugereiste von ihren Erfahrungen im Dorf, alteingesessene Hünxener ließen die Vergangenheit in ihren Erinnerungen lebendig werden – an die Poststelle oder an den Einkauf von Rübenkraut im Tante-Emma-Laden, wo es für die Kinder immer einen Bonbon gab. Durchaus kontrovers diskutierten die Gäste über die Frage, wie eigentlich die Aufnahme von Flüchtlingen und Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg in Hünxe abgelaufen ist. Nach gut zwei Stunden mussten die Moderatoren langsam die Schlussphase eines angeregten und interessanten Gesprächs einleiten.

Als Fazit bleibt: Das Thema „Heimat“ berührt viele Menschen und kann als eine Art Schlüsselbegriff zum Erzählen über das eigene Leben anregen. Aus den individuellen Lebenserfahrungen baut sich ein sehr buntes und vielfältiges Bild vom Leben im ländlichen Raum, in einem Dorf auf. Und noch die eigene Eltern- und Großelterngenerati-

on verfügt über Wissen und Erleben, welche in der aktuellen Gegenwart als völlig fremd empfunden werden. Hierüber miteinander ins Gespräch zu kommen lohnt sich.

### **Heimat Hünxe**

Nach der guten Erfahrung mit dem Erzählcafé stehen für die volkskundliche Forschung zwei Aspekte auf der Agenda: Zum einen soll das Thema „Heimat“ noch einmal aufgegriffen werden. Ging es beim Erzählcafé überwiegend um Erfahrungen und Berichte älterer Menschen, sollen in einem Kooperationsprojekt mit der Gesamtschule Hünxe nun gezielt junge Menschen angesprochen werden. In einer gemeinsamen Projektwoche haben Schülerinnen und Schüler der Jahrgangsstufe 11 ihre Vorstellungen von Heimat in Fotos umgesetzt. Sie haben dazu weitere Heimatbilder von Menschen aus ihrem eigenen Umfeld ge-

sammelt. Die Bilder und die dazugehörigen Geschichten werden in einer Ausstellung in Hünxe präsentiert (21.09. bis 06.10.2011 im Rathaus Hünxe).

## Vereine

Für ein zweites Teilprojekt werden wir uns verstärkt mit den Hünxer Vereinen beschäftigen. Ein Fragebogen zum Vereinsleben gehört ebenso dazu wie die Teilnahme an Vereinsaktivitäten. Für den Winter 2011 beispielsweise wollen wir beobachten, wie in Hünxe die Adventszeit und Weihnachten gestaltet wird.

## Kennen und nennen

In einem weiteren, bereits angelaufenen Teilprojekt wird das inoffizielle Namenssystem im Dorf untersucht. Wer jemanden kennt, hat auch einen Namen für ihn – in der Vergangenheit waren die Dorfbewohner und -bewohnerinnen oft unter ganz anderen Namen bekannt als denjenigen, die vom Standesbeamten eingetragen worden waren. Wie werden diese Namen heute verwendet, wer nennt wen wie?

## Duzen und siezen

Derzeit laufen auch Erhebungen zum Duz- und Siez-Verhalten in Hünxe. Ausgehend von der Annahme, dass man (mensch) einander im Dorf besser kennt als in einer (Groß-)Stadt, werden Interviews dazu ge-

führt, nach welchen Kriterien sich die Anrede im Dorf richtet. Das alte „Dorf-Du“, das jedem gegenüber verwendet wurde, der nicht aufgrund bestimmter sozialer Merkmale hervorstach,<sup>1</sup> ist offenbar längst passé. Zum Einstieg in dieses Teilprojekt wird das Verhalten innerhalb einer bestimmten Nachbarschaft betrachtet.

<sup>1</sup> Ein älterer Niederrheiner, in Nieukerk aufgewachsen, schrieb 1974 über das Du und Sie (gej) im Dialekt des Dorfes: „im Süden [des ehemaligen Kreises Geldern] unterscheidet man zwischen dem vertraulichen do / du und gej, das nur gegenüber älteren und höhergestellten Personen gebraucht wird“, Fritz Meyers: Tösche Kirkture on Appelembloom. Verse und Prosa aus dem Kreis Geldern. Geldern 1974, S. 136.



*Dorfpumpe in Hünxe.*



ren Namen bekannt als denjenigen, die vom Standesbeamten eingetragen worden waren. Wie werden diese Namen heute verwendet, wer nennt wen wie?

### Duzen und siezen

Derzeit laufen auch Erhebungen zum Duz- und Siez-Verhalten in Hünxe. Ausgehend von der Annahme, dass man (mensch) einander im Dorf besser kennt als in einer (Groß-)Stadt, werden Interviews dazu geführt, nach welchen Kriterien sich die Anrede im Dorf richtet. Das alte „Dorf-Du“, das jedem gegenüber verwendet wurde, der nicht aufgrund bestimmter sozialer Merkmale hervorstach,<sup>1</sup> ist offenbar längst pas

<sup>1</sup> Ein älterer Niederrheiner, in Nieukerk aufgewachsen, schrieb 1974 über das Du und Sie (gej) im Dialekt des Dorfes: „im Süden [des ehemaligen Kreises Geldern] unterscheidet man zwischen dem vertraulichen do / du und gej, das nur gegenüber älteren und höhergestellten Personen gebraucht wird“, Fritz Meyers: Tösche Kirkture on Appelemboom. Verse und Prosa aus dem Kreis Geldern. Geldern 1974, S. 136.

### Plattdeutsche Abende

Ferner wird die Funktion der „Plattdeutschen Abende“ für das Dorf Hünxe untersucht, ein Teilprojekt, bei dem die ILR-Abteilungen Sprache und Volkskunde besonders eng zusammenarbeiten werden. Zu den „Plattdeutschen Abenden“, in Hünxe jährlich an drei aufeinander folgenden Tagen vom „Heimat- und Verkehrsverein Hünxe“ organisiert, sind im Jahr 2010 zwischen 950 und 1000 Zuschauer gekommen. Was zieht diese vielen Menschen an? Und wer kommt nicht?

Mehr im nächsten Heft – oder auf unserer Projekthomepage:  
[http://www.rheinische-landeskunde.lvr.de/projekte/projekte\\_laufend/dorfprojekt/](http://www.rheinische-landeskunde.lvr.de/projekte/projekte_laufend/dorfprojekt/).

# Benninghoff

von Georg Cornelissen

## Familie *Benninghoff* und der *Benninghoffshof*

Der frühere *Benninghoffshof* in Stockum bei Voerde verdankt seinen Namen der Familie Heinrich und Elisabeth *Benninghoff*. Um 1900 hatte sich das Ehepaar an der Stockumer Tönningstraße eine Kate gebaut, die sich im Laufe der Jahre zu einem richtigen Bauernhof auswachsen sollte; benannt wurde der Hof im Dorf nach seinen Bewohnern: *Benninghoffshof*. In den 60-er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde er aufgegeben, die Gebäude hat man abgerissen. Elisabeth *Benninghoff*, geborene Neukäter, war eine gebürtige Stockumerin, während ihr Ehemann aus dem benachbarten Hünxe stammt. Heinrich *Benninghoff* war dort 1868 geboren worden,<sup>1</sup> und es ist gut möglich, dass er, als er um 1874 eingeschult wurde, nicht der einzige *Benninghoff* in der Klasse war. Denn sein Name könnte damals der häufigste Familienname Hünxes überhaupt gewesen sein.

Mit Hilfe des Onlinedienstes geogen lässt sich die geographische Verteilung der Familiennamen innerhalb Deutschlands in Sekundenbruchteilen ermitteln.<sup>2</sup> Wer *Benninghoff* eingibt, erfährt, dass in den Tele-

fonbüchern Deutschlands insgesamt 344 Anschlüsse zu finden sind, davon nicht weniger als 115 im Kreis Wesel: Nirgendwo in Deutschland ist die Chance größer, einem oder einer *Benninghoff* zu begegnen. Der relative Anteil dieser Namensträger ist auch in den benachbarten Großstädten Oberhausen und Duisburg noch bemerkenswert. Mit zunehmendem Abstand zum Kreis Wesel sinkt dann die Zahl der Menschen namens *Benninghoff*. Alles spricht dafür, dass dieser Name einst irgendwo im Kreis Wesel entstanden ist.

## to Benninhaven

In Hünxe lässt sich der Name sehr weit zurückverfolgen. Die folgenden Belege stammen samt und sonders aus Urkunden, die zum Archiv des Hauses Gartrop (im Norden Hünxes gelegen) gehören.<sup>3</sup>

1541	Bernd <i>Benninckhaeven</i>
1547	Bernd <i>to Benninckhaven</i>
1563	Bernd <i>tho Boenninckhoven</i>
1564	Bernd <i>tho Benninckhaven</i>
1564	Bernd <i>tho Bennynchave</i>
1567	Bernd <i>tho Benninckhaven</i>
1571	Bernd <i>to Benninckhaven</i>
1628	Albert <i>Benninghoff</i>
1670	Bernd <i>Benninckhoff</i>
1676	Bernhard <i>Benninghoff</i>

1 Alle Daten zu den Benninghoffs in Stockum nach Kremer 1988, S. 264.

2 <http://christoph.stoepel.net/geogen/v3/> (19.4.2011).

3 Zitiert nach Kohl 1980.

- 1679 Albert *Benninckhoff*  
 1679 Albert *Bennickhoff*  
 1680 Albert *Benninghoff*  
 1685 Albert *Benninghof*

Albert *Benninghoff*, Kirchmeister in Hünxe, taucht im Jahre 1628 mit exakt dem Nachnamen auf, der noch heute gilt. Die früheren Namenvarianten hatten dagegen vier Silben (*Benninckhaeven*, 1541) und zeichneten sich außerdem durch die vorangestellte Präposition aus (*to Benninchaven*, 1571 usw.). Das *to/tho* ist mit ‚zu‘ zu übersetzen, dieser Bernd wurde also ‚zu Benninghoff‘ genannt.

Der Hof, dem Bernd seinen Namen verdankte, war ein Hof in der Nähe der Bühler Berge im Norden Hünxes, der bis heute so genannt wird. Bereits vor dem Jahr 1376 wurde Albert Hüchtenbruck, Herr des Hauses Gartrop, vom Grafen von der Mark damit belehnt. Für Jahrhunderte blieb er im Besitz der Herren von Gartrop.<sup>4</sup> In einer Urkunde aus dem Jahre 1456 wird der Hof *Beynnynchaven* genannt,<sup>5</sup> er begegnet hier also im Dativ.

Der Dativ (oder 3. Fall) bestimmt auch die im 16. Jahrhundert bezeugten Nachnamen der in den Urkunden auftauchenden Personen. Wenn ein Hünxer damals Bernd *Benninckhaeven* oder Bernd *to Benninchaven* genannt wurde, dann weil sein Name in der Dativform verwendet wurde. Im Falle von *to Benninchaven* liegt das klar auf der Hand, weil die Präposition *to* immer den Dativ nach sich zog. Das gilt ja bis heute: Man geht *zum Kindergarten*, *zur Schule* oder *zur Kirche*. Damals wohnte man ‚zum Benninghof‘: *to Benninchaven*. Die Endung *-en* ist eine Dativanzei, die wir in Formen wie *dem Löwen* oder *dem Raben* bis heute kennen. Der Dativ von *Hof* unterscheidet sich

heute zumeist nicht mehr vom Nominativ (1. Fall): *Die Kinder spielen im Hof* oder *Fahr vom Hof runter!* sind normalsprachliche Sätze im Jahre 2011. Wenn wir aber von einem Königshof sprechen, benutzen wir schon einmal den Ausdruck *bei Hofe*. Das ist ein alter Dativ. In der Wendung *to Benninchaven* handelt es sich – wie bei *dem Löwen* – allerdings um einen *n*-Dativ, die Sprachwissenschaft nennt ihn „schwachen Dativ“.

Im Beinamen des Hünxer Schöffen Bernd, der in Urkunden des 16. Jahrhunderts in Erscheinung tritt, wechseln die Buchstaben *o* und *a* im Grundwort: *Benninckhaeven* (1541), *to Benninckhaven* (1563) oder *tho Boenninckhoven* (1563). Als Aussprache des *a* (1541 auch *ae* geschrieben) hat man sich einen offenen *o*-Laut vorzustellen.<sup>6</sup> Die mit einem *a* geschriebenen Dativformen passten phonetisch also bestens zur Nominativform *Benninghoff*, wie sie 1628 bei *Albert Benninghoff* schriftlich festgehalten wurde. Ob dessen Nachname, wenn er ausgesprochen wurde, tatsächlich einen kurzen *o*-Laut wie *Benninghoff* heute enthielt, ist gar nicht sicher. Denn Albert *Benninghoff* lebte in einer Zeit, in der man mit Doppelkonsonanten verschwenderisch umging, so dass man sie auch nach langen Lauten verwendete: Wer damals beispielsweise *Brieff* schrieb, musste dabei nicht an ein kurzes *i* (wie heute in *Schiff*) denken.

In den Urkunden des 16. Jahrhunderts kommen auch die Hünxer Gaebel *inghon Have* (1541) oder Jan *ingen Have* (1564) vor. Ein heutiger Familienname, der dem *inghon Have* bzw. *ingen Have* entspricht, ist *Imhoff*. *Have* (siehe oben: *bei Hofe*) ist also wieder eine Dativform, diesmal die auf *-e* (der so genannte „starke Dativ“). Neben

4 Siehe „900 Jahre Hünxe“ 1992, besonders S. 35.  
 5 wie Anm. 4.

6 Siehe Cornelissen 2003, S. 23/24, 29/30; Heuser/Nübling 2010, S. 42/43.

Bernd *to Benninckhaven* wird in der Urkunde von 1567 (siehe oben) auch ein Heinrich *Nederhoff* erwähnt; sein Nachname besaß also (schon) die grammatische Form, die *Benninghoff* (heute) hat.

Im Hünxer Familiennamen *Benninghoff* ist die historische Schreibung mit Doppel-*f* gleichsam versteinert. Unsere standardsprachliche Aussprache mit kurzem *o* entspricht auch der Phonetik des Dialekts: Die letzte Silbe des Namens wird anders artikuliert als das Lexem *Hof* im Hochdeutschen.<sup>7</sup>

## Die Geschichte des Namens

Legt man die Einträge in heutigen Telefonbüchern zugrunde,<sup>8</sup> ist *Benninghoff* der häufigste Familienname im Dorf Hünxe. Er rangiert deutlich vor anderen einheimischen Namen (wie *Schult* oder *Dickmann*), auch vor deutschen Spitzennamen wie *Müller* oder *Meyer*.<sup>9</sup> Unter der Voraussetzung, dass all diese *Benninghoffs* ihren Namen tatsächlich dem Hof bei den Bühler Bergen verdanken, handelt es sich um eine bemerkenswerte Namensgeschichte. Sie könnte so verlaufen sein:

Am Anfang wird ein Mann oder eine Familie namens *Benning* (*benninc*, *Beynnynck* usw.) gestanden haben. *Benning* ist ein Beinamen, der sich vom Rufnamen *Benno* oder *Benne* herleitet; dieser Rufname gehört wie-

derum zur Vollform Bernhard.<sup>10</sup> Im westfälischen Coesfeld gab es beispielsweise 1320 einen Conradus *Benninc*, 1353 einen Willekinus *Bennynck* oder 1505 eine Greyte *Bennynck*, die Ehefrau von Bernd *Bennyngh*.<sup>11</sup> Ein solcher *Benning*, wie auch immer er geschrieben wurde und welchen Rufnamen er gehabt haben mag, muss der Namengeber des Hofes im Norden Hünxes gewesen sein.

Bis heute hat der Hof seinen Namen behalten. Vermutlich dürfte die Bauernfamilie im Laufe der Zeit mehrmals gewechselt haben. Doch wer auch immer den Hof übernahm, welchen Namen er bis dahin auch immer geführt haben mag, als Bauer auf dem *Benninghof* (geschrieben *Benninghoff*) wurde er nach dem Hof genannt. Die recht große Zahl der heutigen Namensträger und Namensträgerinnen in Deutschland lässt sich nur durch den biologischen Faktor erklären. Die *Benninghoffs* müssen viele Kinder gehabt haben, die natürlich nicht alle auf dem Hof bleiben konnten. Und als sie von dort fort gingen, haben sie ihren Beinamen mitgenommen. So zog der Name *Benninghoff* in die Welt.

Natürlich nicht immer in die große weite Welt, viele der *Benninghoffs* blieben in der Nähe ihres Herkunftsortes. Nirgendwo leben, wie gesagt, prozentual mehr Menschen dieses Namens als in Hünxe, das gilt für das eigentliche Dorf ebenso wie für den mit der Kommune Hünxe deckungsgleichen Telefonbezirk. In der Gemeinde Hünxe beträgt der Anteil der *Benninghoffs* an der Gesamtbevölkerung etwa 0,79 Prozent.<sup>12</sup>

7 Eine Karte zur geografischen Verteilung von Familiennamen wie *Eickhoff*/*Eickhof* oder *Potthoff*/*Potthof* (also zur Variation von *-hoff* und *-hof*) hat der „Deutsche Familiennamenatlas“ 2009, S. 646.

8 Ausgewertet wurde das Telefonbuch von 2005/2006; für ihre Mitarbeit danke ich Elena Berroth.

9 Die zehn häufigsten Familiennamen in Deutschland sind: *Müller*, *Schmidt*, *Schneider*, *Fischer*, *Weber*, *Meyer*, *Wagner*, *Becker*, *Schulz*, *Hoffmann* (Stand: 30. 6. 2005); s. „Deutscher Familiennamenatlas“ 2009, S. LXIX.

10 Siehe Sodmann 1977, S. 22 (*Bennen*).

11 Alle Belege bei Kewitz 1999, S. 88.

12 Errechnet wurde der Wert für Hünxe wie für die übrigen Orte, indem die Zahl der Telefonanschlüsse im Telefonbuch 2005/2006 mit 2,8 multipliziert wurde. Als Gesamtbevölkerung wurde die Einwohnerzahl vom 31. 12. 2005 genommen (s. <http://webshop.it.nrw.de/gratis/Zo79%20200608.pdf> (21. 4. 2011)).

An zweiter Stelle liegt Voerde mit etwa 0,17 Prozent, an dritter Stelle Dinslaken mit ca. 0,09 Prozent; in beiden Fällen handelt es sich um Nachbarkommunen Hünxes im Kreis Wesel. In den Großstädten Oberhausen und Duisburg leben zwar mehr Menschen des Namens *Benninghoff* als in Voerde oder Dinslaken, ihr relativer Anteil ist allerdings bedeutend niedriger. Sie alle haben wohl einen Vorfahren, der aus Hünxe stammt. Im Kreis Kleve und auch in den linksrheinischen Kommunen des Kreises Wesel (zwischen Xanten und Moers) spielt der Name in quantitativer Hinsicht kaum eine Rolle. Die *Benninghoffs*, die von Hünxe weggezogen sind, blieben dem rechten Rheinufer treu. Dort haben sie, nicht zuletzt in den industrialisierten Zonen, nicht nur eine neue Heimat, sondern auch eine Arbeitsstelle gefunden. Außerhalb des Niederrheins gibt es nirgendwo in Deutschland eine zweites Ballungsgebiet für den Namen *Benninghoff*.

### ***Benninghoven***

Ähnliche Familiennamen sind *Benninghof*, *Benninghofen* und *Benninghoven*. *Benninghof* und *Benninghofen* sind sehr selten, dagegen kommt *Benninghoven* laut geogen immerhin auf 108 Telefonanschlüsse in Deutschland. Die Träger und Trägerinnen dieses Namens konzentrieren sich im Kreis Mettmann und in der benachbarten Großstadt Wuppertal. Einen Ort oder Wohnplatz *Benninghoven* gibt es in Deutschland wohl nicht, allerdings ein *Benninghofen*, das zu Dortmund gehört. Ob der Familiennamen damit in einem Zusammenhang steht? In der Stadt Mettmann existiert auch ein (ehemaliger Hof namens) *Benninghof*, in dem heute eine soziale Einrichtung untergebracht ist. Dieser Mettmanner *Benninghof*

könnte, wenn man die räumliche Verteilung des Familiennamens *Benninghoven* betrachtet, als Namenquelle in Betracht kommen. Es wäre dann wieder ein Dativname wie *Benninckhaeven* (siehe oben).

### **Wie die *Benninghoffs* genannt wurden/werden**

Zurück nach Hünxe. In einer Zeit, als das ganze Dorf noch Platt sprach und als man einander noch kannte, hatten die Menschen hier – wie wohl in allen Dörfern des Rheinlands – inoffizielle Namen füreinander. Wer also laut Standesamt *Benninghoff* hieß, wurde ganz anders genannt. Dazu der Hünxer Karl Neuköther: „Bei ons int Dörp hatten früher bold alle Ljü en Bejnam. Dat wor ganz selwsverständlek so on denn Nam wor ok bej alle Menssen int Dörp bekennt, döcks sogar bekennder, ess denn rechtegen Nam“.<sup>13</sup> Karl Neuköther, in Hünxe bis auf den heutigen Tag *Stelten Karl* genannt, zählt auf: „Scheifers Fretz, Schnidders Welm, Romes Ditz, Bomms Trauta, Helmes Henn, Konditers Welm, Assenbrükers Lena, Mengelbergs Öpp, Wembergs Hämen, Polvertorns Fretz, Kulmes Welm, Derks Guste, Schöltjes Änne, on, on, on wenn söss noch all“.

Unter den hier Aufgeführten befand sich noch keiner der *Benninghoffs*. Träger dieses Namens konnten bzw. können in Hünxe etwa *Burs*, *Fockenber* (*Fockenberch*), *Hötten*, *Kläveguts*, *Meessen* oder *Rotters* gerufen werden.<sup>14</sup>

<sup>13</sup> Neuköther 2011, S. 16, dort auch das folgende Zitat. Übersetzung: „Bei uns im Dorf hatten früher fast alle Leute einen Beinamen. Das war ganz selbstverständlich so und der Name war auch bei allen Menschen im Dorf bekannt, oft sogar bekannter als der richtige Name.“

<sup>14</sup> Ergebnisse einer Befragung in Hünxe; mit Dank an Karl Neuköther.

## Der *Benninghoffshof* und der *Benninghoffsweg*

Einer der vielen *Benninghoffs* aus Hünxe, der seinen Heimatort verlassen hat, um sich in dessen näherer Umgebung niederzulassen, war der Weichensteller Albert, der 1862 die Elisabeth Bernds heiratete und mit ihr gemeinsam eine 1856 in Stockum gebaute Kate bezog, die zu dem Zeitpunkt *Schwarzkampskate* genannt wurde.<sup>15</sup> Nächster Besitzer wurde einer ihrer Söhne, von dem sie dessen ebenfalls *Benninghoff* heiße Nichte erbte. Das Haus wurde von den Stockumern jetzt *Benninghoffskate* genannt. Im Jahre 1936 heiratete, wie man am Niederrhein sagte, ein Mann aus der Nachbarschaft „ein“, so dass die letzte *Benninghoff* auf der Kate ihren offiziellen Namen wechselte. Bis heute kennt man in Stockum allerdings noch den alten Namen *Benninghoffskate*.

Eine andere von einer Familie *Benninghoff* bewohnte Kate in Voerde-Stockum hatte inzwischen die Größe eines regelrechten Bauernhofes angenommen: der *Benninghoffshof* an der Tönningstraße (siehe oben).<sup>16</sup> Als die Familie *Benninghoff* in den 60-er Jahren den Hof verkaufte, wurden die Gebäude abgerissen und neue Wohnbauten errichtet. Die damalige Gemeinde Voerde wollte die Erinnerung an den ehemaligen Hof jedoch wach halten und entschloss sich, einer hier neu angelegten Straße einen entsprechenden Namen zu geben. Man mied allerdings die nahe liegende Bezeichnung *Benninghoffshofweg* und entschied sich für *Benninghoffsweg* – mit zwei *f*, so dass der Straßename, streng genommen, an die Bauernfamilie

und nicht an den Hof zu erinnern scheint. Aber am Niederrhein können Hofnamen ja ohne weiteres auf den Bestandteil *-hof* verzichten. Damit wäre der *Benninghoffsweg* doch wieder der Weg zum oder beim (ehemaligen) *Benninghoffshof*.

## Literatur

900 Jahre Hünxe.1092-1992. Katalog zur Ausstellung. Hrsg. von Gemeinde Hünxe und Landschaftsverband Rheinland. Hünxe 1992.

Cornelissen, Georg: Kleine niederrheinische Sprachgeschichte (1300-1900). Eine regionale Sprachgeschichte für das deutsch-niederländische Grenzgebiet zwischen Arnhem und Krefeld. Met een Nederlandstalige inleiding. Geldern, Venray 2003.

Cornelissen, Georg/Eickmans, Heinz (Hrsg.): Familiennamen an Niederrhein und Maas. Von Angenendt bis Seegers/Zeegers. Bottrop 2010.

Deutscher Familiennamenatlas (DFA). Hrsg. von Konrad Kunze und Damaris Nübling. Band 1: Graphematik/Phonologie der Familiennamen I: Vokalismus von Christian Bochenek und Kathrin Dräger. Berlin, New York 2009.

Heuser, Rita/Nübling, Damaris: Von Angenendt über Derix, Janssen und Terlinden bis Elspaß. Niederrheinische Familiennamen im Rahmen des Deutschen Familiennamenatlases. In: Cornelissen, Georg/Eickmans, Heinz (Hrsg.): Familiennamen an Niederrhein und Maas. Von Angenendt bis Seegers/Zeegers. Bottrop 2010, S.37-66.

Kewitz, Bernhard: Coesfelder Beinamen und Familiennamen vom 14. bis 16. Jahrhundert. Heidelberg 1999.

<sup>15</sup> Nach Kremer 1980, S. 251.

<sup>16</sup> Das Folgende nach Kremer 1980, S. 264 und Schmitz/Schneider 1995, S. 93.

Kohl, Wilhelm: Urkunden des Archivs von Schloß Gartrop. Köln 1980.

Kremer, Herbert (Hrsg.): Chronik von Voerde und Stockum. Voerde 1988.

Neuköther, Karl: Wie dat Läwen so spöllt. Geschichten aus der Sicht eines Dorfbewohners in Hünxer Plattdeutsch, ca. 50 davon ins Hochdeutsche übersetzt von Karl Neuköther. Hrsg. vom Heimat- und Verkehrsverein Hünxe. Voerde 2011.

Schmitz, Helmut/Schneider, Klaus Dieter: Wenn Straßen erzählen. Die Geschichten der Straßen in Voerde, Stockum, Holt hausen und Möllen. Hrsg. vom Verein für Heimatpflege und Verkehr e. V. (= Voerder Beiträge, Bd 4) Voerde 1995.

Sodmann, Timothy: Die westmünsterländischen Hof- und Familiennamen in der fürstbischöflichen Willkommsschatzung von 1498/99. In: Sodmann, Timothy (Hrsg.): Von *Abbenhues* bis *Zybel dinck*. Die westmünsterländischen Hof- und Familiennamen des späten 15. und frühen 16. Jahrhunderts. (= Westmünsterland, Quellen und Studien, 6). Vreden 1997, S. 9-230.

## Neuer Aachener Sprachschatz

Wer seiner Freundin ein *Pütttschje* gibt, das im besten Fall zu einem *Honnderfel* führt (und nicht zu einem Satz *Fenkemanner*), der kommt aller Wahrscheinlichkeit aus dem Öcher Raum – aus der Gegend um Aachen. All diese Wörter – und noch viele mehr – wurden bereits Mitte des vergangenen Jahrhunderts vom Aachener Mundartdichter und -forscher Will Hermanns in mühevoller Kleinarbeit gesammelt und zusammengestellt.

Zwar waren zu Beginn des 19. Jahrhunderts von Joseph Müller und Wilhelm Weitz und rund hundert Jahre später von Ludwig Rovenhagen bereits Wörterbücher der Aachener Mundart veröffentlicht worden, doch Hermanns' Wörterbuch ist weitaus umfangreicher und enthält zudem idiomatische Ausdrücke, wie Redensarten, Volkslieder oder Zitate aus der Mundartdichtung zu fast jedem Eintrag. Gerade dadurch erhält man einen einmaligen Einblick in den Anwendungsbereich der Sprache und in die regionale Alltagskultur Aachens.

Sein „Aachener Sprachschatz“ wurde posthum von Rudolf Lantin für den Druck überarbeitet und 1970 herausgegeben. Dass diese Überarbeitung des handschriftlichen Manuskriptes kein leichtes Unterfangen war und dass auf eine konsequente Systematik oft zu Gunsten von Authentizität des Originals verzichtet werden musste, davon berichtet Lantin im Vorwort seiner Ausgabe.

Doch Kultur und Sprache sind lebendig und befinden sich in einem ständigen Wandel: Es kommen neue Wörter hinzu, Bedeutungen verändern sich. Auch Wörterbücher müssen sich in dieser Hinsicht der Sprache anpassen, um aktuell zu bleiben. Das ist beim *Öcher Platt* nicht anders.

Aus diesem Grund haben Karl All-

gaier, Jutta und Meinolf Bauschulte und Richard Wollgarten, Mitglieder des Vereins „Öcher Platt“, bereits im Jahr 2000 den Aachener Sprachschatz digitalisiert, ergänzt, überarbeitet und als CD-Rom bzw. Druckausgabe herausgebracht (Karl Allgaier / Jutta und Meinolf Bauschulte / Richard Wollgarten: Aachener Dialekt-Wortschatz, 2000). Als Ergänzung zu Hermanns wurde ein Suchregister auf Hochdeutsch hinzugefügt, so dass das Wörterbuch nun sozusagen beide „Richtungen“, *Öcher Platt* – Hochdeutsch / Hochdeutsch, *Öcher Platt* – beinhaltet.

Doch die Überarbeitung war damit noch nicht abgeschlossen. Es sollte ein „Neuer Aachener Sprachschatz“ herausgegeben werden, auf der Grundlage von Hermanns' (seit langem vergriffenen) Werk. Gerade die Verwendungsbeispiele und Zitate, die die Lektüre des „Aachener Sprachschatzes“ zu einem großen Lesevergnügen machen, sollten hier nun ebenfalls mit einbezogen werden. Hinzu kamen weitere Neuerungen, wie die Vereinheitlichung der lexikographischen Erfassung und der Rechtschreibung im Ganzen. Es sollte eine „größtmögliche Annäherung der Schreibweise an die tatsächliche Aussprache unter Berücksichtigung der Wortherkunft“ erreicht werden „ohne den Zeichenvorrat des Alphabets auszuweiten“. Die einzelnen Kriterien, die diesen Neuerungen zu Grunde liegen, können hier nicht alle genannt werden. Als ein Beispiel kann die Bemühung der Autoren genannt werden, Wörter mit unterschiedlichen Tonakzenten auch graphisch verschieden darzustellen. So wird z.B. *D'r Daag* (der Tag) von *de Dag* (die Tage) abgegrenzt. In vielen weiteren Fällen systematisierten sie dort, wo Lantin zögerte einzugreifen. Neue Lexeme, wie *Fernseh* oder *Auto*, wurden eingefügt. Hermanns' Angaben zu Etymologie und Nachbarmundarten fielen auf Grund der zu umfangreichen Prüfung jedoch weg.

Der „Aachener Sprachschatz“ – hier durchaus auch wörtlich zu verstehen – ist nun mit dem „Neuen Aachener Sprachschatz“ endlich wieder als Buch erhältlich und bietet in dieser Form eine einzigartige Möglichkeit, in der Sprache und Kultur Aachens zu schmökern und zu erfahren, dass der Aachener mit *Pütt-schje* Kuss, mit *Honnderfel* Gänsehaut und mit *Fenkemannder* (wörtl. Finkenmänner) Ohrfeigen meint. „E jot Boch es ene joue Frönd“ (Albert Branchart, Stichwort: Buch) trifft hier also in jedem Fall zu.

Karl Allgaier, Meinolf Bauschulte, Richard Wollgarten:

Neuer Aachener Sprachschatz.

Auf der Grundlage des Werks von Will Hermanns

Öcher Platt e.V. 2010, ohne Seitenzählung

ISBN: 978-3-9813844-0-6

Katharina Rempel

Das Besondere der rheinischen Küche ist zum einen eine lange Tradition des Multikulturellen: Angefangen bei den Römern ist das Rheinland eine klassische Einwanderungsregion – und alle Migranten haben etwas in die heimische Küche mitgebracht. Die Römer den Wein und manche Obst- und Gemüsesorte, die Franzosen interessante Wurstsorten wie die Andulsch, die Preußen die Kartoffel, die polnischen Zechenarbeiter brachten Salzgurken ins Ruhrgebiet, die osteuropäischen Flüchtlinge nach dem Zweiten Weltkrieg das Pilzsammeln.

Die traditionelle rheinische Küche ist zudem etwas für Überlebenskünstler: Noch bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts war Fleisch auf den Tellern Mangelware und die vielseitige Kartoffel, selbst ein Einwanderer aus Südamerika, kam als sättigende Grundlage schon zum Frühstück auf den Tisch – gekocht, gebraten und erkalte

## Erst schmökern, dann essen

### Das Lexikon zur rheinischen Küche

Wussten Sie, dass sich hinter einem Leineweber ein Kartoffelgericht verbirgt und dass ein Fisternölleken in ein Schnapsglas gehört? Das aktuell erschienene Buch des Volkskundlers Dr. Berthold Heizmann vom LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte schließt auf amüsante Art kulinarische Wissenslücken. Essen ist etwas Sinnliches und Schönes, und genau das soll das Buch auch vermitteln. „Von Apfelkraut bis Zimtschnecke“ heißt das „Das Lexikon der rheinischen Küche“. Es beleuchtet das Rheinland von Emmerich bis Trier, von Aachen nach Essen anhand von Kochtopfhalten.



als Brotaufstrich. Der Rheinländer konnte gelegentlich seine Armut mit Humor nehmen: „Watt haste heute auffe Stulle - Asberger Schinken.“ Solche Scherze machte man im Ruhrgebiet über den preiswerten Brotaufstrich Rübenkraut.

Auch die Texte im „Lexikon der rheinischen Küche“ sind mit viel Liebe für die Details der Alltagskultur geschrieben – ergänzt von den Illustrationen des Karikaturisten Thomas Plassmann. Außerdem stößt man beim Lesen immer wieder auf Gerichte oder Begriffe, die man aus der Kindheit oder aus Erzählungen der Großeltern kennt. Damit ist dieses Lexikon ein echtes Familienbuch und die Rezepte machen Lust auf das Kochen.

Berthold Heizmann:

Von Apfelkraut bis Zimtschnecke.

Das Lexikon der rheinischen Küche.

Illustriert von Thomas Plassmann.

Greven Verlag Köln 2011. 288 S., 101 Abb.,

ISBN 978-3-7743-0477-2

näherung an frühere Lebenswelten der Eifel anhand ausgewählter Fotobeispiele von der Jahrhundertwende bis zu Beginn der 1930er Jahre. Wobei Bilder aus ländlich-kleinstädtischen bzw. dörflichen Gebieten im Vordergrund stehen.

Die Fotoaufnahmen kommen aus dem Rheinischen Volkskundearchiv des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte mit seinem beachtlichen Fundus an Schrift- und Bilddokumenten. Sie stellen eine Auswahl aus dem Schaffen von Dorf- und Berufsfotografen dar („Sammlung Peter Weber“, „Sammlung Nora Pfefferkorn“ und „Sammlung Ewald Steiger“). Vornehmlich aber stammen die Bildzeugnisse aus dem Sammlungsbestand „Die Straße“, die Fotografien aus Beständen von Heimat- und Geschichtsvereinen sowie von Privatpersonen umfasst.

Fotografien können vergangene Alltagswelten und Lebensformen unserer Vorfahren dokumentieren und Vergangenheit lebendig machen. Sie können mit einem beachtlichen Grad an Detailfülle Einsichten über frühere Lebenswelten vermitteln.

## Eifel-Alltag

Das Buch enthält eine exklusive Zusammenstellung von über 160 Bildern aus der Frühzeit der Fotografie. Weit mehr als einhundert aussagekräftige Fotografien werden zum ersten Mal veröffentlicht und vermitteln auf besondere Weise die Atmosphäre des Alltagslebens in der Eifel vor vielen Jahrzehnten.

Der Bildband unternimmt eine visuelle An-

## Die Eifel in frühen Fotografien



Freilich müssen diese Zeugen der Vergangenheit „zum Sprechen“ gebracht werden. In diesem Sinne will die vorgestellte Dokumentation Anstoß und Anregung geben, historische Fotografien nicht in nostalgischer Verklärung einer ‚guten alten Zeit‘ zu betrachten, sondern als Bildbelege sozialgeschichtlicher Zusammenhänge und kulturellen Wandels zu erschließen.

Dabei steht immer der Mensch im Mittelpunkt. Mit großer Sorgfalt wurden Bilder zusammengestellt, die die Menschen auf dem Land und in den Städten zeigen – in einer Zeit, als es noch Bierkutscher gab und die Kinder im Winter auf den Straßen rodelten.

Alois Döring (Hrsg.):

Die Eifel in frühen Fotografien.

(Regionalia Verlag in Zusammenarbeit mit LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte Bonn).

Regionalia Verlag Euskirchen 2011. 144 Seiten, 160 S/W-Abbildungen. ISBN 978-3-939722-37-3

## Sprachliche Vielfalt in räumlicher Verbreitung

Das Gewinnbringende und gleichzeitig auch Problematische an der Flurnamenforschung ist die große Fülle der Belege, die – wenn sie nicht nur einzelortbezogen bleiben soll – schnell einige Hunderttausend übersteigen kann. Das *Rheinische Flurnamenarchiv*, das 1930 von Adolf Bach am Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande in Bonn gegründet wurde, hatte seine gesammelten Flurnamenbelege noch auf Karteikarten in sogenannten *Zet-*

*telkästen* archiviert. Dementsprechend lange dauerte es, bis Heinrich Dittmaier eine Auswertung dieser Belege (Heinrich Dittmaier: *Rheinische Flurnamen*, 1963) fertig stellen konnte. Nach einer langen Durststrecke, die mit dieser ‚unbequemen‘ Materialgrundlage zusammenhing, erlebte die Flurnamenforschung in den 1980er Jahren dank der Computertechnologie einen Aufschwung. Die Auswertung konnte nun digital ablaufen, benötigte nicht mehr Jahrzehnte und unzählige Mitarbeiter. Auf dieser Grundlage entstand 1987 das erste größere Projekt: der Hessische Flurnamenatlas, herausgegeben von Hans Ramge. Die Arbeitsmethode war jedoch nach wie vor klassisch: Ramge sammelte auf althergebrachte Weise mühsam die Flurnamen und übertrug sie manuell in eine Computerdatenbank.

Rund 30 Jahre später gibt es hier nun einen riesigen Schritt in die ‚moderne‘ Flurnamenforschung. Tobias Vogelfängers Arbeitsansatz in seinem Werk „Nordrheinische Flurnamen und digitale Sprachgeographie“ ist gleich auf doppelte Weise innovativ. Die erste revolutionäre Neuerung betrifft das Sammeln der Belege. Der Autor griff auf zwei umfangreiche, bereits digital vorhandene Materialquellen zurück: die Deutsche Grundkarte 1:5000 und das Automatisierte Liegenschaftsbuch. Als dritte Quelle diente eine maschinenschriftliche Flurnamensammlung von Heinrich Dittmaier, mit deren Digitalisierung Tobias Vogelfänger gleichzeitig ca. 50% der Zettel des *Rheinischen Flurnamenarchivs* nun einer computerbasierten Forschung zugänglich machte. Nach dem Zusammentragen des Materials folgte ein aufwendiges Verfahren, in dem der Autor die drei Korpora zusammenführte, von Doppelungen bereinigte und auf das Gebiet des rheinischen Teils Nordrhein-Westfalens beschränkte. Im Anschluss wurde die Endsumme von 200.110

Flurnamen automatisch lemmatisiert (d. h. einem Stichpunkt zugeordnet, etwa *Im Siepen* als Variante von *Siefen*) und einem sehr feinen Kartierungsnetz von 13.375 Belegpunkten zugeordnet, d. h. „gemessen an der Gesamtgröße des Bearbeitungsgebiet [!] bildet jeder der 13.375 Belegpunkte durchschnittlich die Flurnamen einer Fläche von 0,95 km<sup>2</sup> ab und ist damit erheblich feinmaschiger als die Belegpunktnetze des Hessischen Flurnamenatlas mit 13,63 km<sup>2</sup> und des Westfälischen Flurnamenatlas mit 13,63 km<sup>2</sup>“ (S. 127).

Die zweite Innovation der Arbeit stellen die Karten dar, die zur Darstellung der Flurnamen verwendet wurden. Neben den traditionellen Punkt-Symbol-Karten zog der Autor das Modell der sogenannte Popularitätskarten, die üblicherweise zur Darstellung von Bevölkerungsdichte verwendet werden, heran. Dargestellt wurde die Vorkommenshäufigkeit eines Flurnamens mittels einer Farbsättigungsskala, die von über- bis unterdurchschnittlich reicht. Vorzüge bieten sie vor allem in ihrer Übersichtlichkeit und Lesefreundlichkeit sowie in einem feinen Raster, das Grenzen genau darstellen kann. Der große Vorteil von Popularitätskarten gegenüber sogenannten Frequenzkarten ist die Tatsache, dass als Bezugsfläche das gesamte Bearbeitungsgebiet dienen kann und nicht nur ein Teil dessen. Mit Hilfe dieses für die Flurnamenforschung neuen Kartentyps, aber auch mit der klassischen Punkt-Symbol-Karte werden im Auswertungsteil somit ca. 35 prominente Flurnamen des nördlichen Rheinlandes kartiert, ausführlich kommentiert und anschließend in einen größeren regionalen Kontext eingebettet. Dazu gehören Flurnamen wie *Siefen*, *Bitze*, *Hostert*, *Bungert*, *Driesch* oder *Bende* und ihre Varianten.

Mit dem vorliegenden Werk wurde nicht nur eine wahre Innovation in der

Flurnamenforschung vollbracht, sondern auch ein großes digitales nordrheinisches Flurnamenarchiv geschaffen, das als Grundlage für zahlreiche weitere Forschungsansätze dienen kann.

Tobias Vogelfänger:

Nordrheinische Flurnamen und digitale Sprachgeographie. Sprachliche Vielfalt in räumlicher Verbreitung. (Rheinisches Archiv, 155)

Böhlau-Verlag Köln, Weimar, Wien 2010. 384 Seiten. ISBN: 978-3-412-20542-3

Katharina Rempel

### Von Angenendt bis Seegers/Zeegers

Zu den vielen regionalen Besonderheiten, die der Niederrhein zu bieten hat, gehören nicht an letzter Stelle seine eigentümlichen Familiennamen, durch die sich das Gebiet zwischen Kleve und Neuss vom Rest der Republik abhebt. Es sind Namen wie *Mülders*, *Kösters*, *Hendricks*, *Seegers*, *Angenendt*, und nicht zu vergessen: *Janßen*. Jetzt ist erstmals ein Buch zur Namenwelt dieses Raumes erschienen. „Familiennamen an Niederrhein und Maas. Von Angenendt bis Seegers/Zeegers“ geht auf eine große Tagung zu diesem Thema zurück, die 1997 in Geldern stattgefunden hat, gemeinsam ausgerichtet von der Niederrhein-Akademie, dem Historischen Verein für Geldern und Umgegend und der ILR-Sprachabteilung.

In den sieben Aufsätzen werden – wissenschaftlich fundiert und in allgemein verständlicher Sprache – ganz verschiedene Aspekte des Themas Familiennamen behandelt. Zu Beginn stellt Ann Marynissen den

Ursprung und die Bildungsweise der Familiennamen vor. Der nächste Beitrag, verfasst von Rita Heuser und Damaris Nübling, ist den besonderen, außerhalb des Niederrheins in Deutschland kaum vorkommenden Namen wie *Angenendt* oder *Verheyen* gewidmet. Danach geht es um die alte grenzübergreifende Namenverwandtschaft im Gebiet zwischen Arnheim und Krefeld (Georg Cornelissen). Auch – das wird die Familienforscher besonders interessieren – der Zusammenhang von Familiennamen und Genealogie wird thematisiert, Autor dieses Beitrages ist Elmar Neuß. Heinz Eickmans zeigt, wie Schriftsteller regionaltypische Namen in Niederrhein-Romanen einsetzen, um bestimmte Wirkungen zu erzielen. Schließlich werden in zwei Beiträgen Projekte zur Familiennamengeographie im Internet vorgestellt (Robert Damme; Hans Taubken).

Die Familiennamen, ihre Herkunft und Bedeutung erfreuen sich eines überaus großen Interesses. Wer dem zustimmt und vom Niederrhein stammt, wird an den sieben Aufsätzen in diesem Buch und an seinen 64 farbigen Namenkarten seine Freude haben.

Georg Cornelissen/Heinz Eickmans (Hg.): Familiennamen an Niederrhein und Maas. Von Angenendt bis Seegers/Zeegers. (Schriftenreihe der Niederrhein-Akademie/Academie Nederrijn, 9). Verlag Peter Pomp, Bottrop 2010; 155 Seiten, zahlr. Karten und Abbildungen ISBN-13: 978-3-89355-263-4.

## WALD: Band 9

Im Jahr 1984 erschien der erste Band des Wörterbuchs „Woordenboek van de Achterhoekse en Liemerse Dialecten“ (WALD). 2010 konnte das Staring Instituut in Doetinchem, das dieses Regionalwörterbuch herausbringt, die Veröffentlichung des inzwischen neunten Bandes feiern. Autor aller bislang erschienenen Teile ist A. H. G. (Lex) Schaars.

Liemers und Achterhoek sind zwei Gebiete innerhalb der niederländischen Provinz Gelderland, die dem Norden des Niederrheins unmittelbar benachbart sind. Wer im Raum Geldern-Kleve-Emmerich wohnt, wird deshalb mit viel Nutzen – und mit vielen Momenten der Überraschung – die Bände des WALD studieren.

Das WALD ist ein systematisch aufgebautes Wörterbuch, keine alphabetische Wortsammlung. Thema des Bandes 1 war seinerzeit das Haus („’t Huus“, sprich: *et Hüss*). Der jüngste Band setzt das Thema „De mens en zien näösten“ (also: „Der Mensch und seine Nächsten“) fort, dessen erster Teil im Jahr zuvor als Band 8 erschienen ist. Die Kapitel drehen sich nun um „Feste, Traditionen und Folklore“, „Kunst und Kultur“, „Schule“, „Glaube“, „Spiele“ und „Sport“. Damit handelt es sich um einen Band, der auch für volkscundlich und ethnologisch Interessierte viel Lesestoff bietet – auch an der deutschen Seite der Staatsgrenze. Das Werk enthält schließlich noch zahlreiche Verbreitungskarten und Illustrationen.

Zwei niederländische Regionalwörterbücher schließen sich im Westen bzw. im Norden an das Gebiet des Rheinlandes an. Im Westen handelt es sich um das „Woordenboek van de Limburgse Dialecten“ (WLD), das seit 2008 abgeschlossen ist. Aus rheinländischer Sicht zu hoffen und

den Kollegen in Doetinchem zu wünschen ist, dass die Arbeit am WALD in der derzeit beobachtbaren Schlagzahl fortgesetzt werden kann.

A. H. G. Schaars:

Woordenboek van de Achterhoekse en Liemerse Dialecten. WALD. De mens en zien năosten – B.

Stichting Staring Instituut / Mr. H. J. Steenbergstichting Doetinchem 2010.

VIII + 280 Seiten, zahlreiche Karten und Illustrationen

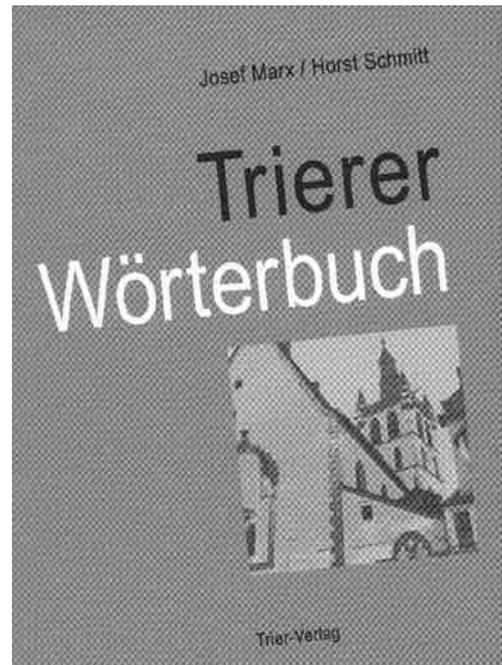
ISBN 978-90-73667-91-4

### **Kulturhistorische Rettungsaktion Mundart in Trier**

Es ist sicher kein Zufall, dass innerhalb kurzer Zeit gleich zwei Dialektwörterbücher im Gebiet der Obermosel erschienen sind. Das Buch „Dusemder Platt/Fölzer Platt“, das die Mundart von Brauneberg, einem kleinen aber berühmten Weinort an der Mosel dokumentiert,<sup>1</sup> und das umfangreiche „Trierer Wörterbuch“ sind vielmehr ein Indiz dafür, dass sich die Alltagssprache im Kernland des Moselfränkischen im Wandel befindet. Denn Mundartwörterbücher sind für die Sprache eines Ortes das, was die örtliche Denkmalpflege für die materiellen Überreste vergangener Epochen ist: ein Mittel, um etwas, das als bedroht wahrgenommen wird, zu beschützen oder zu erhalten.

Lange Zeit galt das südliche Rheinland als ein Gebiet, in dem die Dialekte noch – anders als z.B. am Niederrhein oder im Bergischen Land – zur alltäglichen Kommunikation in der Familie oder auf der Stra-

ße gehörten. Aber schon ein kurzer Gang durch die alte Kaiserstadt Trier entlarvt die graue Theorie. Beim Einkaufen auf dem Viehmarkt, in Triers alter Löwen-Apotheke, beim *Viez* im *Aom Ecken* oder beim Wein im Zurlauben-Viertel, kaum irgendwo hört man noch den alten trierischen Dialekt, auch hier wird eine mehr oder weniger mundartlich geprägte Umgangssprache gesprochen. Nun kann ein Wörterbuch zwar keinen Dialekt „beschützen“, aber es kann seinen Ist-Zustand beschreiben, bevor der rapide Sprachwandel noch mehr der typischen sprachlichen Merkmale tilgt. Und deshalb gilt auch für das „Trierer Wörterbuch“ von Josef Marx und Horst Schmitt, was für alle Dialektwörterbücher gilt: Es dokumentiert eine Sprache, die so in zehn oder zwanzig Jahren schon nicht mehr zu hören sein wird. Und genau deshalb sind Dialektwörterbücher von unschätzbarem Wert. Sie sind genau so wichtige kulturhi-



storische Rettungsaktionen wie archäologische Grabungen, Archive oder Museen.

Insbesondere dann, wenn sie so umfangreich und sorgfältig erarbeitet sind wie das neue Trierer Wörterbuch. Es genügt in allen Belangen den wissenschaftlichen Ansprüchen in Bezug auf grammatische Angaben in jedem Wortartikel (z.B. Informationen über das Wortgeschlecht, Pluralformen und Zeitformen des Verbs), es verzeichnet Mehrfachbedeutungen, gibt Verwendungshinweise und enthält erfreulich viele Anwendungsbeispiele, die aus dem Wörterbuch ein lebendiges Lesebuch machen. Die Wortartikel haben sich im Vergleich mit dem alten Wörterbuch von Peter Christa<sup>2</sup> mehr als verdoppelt, obwohl auch hier auf Wörter, die nur geringe lautliche Abweichungen zum Standarddeutschen aufweisen, konsequent verzichtet wurde. Und es gibt, im Gegensatz zu seinem Vorläufer, ein sehr ausführliches Register, das bei Recherchen sehr hilfreich ist. Es erlaubt auch die Suche nach Wortfamilien oder Varianten. So kann man sich im Trierer Platt gleich dreifach einschmeicheln (*aonmaaren*, *kalfaggdern*, *kaschelören*) oder necken (*äksdören*, *uzen/veruzen*, *zäggen/zäägen*) oder vielfach ohrfeigen (*baddschen*, *dachdeln*, *flabben flaadschen/fladdschen*, *karwaadschen*, *kliddsch-kladdsch latzen*, *schlaudern*, *schmeeren*, *wöschchen*, *waddschen*, *zingken*), mit fünfzehn verschiedenen Bezeichnungen als Pedanten beschimpfen (darunter *Figgebiebes*, *Gröffelspötzer*, *Lönsespaaler*, *Pönnekagger* oder *Tuudeschösser*) oder sich mit jeweils über hundert Schimpfwörtern über Männer oder Frauen auslassen. Eine ausführliche Grammatik über vierzig Seiten und ein Verzeichnis der mundartlichen Vornamenformen schließen das Buch ab.

Ein besonderer Hinweis gilt der beigelegten CompactDisc, die Prosatexte und einige Gedichte in Trierer Platt ent-

hält. Sie werden von verschiedenen Trierer Mundartsprecherinnen und Mundartsprechern gelesen oder frei vorgetragen und vermitteln besser als jede Lautschrift einen Eindruck vom Klang der Sprache – auch dann noch, wenn in zwanzig Jahren vielleicht noch weniger Mundart auf den Straßen oder in den Weinhäusern der Stadt zu hören sein wird.

1 Paul Mentges: Dusemder Platt/Fölzer Platt. Moselfränkisch am Beispiel der Brauneberger Mundart, Föhren 2010.

2 Peter Christa: Wörterbuch der Trierer Mundart. Wiesbaden 1927.

Josef Marx/Horst Schmitt:  
Trierer Wörterbuch.

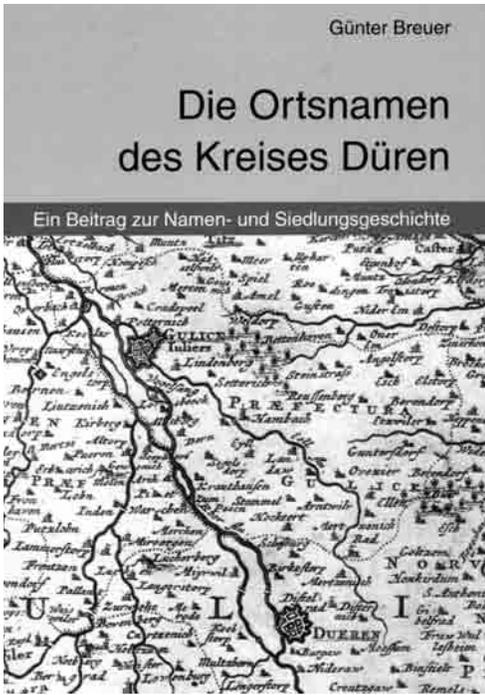
Trier-Verlag Franz-Josef Weyand, Butzweiler 2011. 575 Seiten. Mit CD "Trierer Sprachheit".

ISBN 978-3-9810587-6-5

## So viele Namen...

### Die Ortsnamen des Kreises Düren

Damit war eigentlich nicht mehr zu rechnen. Große ortsnamenkundliche Bestandsaufnahmen sind schon seit vielen Jahren im Rheinland nicht mehr erschienen, kaum ein Wissenschaftler wollte oder konnte sich der mühsamen und zeitaufwendigen Arbeit an einem solchen Werk widmen. Um so erstaunlicher ist es, dass Günter Breuer, Bibliothekar an der RTHW Aachen, nun schon nach den „Siedlungsnamen der Stadt Herzogenrath“ und den „Siedlungsnamen der Stadt Aachen“ seine dritte umfangreiche namenkundliche Arbeit vorlegt. Und die hat es wahrlich in sich.



Auf 656 Seiten werden alle 372 Siedlungsnamen des heutigen Kreises Düren, die jeweils nach den fünfzehn Städten und Gemeinden im Kreisgebiet geordnet sind, ausführlich vorgestellt. Darunter sind auch 57 Namen von wüst gefallenen Siedlungen und einige wichtige Höfe- und Gutsnamen. Damit dürfte der Kreis Düren die mit Abstand besterschlossene Ortsnamenregion im Rheinland sein.

Das Buch ist wie ein klassisches Nachschlagewerk angelegt. Die einzelnen Namenartikel beginnen jeweils mit einem umfangreichen Belegblock, der, nach originalen und kopialen Formen differenzierend, alle für eine sprachwissenschaftliche Analyse wichtigen Nennungen dokumentiert. Darauf folgt die durch Befragungen mehrfach abgesicherte Angabe der mundartlichen Lautung des jeweiligen Ortsnamen (so ist z.B. schön zu sehen, dass beim ON *Mariaweiler* die dialektale Form *Melviele* noch

verblüffend stark an die Altbelege erinnert). Im nächsten Block referiert Breuer die relevante namenkundliche Literatur und gibt so einen interessanten und manchmal auch amüsanten Einblick in die regionale Forschungsgeschichte, wenn z.B. in vielen Deutungen die Keltomanie vergangener Zeiten oder gar volksetymologische Ansätze aufscheinen.

Der eigentliche Kern eines jeden Wortartikels ist schließlich der letzte Block, in dem Breuer seine eigenen Schlüsse aus den vorweg präsentierten Quellen und Deutungen zieht. Dazu skizziert er auch knapp die Geschichte des jeweiligen Ortes, ganz nebenbei ein sehr erfreulicher „Mehrwert“ für die an der Landeskunde interessierten Leserinnen und Leser. Hervorzuheben ist, dass Breuer grundsätzlich sehr vorsichtig formuliert, unsichere Deutungen auch so benennt und allzu phantasievollen Etymologien eine deutliche Absage erteilt. Das trifft vor allem die für die Region typischen auf *-ich* auslautenden Namen, die von der älteren Namenkunde geradezu reflexartig als *-acum*-Namen gedeutet wurden. So werden die Orte *Setterich* (nicht als *\*Sertiniacum*, sondern als *\*State-rich* (Hochufer) gedeutet), *Merberich*, *Morschenich*, *Vilvenich* und *Kötterich* ihrer gallo-romanischen Vergangenheit beraubt, bei *Gürzenich* und *Pommerich* ist sie auf jeden Fall zweifelhaft. Auch zwei andere Lieblingskinder der rheinischen Landeskunde kommen nicht ungeschoren davon, die zu Recht berühmten römischen Matronennamen und die Ableitungen aus keltischen Muttergottheiten; U.a. trifft es den ON *Hambach*, der oft aus dem keltischen Göttinnennamen HAMAV-EHAE erklärt wurde, und den ON *Ellen*, der auf die Matrone HELLIVESA zurückgeführt wurde.

Hier wird deutlich, welch interessante und bedeutsame Ortsnamenland-

schaft in dem imposanten Band beackert wird. Das belegen die großen namenkundlichen Debatten der Vergangenheit um die prominenten ON *Düren* (hier wird noch einmal ausführlich die *Marcodurum*-Problematik vorgestellt) oder *Jülich*, die Breuer ausführlich referiert und so namenkundlichen Laienforschern und -forscherinnen eine eindrucksvolle Lektion in Geschichte und Methodik der rheinischen Ortsnamenforschung bietet. Aber auch andere Grundsatzdebatten der Vergangenheit, wie z.B. die um die *-lar*-Namen (hier bei *Boslar*) oder *-apa*-Namen (hier überraschenderweise beim ON *Serrest*), kommen zu ihrem Recht, so dass der Band durchaus als – wenn auch nicht immer leicht zu lesende – Einführung in die Ortsnamenkunde zu nutzen ist. Da Breuer in bester namenkundlicher Tradition unzählige Parallel- und Vergleichsformen heranzieht, ist sein neues Buch nichts weniger als ein rheinisches Namenlexikon, wie schon ein kurzer Blick in das umfangreiche Register beweist.

Auch wenn schließlich nicht alle ortsnamenkundlichen Probleme im Kreis Düren gelöst werden, ist dieser umfangreiche Band ein Glücksfall für die rheinische Landes- und Namenkunde und kann nur allen an diesem Gegenstand Interessierten eindrücklich ans Herz gelegt werden. Es ist mehr als unwahrscheinlich, dass in naher Zukunft noch einmal ein solches Werk erarbeitet wird.

Günter Breuer:

Die Ortsnamen des Kreises Düren.

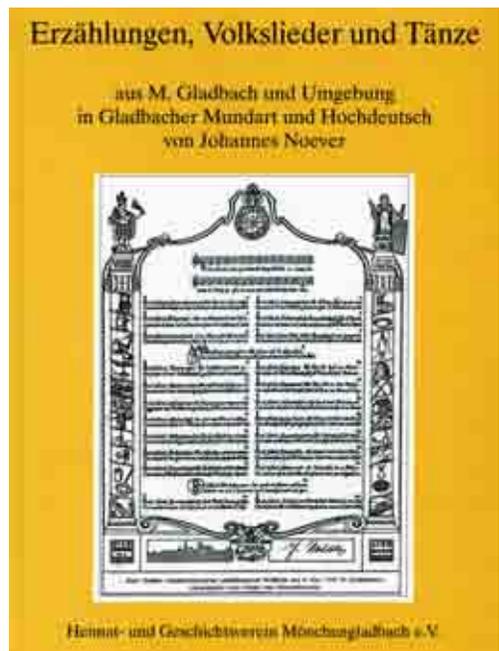
Ein Beitrag zur Namen- und Siedlungsgeschichte.

Shaker Verlag, Aachen 2009. 624 Seiten.  
ISBN978-3-8322-8475-6

## Keine Lachpillen!

### Erzählungen, Volkslieder und Tänze aus Mönchengladbach

Die Werkausgabe ist komplett. Die „Erzählungen, Volkslieder und Tänze aus Mönchengladbach“ sind nach dem „Mönchengladbacher Mundartwörterbuch“ und der Aufsatzsammlung „Früheres Alltagsleben“ nun der dritte Band mit Werken des Dialektforschers und Volkskundlers Johannes Noever. Man kann hier getrost von einer kleinen Sensation sprechen, denn dass ein regionaler Laienforscher, Johannes Noever war wie so viele Heimatkundler seiner Zeit von Beruf Lehrer, fünfzig Jahre nach dem Tod mit einer dreibändigen Ausgabe seiner Arbeiten zur Alltagskultur geehrt wird, kommt wahrlich nicht oft vor, geschieht aber völlig zurecht.



Wie schon in den beiden vorangegangenen Bänden verblüffen auch hier wieder die modern anmutenden Methoden, mit denen Johannes Noever bei der Dokumentation der vielen hier versammelten Mundarterzählungen und Volksliedern gearbeitet hat. Er hat sie in einem hier wieder abgedruckten Vortrag einmal so zusammengefasst:

- Volkstümliche Überlieferungen sollen in der Sprache aufgeschrieben werden, in der sie erzählt werden.

- Volkserzählungen sollen möglichst unverfälscht dokumentiert und nicht sprachlich verändert werden.

- Ein Erzählforscher soll sich um authentische Inhalte bemühen und Anekdoten, Krätzkes und Lachpillen ignorieren.

Johannes Noever hat sich auf seinen Feldforschungsreisen immer streng an diese Regeln gehalten. Deshalb sind die hier dokumentierten Schilderungen auch mit einem einzigen Wort zu beschreiben: Sie sind sowohl in Bezug auf den Inhalt als auch die Sprache absolut authentisch – O-Ton der Fünfziger Jahre sozusagen. Dennoch, oder vielleicht gerade deshalb sind die hier abgedruckten Mundarterzählungen ein echtes Lesevergnügen. Denn auch an die heutige, zunehmend dialektlose Zeit hat Johannes Noever gedacht, als er allen Texten Wort- und Sacherklärungen beigab, die so ausführlich sind, dass jede Schilderung zu einer kleinen volkswissenschaftlichen und lokalhistorischen Abhandlung gerät. Wie Johannes Noever so z.B. aus der Erzählung „Zinter Kloos“ eine mit großem Spaß zu lesende Geschichte und gleichzeitig eine exakte Dokumentation des Nikolaus-Brauchs macht, ist kaum zu übertreffen. Andere Texte behandeln den Aberglauben, die Erlebnisse eines wandernden Schumachergezellens (mit rotwelschem Glossar der Kundensprache), Kinderspiele oder das Dorfleben.

Den Band beschließt eine Sammlung von plattdeutschen Liedern, die ebenfalls ausführlich kommentiert werden. So geraten die Erläuterungen zum Lied „Et Johr“ zu einer sechzehnseitigen Tour den Force durch das ländliche Brauchleben im Jahreslauf, die manch gelehrte Abhandlung ersetzen kann. Besser kann man Mundart, Volkserzählung, Volkslieder und Alltagskultur kaum dokumentieren.

Johannes Noever:

Erzählungen, Volkslieder und Tänze aus M.Gladbach und Umgebung in Gladbacher Mundart und Hochdeutsch.

Bearb. von Kurt P. Gietzen.

Hrsg. vom Heimat- und Geschichtsverein Mönchengladbach e.V. (Unsere Heimat Mönchengladbach in Wort und Bild, XV).

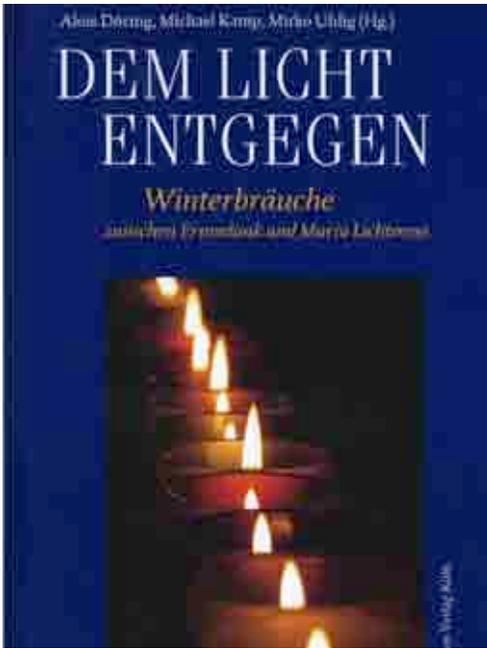
Mönchengladbach 2010. 208 Seiten.

## Dem Licht entgegen

### Winterbräuchen auf der Spur

Die Lichtsymbolik prägte und prägt die Liturgie im kirchlichen Jahresfestkreis sowie die populäre Frömmigkeitspraxis und den profanen Lichtebrauch. Dies gilt gerade für die Wintermonate mit den Kürbisleuchten an Halloween und den Grablichtern an Allerheiligen und Allerseelen, den Laternen an Sankt Martin, den Kerzen des Adventskranzes oder den vorweihnachtlichen öffentlichen Lichtebräuchen, dem Licht tragenden Weihnachtsbaum oder den Feuerwerken an Silvester bis hin zu den gesegneten Kerzen an Lichtmess. Letztlich ist Licht das zentrale Symbol des Weihnachtsfestes.

„Dem Licht entgegen“ lautet der Titel einer Sammlung wissenschaftlicher Aufsätze zu Bräuchen der dunklen Jahres-



zeit. Das Augenmerk richtet sich darauf, die Komplexität des Sujets und dessen Vielschichtigkeit aus unterschiedlichen Blickwinkeln darzustellen. So beschäftigen sich die Aufsätze mit Bräuchen und Festen, die religiös oder sozial fest in unserer Gesellschaft verankert sind: Advent und Weihnachten werden genauso besprochen wie Erntedank oder das Dreikönigssingen.

Die verschiedenen Bräuche beziehungsweise Brauchtermine werden nicht nur volkscundlich / kulturanthropologisch, das heißt im historischen Kontext erfasst und ihre Gegenwartsfunktionen gedeutet, sondern auch theologisch beleuchtet, da religiöse Symbole, Zeichen und Handlungsmuster die Bräuche des Winterhalbjahres mitprägen. Aber auch die Mythen, die sich um spezielle Termine wie Halloween ranken und auch immer noch gerne medial verbreitet werden, werden in das kulturwissenschaftlich und historisch rechte Licht gerückt.

Zu den Aufgaben der beiden beteiligten LVR-Institutionen gehört es, wissenschaftliche Erkenntnisse einer breiten Öffentlichkeit näher zu bringen. Mit einem an Alltagsrealitäten orientierten Ansatz geht es in dem vorliegenden Buch weniger um theologische Dogmen, sondern eher darum, darzulegen, wie Menschen ihren Alltag mit und in Bräuchen erleben, strukturieren und bewältigen.

Alois Döring, Michael Kamp,  
Mirko Uhlig (Hg.):

„Dem Licht entgegen“

Winterbräuche zwischen Erntedank und Mariä Lichtmess

Eine Veröffentlichung des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte und des LVR-Freilichtmuseums Lindlar im Auftrag des Vereins der Freunde und Förderer des Bergischen Freilichtmuseums Lindlar e. V.

Greven Verlag Köln, 2010. 216 Seiten, 18 s/w-Abbildungen. ISBN 978-3-7743-0472-7.

## FußballVereinsFamilie Rot-Weiß Oberhausen

„Wer ist die Macht vom Niederrhein und vom Ruhrpott sowieso?“, fragt die Punkband *Emscherkurve 77* in einem ihrer populärsten Songs. Die Antwort, seit über zehn Jahren mitgesungen, mitgeschrien und mitgegrölt von Hunderten im Stadion Niederrhein, ist so einfach wie einleuchtend: „R-W-O!“

Der offiziell als *SC Rot-Weiß Oberhausen-Rhld.* 1904 e. V. eingetragene Fußballverein hat in diesen Tagen rund 1400



*RWO-Fanshop.*

Mitglieder, eine Mannschaft in Deutschlands Dritter Liga – und das gewisse Etwas, das ihn ‚anders‘, ja besonders erscheinen lässt. RWO ist der kleinste unter all den Traditionsclubs an Rhein, Ruhr und Emscher und auch der erfolgloseste im Vergleich zur Konkurrenz aus Dortmund, Schalke, Essen, Bochum, Duisburg, Düsseldorf, Mönchengladbach. RWO hatte in der vergangenen Spielzeit – der vorerst letzten Saison im ‚echten‘ Profifußball – bei weniger als neun Millionen Euro erneut den niedrigsten Etat aller 18 Zweitligisten und, vom Stadion übers Sponsoring bis hin zum Spieler- und Vereinspersonal, eine dem heutigen Fußballgeschäft kaum entsprechende Infrastruktur. „Wir haben alles außer Kohle“, kommentiert RWO seine Finanzlage trotzig-selbstironisch im Ruhrgebietsvokabular.

Der Sammelband rund um den SC Rot-Weiß Oberhausen, im Auftrag

der ILR-Volkskunde herausgegeben, fragt in seinen Beiträgen: Wofür steht RWO über den Fußball hinaus? Denn auch RWO hat Kultur und ist Kultur, symbolisiert und repräsentiert mehr als nur das Spiel als solches. Was bedeutet Fußball bei RWO für eine Stadt wie Oberhausen – nicht zuletzt im Vergleich mit Essen und Duisburg? Wie verhält es sich mit dem Traditionsbewusstsein bei RWO? Existiert eine besondere RWO-Mentalität – was ist typisch für den Verein und die Menschen in seinem Umfeld?

Diese teils (populär-)wissenschaftlich, teils journalistisch gestellten Fragen werden eingebettet in Grundsätzliches zum alltagskulturellen Stellenwert des Fußballs im Ruhrgebiet, dem sich Dominik Drutschmann widmet, sowie zur Duisburger Sicht der Oberhausener Dinge, wobei Klaus Hansen als Fan des RWO-Nachbarn und -Rivalen MSV ein nicht immer bier-



*RWO-Stadion.*

ernst gemeintes „verbales Lokalderby mit einseitigem Ausgang“ führt.

Peter Seiwert blickt zurück auf die über 106-jährige Historie des SC Rot-Weiß Oberhausen: Von jungen Ballsportbegeisterten im Dezember 1904 als Oberhausener Spielverein gegründet, war man seit Juni 1933 schließlich der RWO mit roter Hose, weißem Hemd und grünem Kleeblatt auf der Brust. Niederrheinmeister 1946 und 1947, Westdeutscher Pokalsieger 1950, vor allem aber Fußball-Bundesligist von 1969 bis 1973 – in eine gesellschaftlich bewegte Zeit fielen auch die ereignisreichsten Jahre von RWO.

Paul Hüsing setzt sich mit den Imagekampagnen des Vereins auseinander und konzentriert sich hier auf die 2007 begonnene, unter dem Motto „Klassenkampf“ zuletzt zum vierten Mal gefahrene RWO-„Malocherschicht“. Beiträge von Sebastian Scharte und Thorsten Schaar komplettieren den Sammelband rund um die „schönste Nebensache der Welt“ auch, nein, gerade an Rhein, Ruhr und Emscher.

Sebastian Scharte (Hg.)

„Wer ist die Macht vom Niederrhein und vom Ruhrpott sowieso?“

Rot-Weiß Oberhausen: Fußballvereinsfamilie

Klartext Verlag, Essen 2011.

Ca. 120 Seiten mit Abbildungen.

ISBN 978-3-8375-0511-5

## Kulturelles Erbe

Oberes Mittelrheintal, Kölner Dom, Zeche Zollverein in Essen – nur drei der Welt-erbestätten unserer Region und zugleich Deutschlands. Doch über beeindruckende Kulturlandschaften, Kirchen- und

Industriebauwerke hinaus setzt sich die UNESCO auch für das immaterielle kulturelle Erbe der Menschheit ein, was schließlich die „Convention for the Safeguarding of the Intangible Cultural Heritage“ von 2006 verdeutlicht. Laut dem Übereinkommen zur Bewahrung des immateriellen Kulturerbes zählen hierzu „Praktiken, Darbietungen, Ausdrucksformen, Kenntnisse und Fähigkeiten – sowie die damit verbundenen Instrumente, Objekte, Artefakte und Kulturräume –, die Gemeinschaften, Gruppen und gegebenenfalls Individuen als Bestandteil ihres Kulturerbes ansehen.“

Ein Blick über die Grenze zu unseren belgischen Nachbarn genügt – sowohl in Flandern als auch der Wallonie befindet sich dieses immaterielle Kulturerbe „im Fokus gesellschaftlicher, wissenschaftlicher und politischer Interessen“, so Markus Tauschek, Juniorprofessor für Europäische Ethnologie/Volkskunde an der Universität Kiel:

„Den konfliktreichen Prozessen, in denen sich kulturelles Erbe konstituiert, spürt die Studie nach, indem sie am Beispiel der Welterbwerbung des Karnevals von Binche die Etappen und kulturellen Praxen der Inwertsetzung eines Brauches rekonstruiert.“ Dies gelingt Tauschek sehr überzeugend und er zeigt zudem auf, was „Traditionskultur in der späten Moderne“ bedeutet.

Markus Tauschek:

Wertschöpfung aus Tradition

Der Karneval von Binche und die Konstituierung kulturellen Erbes.

LIT Verlag Berlin/Münster 2010.

352 Seiten. ISBN 978-3-643-10266-9

## Hinterlassenschaften

### Was von Menschen und Zeiten bleibt

Natürlich ist ein Museum grundsätzlich ein Haus der Hinterlassenschaften. Warum dann eine besondere Ausstellung mit diesem Namen? Gerade weil dieses Thema eigentlich eine unübersichtliche Fülle bietet, ergibt sich die Chance, in einer eigenen Ausstellung, die eine klare Begrenzung und Auswahl bietet, den Besucher sacht an die Hand zu nehmen und sein Bewusstsein zu schärfen. So wird folgender Aspekt wesentlicher Impuls sein: Was bleibt von einem Menschenleben? Bleibt dauerhaft etwas von meinem Leben?

Hinterlassenschaften ... Das Wort transportiert viele Inhalte - unser ganzes Leben ist eingebettet in die Hinterlassenschaften von Menschen und Zeiten. Jedem fällt vielleicht spontan etwas anderes ein: die Hinterlassenschaften des Krieges, die noch viele Generationen beschäftigen werden; die Hinterlassenschaften militärischer Präsenz nach dem Krieg - sehr intensiv im Hunsrück noch spürbar; und was die ältere Generation der jüngeren hinterlassen hat, war in früheren Epochen von existentieller Bedeutung, heute stellt sich die Situation deutlich anders dar.

Hinterlassenschaft bedeutet auch Leben in einer Tradition: in einer großen, vom Christentum geprägten europäischen Kultur - aber auch in der kleineren einer Familie, eines Dorfes, einer Region. Versuche, mit der Vergangenheit, mit der Tradition, mit der Hinterlassenschaft des persönlichen Lebensraumes zu brechen, hat es immer gegeben. Erfolgreich war es nicht unbedingt.

Die Sonderausstellung des Hunsrücker Holz museums versucht auf drei Erkenntnis-Ebenen und in zwölf Einzelobjekten dem Besucher denkwürdige Begegnungen zu vermitteln: Wir zeigen Lebensspu-



ren, erzählen Lebensgeschichten, vermitteln Einsichten in Orte und Traditionen und verhelfen zur Wertschätzung des Ererbten.

Die Ausstellung bietet auch die Möglichkeit sich zu beteiligen. Was hat Ihrer Meinung nach so viel Bedeutung, dass es weitergegeben und für die Zukunft bewahrt werden sollte? Wenn Sie eine Idee haben, können sie ein Exponat für eine begrenzte Zeit zur Verfügung stellen. Wir freuen uns über eine rege Beteiligung.

An der Kasse des Museums finden Sie Schriftreihen und Informationsmaterial zur Sonderausstellung. Hier erfahren sie mehr über die Geschichte der jeweiligen Ausstellungsstücke und über die Menschen, die sie hinterlassen haben. Außerdem sollen sie dazu anregen, über eigene Hinterlassenschaften nachzudenken.

Dauer: 14. Mai 2011 bis 29. April 2012  
 Hunsrücker Holzmuseum  
 Ortsbezirk Weiperath, Nr. 79  
 54497 Morbach  
 Telefon 0 65 33 959750  
 Telefax 065 33 959751  
 www.hunsruecker-holzmuseum.de

#### Öffnungszeiten:

Sommerhalbjahr (3. April bis 31. Oktober)  
 Dienstags bis samstags von 14.00 bis 17.00  
 Uhr, an Sonn- und Feiertagen von 10.30 bis  
 17.00 Uhr. Montags geschlossen.

## Wasserwege

Rund ums Wasser dreht es sich ab diesem Frühjahr im LVR-Freilichtmuseum Lindlar. Mit der Eröffnung der „Wasserwege“ entsteht ein wasserkundlicher Pfad durch das Museumsgelände, der 15 Stationen umfasst.

Im Mittelpunkt stehen die kulturhistorischen und ökologischen Aspekte der Nutzung von Wasser im Bergischen Land in den vergangenen 150 Jahren.

In der Dauerausstellung „Wasser im ländlichen Haushalt“ wird gezeigt, wie der Alltag vor 100 Jahren ohne fließendes Wasser aussah und wie es in diesen Zeiten um die Körperhygiene bestellt war. In Ergänzung dazu beleuchten zahlreiche Stationen im Außengelände das Thema Wasser aus unterschiedlichen Blickwinkeln und zeigen in überraschender Vielfalt, dass Wasser ein Thema ist, das alle Menschen betrifft. Von der Natur des Wassers selbst und seiner Bedeutung für das Leben auf der Erde, bis zur nachhaltigen Nutzung - Der Rundgang verspricht eine Entdeckungsreise durch die Geheimnisse des nassen Elementes.

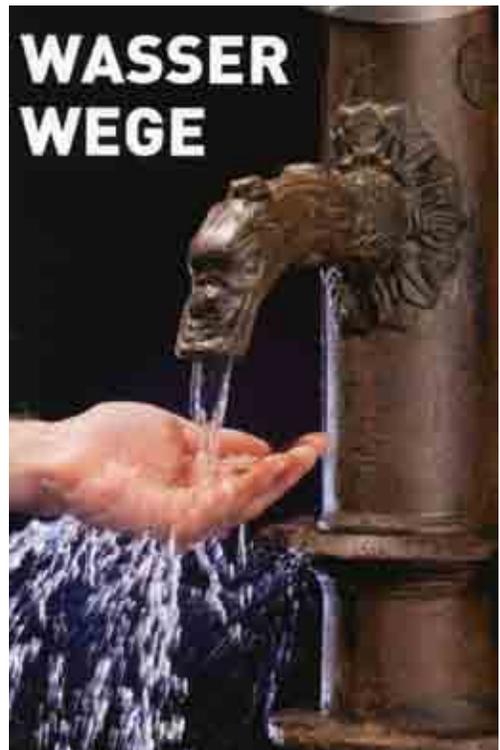
Der Rundgang ist in einem gemeinsamen Projekt mit der Philipps-Uni-

versität Marburg, Fachbereich Europäische Ethnologie / Kulturwissenschaft, konzipiert worden. Begleitend zu den „Wasserwegen“ ist speziell für Familien, Kinder und Schulklassen das Themenheft „Dem Wasser auf der Spur“ entwickelt worden.

LVR-Freilichtmuseum Lindlar  
 Schloss Heiligenhoven  
 51789 Lindlar  
 Telefon: 02266 9010 - 0  
 Fax: 02266 9010 - 200  
 E-Mail: freilichtmuseum-lindlar@lvr.de

#### Öffnungszeiten:

Dienstag bis Sonntag 10-18 Uhr (1. März bis 31. Oktober)  
 Dienstag bis Sonntag 10-16 Uhr (1. November - 28. Februar)  
 Geschlossen: 1. Weihnachtstag (25.12.), Neujahr (1.1.).



## Schöne kleine Welt

### Traumstuben im Kinderzimmer

Mit dem Erwerb der Puppenstubensammlung Maria Junghanns im Jahr 1971 wurde der Grundstein für eine der heute europaweit größten Sammlungen dieser Art gelegt.

Im Jubiläumsjahr zeigt das LVR-Freilichtmuseum Kommern Puppenhäuser, -stuben und -küchen aus seinem umfangreichen Spielzeugfundus. Bei Sammlerinnen und Sammlern, aber natürlich auch bei Kindern erfreuen sich die „Traumstuben“ im Miniaturformat großer Beliebtheit. Vielzahl und Detailreichtum der kleinen kostbaren Möbel, Einrichtungsstücke und Nachbildungen aus der Erwachsenenwelt faszinieren seit je her Jung und Alt. Die historischen Stuben zeigen Wohnstile und Lebensverhältnisse einer vergangenen Zeit.



Allerdings spiegeln sie überwiegend die Welt des Bürgertums und des Adels wider. Für Kinder aus ärmeren Schichten blieb die Puppenstube ein unerreichbarer Traum. Die Interieurs waren jedoch nicht nur als Spielzeug gedacht. Gerade junge Mädchen aus vermögendem Hause sollten die Tätigkeiten der Hausfrau einüben. Denn die Puppenküchen bieten eine Vielzahl von Möglichkeiten, „Haushaltsführung“ zu lernen: Viele Geräte in den Küchen sind funktionstüchtig oder können zumindest bewegt werden, wie z.B. Herde, Kochgeschirr, Kaffeemühlen, Bügel- oder Schneidebretter. An vielen kleinen Details vor allem in den Puppenküchen lässt sich der technische Wandel im Haushalt zeigen: Die Entwicklung der Herdstellen vom offenen Feuer bis zum Elektroherd, die Einführung von Wasseranschlüssen in der Küche oder der Gebrauch von modernen Geräten wird an den Küchen aus den Zeiten von 1850 bis in die 1950er Jahre sichtbar. Backformen, Töpfe, Krüge, Schüsseln und Teller sind den realen Vorbildern mit viel Liebe zum Detail nachgebildet.

In den Wohnzimmern der Puppenstuben spiegeln sich verschiedene Einrichtungsstile – vom behaglichen Biedermeier, der prunkvollen Gründerzeit, dem extravaganten Jugendstil bis zur Neuen Sachlichkeit der 20er Jahre und der nüchternen Nachkriegszeit. Wie bei den Küchen zeigt sich der Wandel nicht nur durch die Möblierungen sondern auch anhand technischer Errungenschaften. So entdeckt man in den Puppenstuben um 1910 Telefonapparate, später dann Fernseher und Rundfunkgeräte. Doch nicht nur das Privathaus allein repräsentiert die „Schöne kleine Welt“: Weitere Exponate der Sammlung wie Ställe, Kaufläden, Textilhandlungen – mit vielfältigen Warensortimenten – oder auch ein Hut-salon eröffneten den Kindern die Welt der Erwachsenen. Selbst die geistlichen Berufe

wurden, z.B. mit einer Nonnenzelle und einem Kinderaltar, ins Spiel einbezogen.

Mit der Ausstellung, die bis zum 2. Januar 2012 zu sehen ist, kommt das LVR-Freilichtmuseum dem Wunsch vieler Besucherinnen und Besucher nach, einen neuen Blick auf diese einzigartige Sammlung von „Traumstuben“ zu werfen.

Ausstellungsdauer:

7. April 2011 bis 2. Januar 2012

LVR-Freilichtmuseum Kommern

Auf dem Kahlenbusch

53894 Mechernich-Kommern

Telefon: 02443 9980-0

Fax: 02443 9980-133

E-Mail: [kommern@lvr.de](mailto:kommern@lvr.de)

Öffnungszeiten:

April bis Oktober: 9-18 Uhr,

November bis März: 10-16 Uhr.

## Ab in die Tonne!

Kulturgeschichte des Abfalls  
im Bergischen Land

Abfall gehört zu unserem Leben. Wir produzieren ihn, wir werfen ihn weg. In Deutschland ca. 4,50 Kilogramm pro Kopf und Jahr. Meist wird gar nicht hinterfragt, was mit den Dingen geschieht, die tagtäglich in unseren Mülleimern landen. Das LVR-Freilichtmuseum Lindlar holt mit seiner aktuellen Sonderausstellung den Müll wieder hervor und betrachtet ihn einmal genauer.

Abfall ist kein neues Phänomen. Mit der Sesshaftigkeit und dem Einsatz immer neuer Gebrauchsgegenstände bedurfte es schon in der Steinzeit erster Müll-

ablageplätze. Doch viel war es nicht, was dort landete. Alles wurde umgenutzt und geflickt - weggeworfen wurde erst, wenn etwas wirklich nicht mehr zu gebrauchen war. Die Situation änderte sich dramatisch, als immer mehr Menschen in die Städte zogen. Katastrophale hygienische Verhältnisse führten dazu, dass im 19. Jahrhundert die ersten Städte kommunale Müllabfuhr einrichteten.

Anhand zahlreicher historischer Fotos, Objekte und Filme zeichnet die Ausstellung die Einführung einer geordneten Müllabfuhr nach – zunächst in den Städten, später auch auf dem Land. Technische Fortschritte und historische Rückschläge im Umgang mit Abfall werden ebenso thematisiert wie aktuelle Probleme.

In anschaulichen Inszenierungen, Grafiken und Mitmach-Stationen regt das Museum auch zum Nachdenken über gegenwärtige und zukünftige Herausforderungen an. In einem Quiz können Sie zum Beispiel Ihr Wissen zur Lebensdauer von Müll testen. Und ein Mülllabyrinth lädt Klein und Groß dazu ein, Talent in der Mülltrennung zu beweisen.

Ausstellungsdauer:

17. Mai 2011 bis 18. Dezember 2011

LVR-Freilichtmuseum Lindlar

Schloss Heiligenhoven

51789 Lindlar

Telefon: 02266 9010 - 0

Fax: 02266 9010 - 200

E-Mail: [freilichtmuseum-lindlar@lvr.de](mailto:freilichtmuseum-lindlar@lvr.de)

Öffnungszeiten:

Dienstag bis Sonntag 10-18 Uhr (1. März bis 31. Oktober)

Dienstag bis Sonntag 10-16 Uhr (1. November bis 28. Februar)

## **50 Jahre Eröffnung des LVR-Freilichtmuseums Kommern**

Nur drei Jahre nach der Gründung 1958 wurde das LVR-Freilichtmuseum Kommern 1961 als „Rheinisches Freilichtmuseum“ eröffnet. Neben der Bockwindmühle aus Spiel konnten elf Baudenkmale in der Baugruppe „Eifel/Eifelvorland“ besichtigt werden, andere befanden sich im Bau.

Weitere Gebäude und Hauslandschaften kamen hinzu: Ab 1964 die Baugruppe Westerwald/Mittelrhein, ab 1972 die Baugruppe Niederrhein. Die Baugruppe Bergisches Land wurde 1981 für das Publikum geöffnet.

Von Beginn an verstand sich das Museum als zentrale Sammelstelle für Sachgüter der rheinischen Volkskultur. Parallel zum Aufbau der Gebäude wuchs der Bestand an Exponaten. Das erste Hauptmagazin entstand 1963/64. 1969 erhielt das Museum den Namenszusatz „Landesmuseum für Volkskunde“.

In den Jahren 1975-1977 wurden drei Ausstellungspavillons errichtet, 1994 kam das Handwerkerhaus Henkel dazu. Eine eigens für die Dauerausstellung „WirRheinländer“ erbaute Halle entstand 2006. Insgesamt präsentierte das Museum seit 1968 über 50 Ausstellungen.

### **Verborgene Schätze 50 Jahre - 50 Themen**

Im Jubiläumsjahr hebt das LVR-Freilichtmuseum verborgene Schätze: Viele Objekte aus den Sammlungsbeständen der letzten 50 Jahre können nicht in den historischen Gebäuden gezeigt werden. Diese „Schätze“ lagern als Zeugnisse der Vergangenheit in den Museumsmagazinen.

Die ausgewählten Exponate erzählen vom Alltagsleben der Rheinländerinnen und Rheinländer. Es sind Gegenstände aus dem Handwerk, der Land- oder Hauswirtschaft sowie Zeugnisse der Lebensverhältnisse oder der Einstellung zu Leben und Tod. Menschen aus dem Rheinland haben sie gefertigt, von ihnen gelebt und mit ihnen ihr Leben bestritten.

Kunstvolle handwerkliche Einzelstücke, einfache Gebrauchsdinge des Alltags sind unter den Objekten ebenso zu finden wie Details an den Gebäuden des Museums oder auch Gegenstände, deren Gebrauch uns heute nicht mehr bekannt ist.

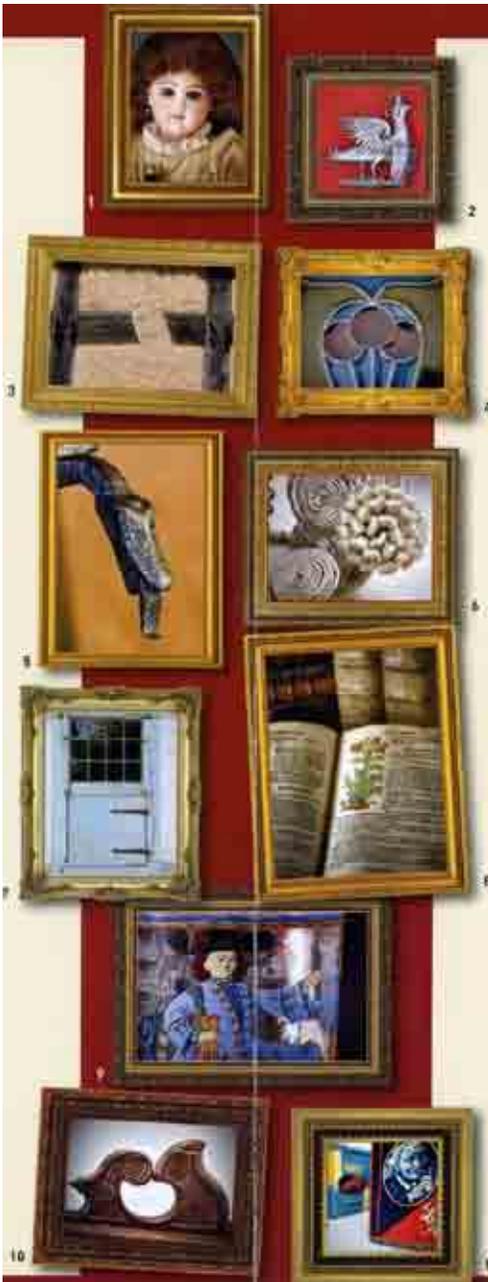
Sie repräsentieren 50 Jahre Sammlung des Landesmuseums für Volkskunde wie auch 50 Themen der rheinischen Alltagsgeschichte. Dabei spannt sich der Bogen von Zeugnissen des 16. Jahrhunderts bis zu den 1950er Jahren. Die „Verborgenen Schätze“ sind auf dem Museums Gelände als auch im Ausstellungsbau Handwerkerhaus Henkel zu entdecken.

### **Die Ausstellung im Handwerkerhaus Henkel**

Im Zentrum der Präsentation stehen fünf besonders herausragende Objekte:

Seit der Museumsgründung lag ein Sammlungsschwerpunkt auf keramischen Produkten. Die „Siegburger Schnellen“ (hohe, schlanke Trinkgefäße) stehen in der Ausstellung stellvertretend für die vielen Keramikerzeugnisse aus Siegburger Herstellung seit dem Mittelalter.

Die Geschichte des Schützenvogels (2) führt uns in die frühe Neuzeit, in der sich die Bürger der Städte zu Bruderschaften zusammenschlossen, um ihre Stadt im Notfall zu verteidigen. Sie sind Ursprung der Schützenbruderschaften, die bis heute ihre



Bräuche pflegen, zu deren Elementen unter anderem der Schützensvogel gehört.

Ein frühes Zeugnis der Buchdruckerkunst ist das Kräuterbuch von 1543 (8), ein reich illustriertes Buch über Bäume, Stauden und Kräuter mit über 800 kolorier-

ten Textholzschnitten. Die Beschreibung von Zubereitung und Wirkung der Kräuter erlaubt einen Einblick in die Volksmedizin des 16. Jahrhunderts.

Der Hobel (10) ist das Werkzeug des Schreiners, mit dem er unebene Flächen glättet sowie Nut und Feder zum Zusammenführen der Hölzer herstellt. Unter der Vielzahl von Hobeln in der Sammlung ragen einige besonders verzierte Stücke heraus, meist aus dem 18. Jahrhundert, und zeugen neben Handwerkskunst und Geschick von einer hohen Wertschätzung des Gerätes wie auch der handwerklichen Arbeit.

Das fünfte Objekt führt uns in die Lebenswirklichkeit vieler Menschen im 19. Jahrhundert: Das Haarbild (6) aus den Haaren eines verstorbenen Kindes verweist auf die Kindersterblichkeit und den Totenbrauch. Der Tod eines Kindes war allzeit gegenwärtig - auch im übertragenen Sinn als Bild an der Wand.

Eine Vielzahl weiterer Themen wird u.a. anhand von Möbelstücken, Spielzeug aus der großen Spielzeugsammlung, Einrichtungsgegenständen aufgegriffen, die allesamt verdeutlichen, dass die vermeintlich stummen Zeugen der Vergangenheit viel zu erzählen haben.

Ausstellungsdauer:  
21. Juli 2011 - 30. März 2012

LVR-Freilichtmuseum Kommern  
Auf dem Kahlenbusch  
53894 Mechernich-Kommern  
Telefon: 02443 9980-0  
Fax: 02443 9980-133  
E-Mail: [kommern@lvr.de](mailto:kommern@lvr.de)

Öffnungszeiten:  
April bis Oktober: 9-18 Uhr,  
November bis März: 10-16 Uhr.

### „Wo's klappert, stampft und hämmert...“ Mühlenregion Rheinland

Wasser und Wind helfen seit Jahrhunderten den Menschen bei ihrer Arbeit. In der Mühlenregion Rheinland zwischen Erft, Wupper und Sieg zeugen zahlreiche historische Mühlen und Hämmer davon. Als regenerative Energie hat die Wasserkraft weiterhin Zukunft. Mühlen und Hämmer sind ein wichtiger Teil des Kulturellen Erbes dieser Region. In erster Linie die Wasserkraft, aber auch der Wind haben entscheidend zur gewerblichen und industriellen Entwicklung des Raumes beigetragen. Die heute noch erlebbaren Zeugnisse dieser Entwicklung zeigen Standortgegebenheiten, Technik und auch den Weg vom Korn zum Mehl oder das Schmieden von Stahl.

Der Landschaftsverband Rheinland hat dieses Thema mit seiner neuen DVD „Mühlenregion Rheinland“ verständlich, spannend und informativ aufbereitet. Unter der Federführung des LVR-Fachbereiches Umwelt und des LVR-Zentrums für Medien und Bildung wurde eine multimediale, interaktive und barrierefreie DVD produziert, die ein umfassendes Mühlenerlebnis der besonderen Art bietet. Zahlreiche Filme, Animationen, Bilder und Texte erklären anschaulich die Technik sowie verschiedene Mühlen- und Hammertypen und deren Geschichte. Doch die klappernde Mühle am rauschenden Bach ist auch in Sagen, Märchen oder Liedern vertreten, von denen Kostproben auf der DVD-ROM zu hören sind. Flora und Fauna der Mühlengewässer werden vorgestellt sowie Hinweise und Informationen rund um den Denkmalschutz und die Wasserkraftnutzung gegeben. Zeitzeugeninterviews runden das Bild ab.

Der interessierte Zuschauer entdeckt die Mühlenregion Rheinland und



*Der Oelchenshammer  
im bergischen Land.*

kann unterschiedliche Stationen eines Mühlenerlebnisses selbst zusammenstellen. Ob der Besuch eines Mühlencafés, eines Museums oder einer Veranstaltung, die Entdeckung eines idyllischen Wanderpfads oder einer Radroute entlang von Mühlen: Eine interaktive Karte, Vorstellungen von einzelnen Mühlen, Hinweise auf Museen und Mühlengastronomie und Links zu aktuellen Veranstaltungskalendern ermöglichen eine individuellen Tourenplanung.

Im Einzelnen bieten: die DVD Video am Fernsehen die Filme und Zeitzeugeninterviews, die DVD ROM für PC oder Mac die kompletten Anwendungen:

- 19 Filme/Filmsequenzen/Zeitzeugeninterviews
- 15 Animationen
- 17 Hörbeispiele von Märchen, Liedern,

## Reimen

- zahlreiche Abbildungen, historische und aktuelle Fotos und Luftbilder
  - zahlreiche Texte und Dokumente
- Alle Filme können wahlweise mit Gebärdensprache oder Audiodeskription (Hörfilm) abgespielt werden.

## Mühlenregion Rheinland

Zwischen Erft, Wupper und Sieg.  
Herausgeber: Landschaftsverband Rheinland. Multimediale, interaktive und barrierefreie DVD.  
J.P. Bachem-Verlag Köln 2011

## Süße Früchtchen

### Obstbau im Neuwieder Becken

Der Obstanbau im Neuwieder Becken zählt seit über 150 Jahren neben der Bimsgewinnung und dem Tonbergbau zu den wichtigsten Wirtschaftsfaktoren der Region. Besonders Süßkirschen, Schattenmorellen und

Holunder, aber auch andere Steinobstsorten und in geringerem Umfang Kernobst gehen von hier aus entweder an den Großmarkt in Roisdorf am Vorgebirge oder über die Privatvermarktung direkt an den Verbraucher.

Der Obsthof Spurzem-Kreuter in Mülheim-Kärlich steht exemplarisch für den Obstbau im Neuwieder Becken. Wir verfolgen die Kirschblüte, den Grünschnitt von Apfelbäumen sowie die Ernte von Kirschen und Äpfeln. Ergänzend dazu schildert ein Exkurs den rund 80 ha umfassenden kommerziellen Holunderanbau und seine Bedeutung für die Region. Ein zweiter Exkurs stellt den neuen Streuobstwiesenweg vor. Ein wichtiger Aspekt ist auch, wie der Familienbetrieb die regionale Identität mit Leben füllt und seine Vernetzung z.B. über den Obstbauring, die Teilnahme am Sommerfest des Bauern- und Winzerverbandes oder an der Mülheimer Kirmes demonstriert.

## Süße Früchtchen

Obstbau im Neuwieder Becken - 2010  
DVD „Süße Früchtchen“ 26 Minuten  
Ein Film des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte  
Produktion: LVR-Zentrum für Medien und Bildung  
Buch und Regie: Berthold Heizmann  
Beratung: Helmut Rönz  
© LVR 2010

Käuflich zu erwerben zum Preis von 13,- Euro beim LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte, Endenicher Str. 133, 53115 Bonn, Tel. 0228 9834-278 oder unter [hildegard.trautmann@lvr.de](mailto:hildegard.trautmann@lvr.de).  
Verleih: Zentrum für Medien und Bildung, Bertha-von-Suttner-Platz 1, 40227 Düsseldorf, Tel.: 0211 27404-3145



### Aus Sand gebaut

Quarzsand – Ein rheinischer Rohstoff aus Frechen

Alltägliche Gegenstände wie Glas, Spiegel, Sanitärkeramik, Porzellan, Farben und Lacke auf Möbeln und Parkett oder auch unser Auto haben eines gemeinsam – für ihre Herstellung benötigt man einen rheinischen Rohstoff: Quarzsand!

Abgebaut wird dieser mitten im Rheinland, direkt vor den Toren Kölns bei Frechen. Die Quarzwerke GmbH bauen hier seit über 125 Jahren den Rohstoff ab.

Das heute über die deutschen Grenzen hinweg tätige Familien-Unternehmen setzt über den Standort Frechen jährlich rund 800.000 Tonnen ab. Beliefert werden nicht nur die Glas- und Gießereiindustrie, auch Chemie, Bauindustrie und Bauchemie setzen Rohstoffe aus Frechen ein.

Der Film zeigt einerseits Abbau und Aufbereitung von Quarzsand, geht aber auch der Frage nach, wie die Quarzwerke den Begriff der Nachhaltigkeit mit Leben füllen. Dazu gehören der richtige Umgang mit dem Rohstoff, die systematische Entwicklung neuer Anwendungen und die sorgfältige Renaturierung ebenso wie die Einbeziehung von Experten und Nachbarn in diese nachhaltigen Prozesse.

### Aus Sand gebaut

Quarzsand – ein rheinischer Rohstoff aus Frechen. 2010

DVD-Video „Aus Sand gebaut“

20 Minuten / 3 Zusatzfilme 10 Minuten

Ein Film des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte

Produktion: LVR-Zentrum für Medien und Bildung

Buch und Regie: Berthold Heizmann

Mitarbeit: Dagmar Hänel

© LVR 2011

Käuflich zu erwerben zum Preis von € 10 beim LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte, Endenicher Str. 133, 53115 Bonn, Tel. 0228 9834-278 oder unter [hildegard.trautmann@lvr.de](mailto:hildegard.trautmann@lvr.de).

Verleih: Zentrum für Medien und Bildung, Bertha-von-Suttner-Platz 1, 40227 Düsseldorf, Tel.: 0211 27404-3145

### Gesprochene Bilder

Mundart im Film

Anzuzeigen ist ein Film, den es eigentlich gar nicht geben kann: Ein Film über Mundart in Mundart. Sprache - in diesem Fall gar einen Dialekt - zu visualisieren, gilt gemeinhin als „Ding der Unmöglichkeit“, wie man im Rheinland sagen würde. Der Bonner Filmemacher Georg Divossen hat es trotzdem gewagt, und er hat im Großraum Bonn damit unerwarteten Erfolg. Nahezu wöchentlich wird sein Film irgendwo in der Region vor vollem Haus aufgeführt.

Wie macht man einen Film über einen Dialekt? Selbstverständlich, indem man Mundartsprecherinnen und –sprecher auftreten lässt. Das ist aber nur eine Seite der Medaille, denn die könnte man auch auf einer Schallplatte präsentieren. Der Filmemacher löst das Problem mit einem so einfachen wie einleuchtenden Trick: Er zeigt nicht nur die Sprecher und Sprecherinnen selbst, sondern auch den Inhalt, über den sie sprechen. Der ist natürlich im Drehbuch des Films festgelegt, das eine Wanderung durch die *Bönnische* Alltagsgeschichte ist.



Die Wegepunkte dabei sind Mundartwörter als Aufhänger für die unterschiedlichsten Geschichten. So wird die *Bunnesupp* (Bohnensuppe) zum Anlass, in die Küche einer *altbönnschen* Kneipe zu schauen, einen Besuch auf dem Wochenmarkt zu machen und einen Blick in Bonner Gemüsegärten zu werfen, wo noch die alte Bohnensorte *Möscheeier* angebaut wird. Die Auslagen auf dem Wochenmarkt werden anschließend vom Moderator des Films, dem bekannten Bonner Karl Friedrich Schleier, zur Bühne für die vielen oft lustigen mundartlichen Bezeichnungen der heimischen Obstsorten: *Ärbele* (Erdbeeren), *Impele* (Himbeeren), *Prumme*, *Plüschprumme* (Pflirsiche), *Dressprömmische* (Mirabellen), *Persche oder Bromele* (Brombeeren). Besonders gelungen ist die Szene, in der vier Gewährspersonen gleich in vier verschiedenen Varianten die

Stachelbeere benennen: *Kruschele*, *Krükele*, *Kröökele* und *Krüüntschele*.

Vom Wochenmarkt geht es in das bekannte Bonner Geschäft „Hut-Weber“, in dem die Geschichte des *Kapotthöötschens* und des *Bibi* geklärt wird. Weitere Stationen sind das Bonner Gefängnis, kurz *Blesch* genannt, die *Jäckeanstalt* (heute Landesklinik), ein Schirmmacher, der noch *Paraplüs* repariert, eine Bäckerei, die typische *Deelsche* verkauft, und das Beueler Heimatmuseum, in dem ein Washtag mit Kochkessel, *Wäscheknüppel* und *Blesch* (Bleiche) nachgestellt wird. Alle diese Stationen sind der Aufhänger für viele oft amüsante, immer aber sehr informative Mundartbeiträge der Gewährsleute, die alle spontan gesprochen sind und sehr authentisch wirken. Auf diese Weise wird der Film zu einem klingenden und animierten Dialektwörterbuch, zu einem bewegten Porträt der Bonner Mundart, zu einer Alltagsgeschichte in Mundarterzählungen oder auch zu einem nostalgischen Blick auf das alte Bonn aus der Sicht von Mundartsprecherinnen und Mundartsprechern.

Der Hinweis auf dem Cover „Keine Angst: Auch der Niehrheinländer oder Neubürger kann alles verstehen.“ ist übrigens gleich zweifach berechtigt. Nicht nur, weil der Film durchgehend standardsprachlich untertitelt ist, sondern weil die hier dokumentierte Sprache oft eher eine mundartlich eingefärbte Umgangssprache als ein tiefer Ortsdialekt ist.

Video auf DVD von Georg Divossen (Moderation: Karl Friedrich Schleier): *Do jeht de et Hötche fleje! Rheinische Alltagsbegriffe erklärt, übersetzt, aufgefrischt*. 62 Minuten  
Edition Rheinland im Film, St. Augustin 2010. ISBN-978-3936253-73-3

**Bauernhöfe, ländliche Bevölkerung  
und ihre Namen am Niederrhein**



**EINLADUNG**



**MESPILVS**  
Mittelalterliche Gesellschaft am Niederrhein e.V.



Qualität für Menschen

„Ländliches Leben im Umbruch seit 1950 – die ‚weibliche Seite‘. Im Spiegel der Aufnahmen des Agrarfotografen Wolfgang Schiffer“ (Dr. Alois Döring, LVR) – Den letzten Programmpunkt gestaltete Drs. Eddy Tielemans (Limburgs Museum, Venlo), der unter dem Titel „*En Burefrau hăt nuët gedaon* (Eine Bäuerin hat nie Feierabend)“ einen (zum Teil in Farbe gedrehten!) Film aus den 1930er Jahren zeigte, der das Leben der Bäuerin in dieser Zeit behandelte. Organisiert wurde der Tag von der ILR-Sprachabteilung und MESPILVS, der Gesellschaft zur Förderung des Stadtarchivs Geldern e.V. Die Tagungsleitung lag in den Händen von Dr. Georg Cornelissen (ILR) und Dr. Stefan Frankewitz (Stadtarchiv Geldern). Geplant ist eine Buchveröffentlichung der Tagungsbeiträge.

**Bauernhöfe und Bauernleben**

Am 6. November 2010 fand die Tagung „Bauernhöfe, ländliche Bevölkerung und ihre Namen am Niederrhein. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart“ statt. Etwa 120 Teilnehmer und Teilnehmerinnen waren in das niederrheinische Geldern gekommen, um sich die sechs Vorträge anzuhören.

Deren Themen lauteten: „Das Klevische Kataster als Quelle für die Siedlungsgeschichte des unteren Niederrheins“ (Drs. Bert Thissen, Stadtarchiv Kleve) – „Die Bauernhöfe des Amtes Geldern“ (Dr. Stefan Frankewitz, Stadtarchiv Geldern) – „Bauernhöfe, Bauern und ihre Namen“ (Dr. Georg Cornelissen, LVR) – „Leben in Hünxe. Zum Start eines Dorfprojekts“ (Dr. Dagmar Hänel, LVR) - „Vom Nutzen der Umnutzung“ (Dr. Christoph Dautermann, Museum Burg Linn) –

**Fest – Brauch – Event**

**Regionale Kultur zwischen  
Tradition und Moderne**

Das Thema Bräuche scheint am Puls der Zeit zu sein. Denn Menschen suchen Orientierung, und Bräuche bieten Struktur und Leitlinien. Zudem gehören Bräuche zum kulturellen Erbe einer Region. Dieses bewusst zu machen und zu reflektieren ist eine wichtige Aufgabe in Zeiten von Globalisierung und rapidem sozialen Wandel.

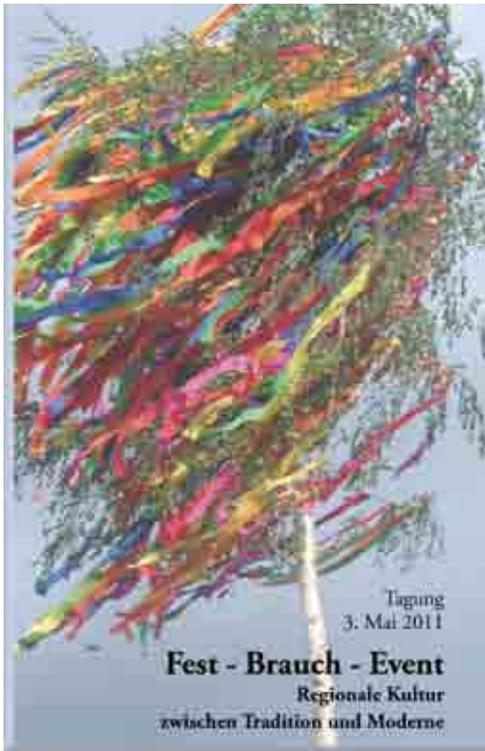
Bräuche gestalten den Jahreslauf und das Leben jedes Menschen. Als Spiegel gesellschaftlicher Entwicklungen verändern sie sich ständig. In der globalisierten, technisierten Gesellschaft kommen sie dem Bedürfnis entgegen nach Miteinander und Gemeinschaft, nach einer Flucht aus dem Alltag und dem Eintreten in eine ausgeprägte Erlebniswelt.

Die beiden Kultureinrichtungen LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte und LVR-Freilichtmuseum Lindlar haben sich mit dem Rheinischen Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz (RVDL) vernetzt und eine Tagung durchgeführt, bei der ausgewiesene Fachleute volkskundlicher Brauchforschung den rapiden Wandel sowie die aktuellen Entwicklungen von Bräuchen in unserer Gegenwartsgesellschaft in den Mittelpunkt rückten.

Referatthemen waren: „Feste – Bräuche – Traditionen“ (Prof. Werner Mezger, Freiburg), „Blumenstrauß, Mutterkrenz, Frauendemo. Entwicklung des Muttertages im 20. Jahrhundert“ (Petra Dittmar MA, Lindlar), „Feste und NS-Ideologie. Das

Beispiel Erntedank“ (Michael Kamp MA, Lindlar), „Unfallkreuze“ (PD Dr. Christine Aka, Münster), „Symbole der Liebe: Die Liebesschlösser“ (Dr. Dagmar Hänel und Mirko Uhlig MA, Bonn), „Vier Hochzeiten ... Gedanken zu Integration und interkultureller Gesellschaft (mit Filmbeispielen)“ (Dr. Berthold Heizmann, Bonn), „Kerzen für Tschernobyl. Symbole und Rituale im politisch-gesellschaftlichen Kontext“ (Alois Döring, Bonn), „Im Wandel bleiben. Theologische Bedeutung und pastorale Chancen alter und neuer Bräuche (Efi Goebel, Köln) und Dr. Tim Lindfeld, Gummersbach), „Bräuche und ihre Zukunft“ (Prof. Michael Simon, Mainz).

Ein Tagungsband ist in Vorbereitung.



## Heimat – Museum – Zukunft

### Perspektiven regionalgeschichtlicher Sammlungen und Ausstellungen

Heimatmuseen sind wichtige Institutionen regionaler Kultur und Identität. Gerade auf der lokalen Ebene haben sie Integrationskraft für unterschiedliche Gruppen, bieten Raum zur Vernetzung von Vergangenheit mit Gegenwart und sind ein Medium für Kommunikation und Gestaltung. Dieses Potential der oftmals unter mangelnder finanzieller und personeller Unterstützung leidenden Heimatmuseen wird meist zu wenig umgesetzt.

Dennoch birgt das Konzept Heimatmuseum, auch abseits aufwändiger und teurer Inszenierung mittels moderner Technik, ein großes Potenzial auch jüngeren Besuchern und Besucherinnen ein Gefühl von Heimat und Identität zu vermitteln. Es gilt daher, Strategien zu entwickeln und ge-



benenfalls die Ausrichtung der Häuser zu konzentrieren und zu fokussieren.

Die REGIO Aachen e.V. und die Abteilung Volkskunde des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte Bonn luden daher zu einer Tagung ein, auf der verschiedene Referenten und Referentinnen anhand konkreter Beispiele ihren Blick erläuterten: Heimat und Museum (Dr. Dagmar Hänel), Die Gründung einer Stiftung als Museumsträgerin (Heinz Gerichhausen), Grenzübergreifende Kooperation am Beispiel des Oberrheinischer Museums-Passes (Caroline Linker), Ein Museum im Aufbruch - Zur Neukonzeption des Heinsberger Museums (Dr. Rita Müllejjans-Dickmann), Ein Mu-

seum erfindet sich neu. Vom Heimatmuseum zum Geschichtsmuseum (Klaus Dieter Klausner).

### Mahlzeit

#### Zur kulturellen Bedeutung des Essens

Essen und Trinken sind eine tägliche und überlebenswichtige Notwendigkeit - und darüber hinaus zentrales Element unserer Kultur. Bestimmte Nahrungsmittel sind Statussymbol oder Zeichen einer spezifischen Region, von Tischordnung bis Tischgespräch ist jede Mahlzeit ein soziales Ereignis. Das soziokulturelle Umfeld prägt sensorische Gewohnheiten. Aktuelle Diskussionen um Mangel- und Fehlernährung bei Kindern, nachhaltige Lebensmittelproduktion, zunehmende Kritik an undurchschaubaren Zutatenlisten bei Fertigprodukten und gentechnisch veränderten Lebensmitteln zeigen deutlich die Bedeutung des Essens.

Mit spezifisch volkskundlichen Ansätzen wurden bei der Tagung in Bonn-Bad Godesberg aktuelle Arbeitsergebnisse vorgestellt. Ausgehend von einer historischen Betrachtung der „Massenverpflegung im 19. Jahrhundert“ (Berthold Heizmann) und der Verknüpfung mit der „Sprache der Küche“ (Dagmar Hänel) wurden aktuelle Fragen von Integration und Nachhaltigkeit am Beispiel von Migrantenessen: „Bittere und süße Gedanken – Essen und Heimat“ (Johannes J. Arens) und Fairem Handel : „Mit dem Einkaufswagen in eine bessere Welt? Zur kulturellen Bedeutung des Fairen Handels“ (Lars Winterberg) angesprochen.

Eine Podiumsdiskussion mit Vertretern unterschiedlicher Initiativen (Lars Winterberg MA, Bonn; Johannes Arens MA, Aachen; Edith Trittler, Vorstandsvorsitzende Bonner Tafel e.V.; Petra Stubakow, Vorsitzende des Berufsverbandes hauswirtschaftlicher Berufe MdH e.V.; Brigitte Lenzen, Convivium SlowFood Köln) schloss die Veranstaltung ab.

Ein besonders Highlight bot die Vorstellung der neuen volkskundlichen Publikation „Von Apfelkraut bis Zimtschnecke“, das die rheinische Küchen- und Lebenswelt erschließt.

Dom, zur Kirche St. Maria im Kapitol sowie in das neu gestaltete Schnütgen-Museum.

Ein Höhepunkt war die Präsentation von LehrerInnen und SchülerInnen „Krippenprojekt Kolkrabenschule - Pädagogische Effekte des Krippenbaus mit Jugendlichen“.

Den Eröffnungsvortrag mit bekannten und auch bislang weniger beachteten Bildzeugnissen zur Dreikönigsverehrung (etwa niederländische Fliesen, gusseiserne Ofenplatten) widmete Dr. Alois Döring vom LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte dem Thema „*Wir kommen daher aus dem Morgenland ... Die Heiligen Drei Könige - Legende, Verehrung, Solidarbrauch*“.

## Begegnung mit den Heiligen Drei Königen

Jahrestagung der Landesgemeinschaft der Krippenfreunde in Rheinland und Westfalen e.V.



Die Landesgemeinschaft besteht seit 1925, ihr Sitz ist in Köln, die Geschäftsstelle befindet sich im Krippenmuseum Telgte. Die Ziele sind die Verbreitung und Förderung der künstlerischen Gestaltung und der Bräuche rund um die Weihnachtskrippe. Die Landesgemeinschaft ist ein Ort, wo sich Krippenbauer, -schnitzer, -sammler und -interessierte austauschen können.

Bei der Jahrestagung 2011 zeigten Kölner Krippenfreunde eine Auswahl künstlerisch hochwertiger Weihnachtskrippen und Figurengruppen der Heiligen Drei Könige aus rheinischem Privat- und Vereinsbesitz.

Exkursionen führten zu Darstellungen der Heiligen Drei Könige an sakralen und profanen Gebäuden, u. a. in den

## Wort des Monats

Aus Anlass eines neuen Strafzettelrekords im Mai beim mittlerweile auch überregional sehr bekannten Flohmarkt in der Bonner Rheinaue kürte die Redaktion des Rheinischen Mitmachwörterbuchs postwendend einen neuen Kandidaten zum „Wort des Monats“: das *Knöllchen*.

Das Wort stammt mit großer Sicherheit aus dem Rheinland und ist wohl aus der Verniedlichungsform *Protoköllchen* entstanden, aus der schnell *Protoknöllchen* und schließlich kurz *Knöllchen* wurde. Das hat eine erstaunlich rasante nationale Karriere gemacht und ist nun als rheinischer Exportschlager in großen Teilen des deutschen Sprachraums ein gängiges Synonym für den Strafzettel. Selbst die offizielle Website der Stadt München kommt nicht umhin, diesen Umstand zu akzeptieren, auch wenn man dort noch schamhaft vom „so genannten“ *Knöllchen* spricht.

Nach dem Atlas zur deutschen Alltagssprache ist das *Knöllchen* nördlich des Mains mittlerweile die gängige Bezeichnung, während es im Süden langsamer vordringt und im Moment noch vom „Strafzettel“ und der „Buße“ überflügelt wird ([http://www.philhist.uni-augsburg.de/lehrstuehle/germanistik/sprachwissenschaft/ada/runde\\_4/f15/](http://www.philhist.uni-augsburg.de/lehrstuehle/germanistik/sprachwissenschaft/ada/runde_4/f15/)).

Mittlerweile gibt es auch schon eine Reihe von Derivaten wie zum Beispiel das *Burka-Knöllchen*, mit dem in Frankreich vollständig verschleierte Frauen bestraft werden, das *Euro-* oder *Auslands-Knöllchen* oder das *Pisten-Knöllchen* im Winterurlaub. Das rheinische Wort wird also mit großer Selbstverständlichkeit in den deutschen Medien benutzt.

Leider hat der AdA nicht nach dem Protokoll selbst gefragt, denn es ist nicht unwahrscheinlich, dass auch diese Bezeichnung für den Strafzettel eine rheinische Eigenheit ist. Weder im Grimmschen Wörterbuch noch in den anderen großen deutschen Wörterbüchern wie dem Duden oder Wahrig taucht diese Bedeutung vor 1990 auf, erst danach erscheint sie als umgangssprachlich belegt. Dagegen ist das Bußgeld-Protokoll (im Gegensatz zum Gerichtsprotokoll) im Rheinischen Wörterbuch nachgewiesen und damit immerhin seit hundert Jahren im Rheinland heimisch.

Eine kurze Internetrecherche unterstützt diese Vermutung, denn viele Sprecher und Sprecherinnen verorten die Wendung *ein Protokoll bekommen* im Rheinland. Das wäre dann ein letzter Beweis für den rheinischen Ursprung des *Knöllchens*.

<http://www.mitmachwoerterbuch.lvr.de/wortdesmonats.php?id=24>

## Wie sagen Sie auf Platt zu...

### Dialekt-Fragebogen 9 – Bitte um Mitarbeit

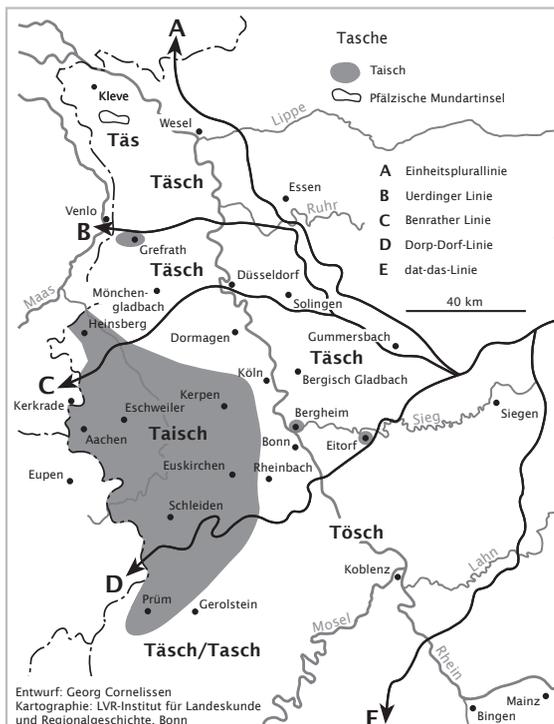
In der Vergangenheit hat die ILR-Sprachabteilung Sie immer mal wieder um Ihre Unterstützung gebeten. So basiert die hier noch einmal abgedruckte Karte zu den Lautvarianten von *Tasche* in den Dialekten des Rheinlands auf einem Fragebogen, den wir 1997 an Sie verschickt haben. Karten wie diese – seien sie nun für Buchpublikationen<sup>1</sup> oder für die ILR-Homepage<sup>2</sup> bestimmt – lassen sich nur zeichnen, wenn Menschen aus allen Ecken des Rheinlands Auskunft geben.

1 Wer mehr zur *Tasche*-Karte lesen will, findet den Kommentar in: *Volkskultur an Rhein und Maas*, 2001, H. 1, S. 37-45.

2 Die hier abgedruckte Karte ist – in Farbe – auch auf der neu gestalteten ILR-Homepage zu finden: [www.rheinische-landeskunde.lvr.de/sprache/sprach-atlas/dialektkarten](http://www.rheinische-landeskunde.lvr.de/sprache/sprach-atlas/dialektkarten).

Der diesmal beigefügte Fragebogen zielt wiederum auf das örtliche Platt – für Kölner und Kölnerinnen: auf das Kölsche. Wir möchten Sie bitten, den Fragebogen innerhalb von vier Wochen auszufüllen und an uns zurückzuschicken. Falls Sie selbst kein Platt sprechen, können Sie den Fragebogen gern an jemanden weitergeben. Fragebogenbearbeiter und -bearbeiterinnen, die unsere Zeitschrift „Alltag im Rheinland“ bisher noch nicht erhalten haben, nehmen wir im Anschluss direkt in den Verteiler auf. Wer will, kann seine Beantwortung natürlich auch als Mail an uns schicken (Adresse auf dem Fragebogen).

Herzlichen Dank im Voraus!



## Sprache

**Allgaier, Karl/Bauschulte, Meinolf/Wollgarten, Richard:** *Neuer Aachener Sprachschatz*. Auf der Grundlage des Werks von Will Hermanns. Aachen 2010.

**Anders, Christina Ada/Hundt, Markus/Lasch, Alexander (Hrsg.):** *Perceptual Dialectology*. Neue Wege der Dialektologie. (Linguistik – Impulse und Tendenzen, 38). Berlin, New York 2010.

**Binkowski, Helmut/Jansen, Hans-Jürgen/Renné, Rudi:** *Vum aale Kölle*. Sagen, Legenden und Märchen auf Kölsch. Köln 2010.

**Breuer, Günter:** *Die Ortsnamen des Kreises Düren*. Ein Beitrag zur Namen- und Siedlungsgeschichte. Aachen 2009.

**Christen, Helen/Glaser, Elvira/Friedli, Matthias (Hrsg.):** *Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz*. Frauenfeld 2010.

**Christen, Helen/Ziegler, Evelyn (Hrsg.):** *Sprechen, Schreiben, Hören*. Zur Produktion und Perzeption von Dialekten und Standardsprache zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Beiträge zum 2. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen, Wien, 20.-23. September 2006. Wien 2008.

**Cornelissen, Georg/Eickmanns, Heinz (Hrsg.):** *Familiennamen an Niederrhein und Maas*. Von Angenendt bis Seegers/Zeegers. (Schriftenreihe der Niederrhein-Akademie, 9). Bottrop 2010.

**Damme, Robert:** *Vocabularius Theutonicus*. Überlieferungsgeschichtliche Edition des mittelniederdeutsch-lateinischen Schulwörterbuchs. Band 1: Einleitung und Register. Band 2: Text A-M. Band 3: Text N-Z.

(Niederdeutsche Studien, 54,1-3). Köln, Weimar, Wien 2011.

**Gietzen, Kurt Paul:** *Das Kirchspiel Venn im Wandel der Zeit*. Herkunft und Deutung der Honschafts-, Straßen- und Wegennamen. Mönchengladbach 2009.

*Handboek Nedersaksische Taal- en Letterkunde*. Onder redactie van Henk Bloemhoff, Jurjen van der Kooi, Hermann Niebaum en Siemon Reker. Endredactie Jurjen van der Kooi. Assen 2008.

**Hengst, Karlheinz/Krüger, Dietlind (Hrsg.):** *Familiennamen im Deutschen*. Erforschung und Nachschlagewerke. Jürgen Udolph zum 65. Geburtstag zugeeignet. Leipzig 2009.

**Krech, Eva-Maria/Stock, Eberhard/Hirschfeld, Ursula/Anders, Lutz Christian:** *Deutsches Aussprache-Wörterbuch*. Berlin, New York 2010.

**Kunze, Konrad/Nübling, Damaris (Hrsg.):** *Deutscher Familiennamenatlas*. Band 1: Graphematik/Phonologie der Familiennamen I: Vokalismus, von Bochenek, Christian/Dräger, Kathrin. Band 2: Graphematik/Phonologie der Familiennamen II: Konsonantismus, von Dammel, Antje/Dräger, Kathrin/Heuser, Rita/Schmuck, Mirjam. Berlin, New York 2011.

**Lenz, Alexandra N./Gooskens, Charlotte/Reker, Siemon (Hrsg.):** *Low Saxon Dialects across Borders – Niedersächsische Dialekte über Grenzen hinweg*. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik – Beihefte, 138). Stuttgart 2009.

**Marx, Josef/Schmitt, Horst:** *Trierer Wörterbuch*. Newel 2011.

**Mentges, Paul:** *Dusemder Platt. Fölzer Platt*. Moselfränkisch am Beispiel der Brauneberger Mundart. Brauneberg 2010.

**Noever, Johannes:** *Erzählungen, Volkslieder und Tänze aus M. Gladbach und Umgebung in Gladbacher Mundart und Hochdeutsch.* (Unsere Heimat Mönchengladbach in Wort und Bild, 15). Mönchengladbach 2010.

**Pasch, Jupp:** *Niederrheinische Geschichten zum Schmunzeln.* Krefeld-Hüls 2010.

**Schmitz-Schunken, Philipp:** *Herrschaftszeiten.* Meroder Geschichte(n). Alle Wege führen zum Schloß. Merode 2010.

**Spohr, Heinrich:** *Wörterbuch der Rheinischen Vornamen in der Düsseldorfer Mundart.* Düsseldorf 2010.

**Stichlmair, Tim:** *Stadtbürgertum und frühneuzeitliche Sprachstandardisierung.* Eine vergleichende Untersuchung zur Sprachentwicklung der Städte Emmerich, Geldern, Nimwegen und Wesel vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. (Studia Linguistica Germanica, 94). Berlin, New York 2008.

**Strauß, Heiner:** *Die unsichtbare Geschichte von St. Katharinen oder das Geheimnis seiner Flurnamen.* St. Katharinen 2010.

**Tinnefeld, Christel:** *Ons Heier Platt datt därf nitt ondergon.* Lebensweisen von früher und heute auf Bönninghardter Plattdeutsch. Alpen 2008.

**Vogelfänger, Tobias:** *Nordrheinische Flurnamen und digitale Sprachgeographie.* Sprachliche Vielfalt in räumlicher Verbreitung. (Rheinisches Archiv, 155). Köln, Weimar, Wien 2010.

**Wagner, Melanie M.:** *Lay linguistics and school teaching.* An empirical sociolinguistic study in the Moselle-Franconian dialect area. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik – Beihefte, 136). Stuttgart 2009.

*Woordenboek van de Achterhoekse en Liemerse Dialecten (WALD).* Deel 4 B: De mens

en zien näästen. Redactie: A.H.G Schaars. Doetinchem 2010.

**Zehetner, Ludwig:** *Basst scho!* Wörter und Wendungen aus den Dialekten und der regionalen Hochsprache in Altbayern. Regensburg 2009.

**Zehetner, Ludwig:** *Basst scho! Band 2.* Weitere Streiflichter auf die deutsche Sprache in Altbayern. Regensburg 2010.

**Zehetner, Ludwig:** *Basst scho! Band 3.* Eine neue Runde auf dem Spaziergang durch die Heimatsprache Altbayerns. Regensburg 2011.

## Volkskunde

**Bauer, Katrin:** *Gotteshäuser zu verkaufen.* Gemeindefusionen, Kirchenschließungen und Kirchenumnutzungen. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 117). Münster [u.a.] 2011.

**Bauer, Katrin:** *Jugendkulturelle Szenen als Trendphänomene.* Geocoaching, Crossgolf, Parkour und Flashmobs in der entgrenzten Gesellschaft. Münster [u.a.] 2011.

**Beer, Mathias (Hrsg.):** *Das Heimatbuch.* Geschichte, Methodik, Wirkung. Göttingen 2010.

Bergischer Geschichtsverein, Abteilung Burscheid (Hrsg.): *Burscheid – eine Zeitreise in Bildern.* Die Entwicklung einer bergischen Stadt von den 1890er Jahren bis heute. Burscheid 2010.

**Blattner, Evamarie/ Willner, Sarah (Hrsg.):** *Feste Formen.* Tübinger Feiern von Advent bis Ostern. Tübingen 2010.

**Dommer, Eberhardt/ Wagner, Robert**

**(Hrsg.):** *Eine Bahn ins Bergische.*

Zum 100-jährigen Bestehen der Eisenbahnstrecke Köln – Rösrath – Hoffnungsthal – Honrath – Overath. (Schriftreihen des Geschichtsvereins Rösrath, 40). Rösrath 2010.

**Döring, Alois (Hrsg.):** *Die Eifel in frühen Fotografien.* Euskirchen 2011.

**Effertz, Eva:** *Mühlenregion Rheinland.* Mühlen und Hämmer links und rechts des Rheins. Köln 2010.

**Fleiß, Daniela:** *Auf dem Weg zum „starken Stück Deutschland“.* Image- und Identitätsbildung im Ruhrgebiet in Zeiten von Kohle- und Stahlkrise. Duisburg 2010.

„Gewidmet von...“ - die Geschenke der Neusser Könige an den Bürgerschützenverein. [Katalog zur Ausstellung „Gewidmet von ...“ - die Geschenke der Neusser Könige an den Bürgerschützenverein im Rheinischen Schützenmuseum Neuss vom 18. Juli bis 26. August 2010]. Neuss 2010.

**Graf, Andrea:** *Sinterklaas und Zwarte Piet in Blomberg, Lippe.* Integration, Gestaltung und Wandel des niederländischen Nikolausbrauches. (Münsteraner Schriften zur Volkskunde/ europäischen Ethnologie, 15). (Sammlungsreihe des Lippischen Landesmuseums Detmold, 3). Münster [u.a.] 2010.

Grassi-Museum für Völkerkunde Leipzig: *Rund ums Ei.* Vom Weltenei zum Osterfest [erschienen zur Sonderausstellung „Rund ums Ei – Vom Weltenei zum Osterfest“ 5.3. bis 18.4.2010]. Leipzig 2010.

**Hägele, Ulrich:** *Foto-Ethnographie.* Die visuelle Methode in der volkscundlichen Kulturwissenschaft; mit einer Bibliographie zur visuellen Ethnographie, 1839-2007. Tübingen 2010.

**Hartmann, Andreas (Hrsg.):** *Die Macht der Dinge.* Symbolische Kommunikation und kulturelles Handeln. Festschrift für Ruth-E. Mohrmann. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 116). Münster [u.a.] 2011.

*Heilige in Europa.* Kult und Politik. [Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde, 26. Oktober 2010 bis 13. Februar 2011]. (Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 92). Wien 2010.

**Heine-Hippler, Bettina:** *Die Weihnachtskrippen der Dortmunder Kirchen.* (Studien und Quellen zur Westfälischen Geschichte, 66). Paderborn 2010.

**Heizmann, Berthold:** *Von Apfelkraut bis Zimtschnecke.* Das Lexikon der Rheinischen Küche. Köln 2011.

**Hölker, Ralf Maria:** *Geisterzug:* Die wilde Nacht des Kölner Karnevals. Köln 2010.

Hunsrücker Holzmuuseum Morbach (Hrsg.): *Hinterlassenschaften.* Was von Menschen und Zeiten bleibt. (Schriftenreihe des Hunsrücker Holzmuuseums, 7). Morbach 2011.

**Kamp, Michael (Hrsg.):** *Museumsführer: LVR-Freilichtmuseum Lindlar.* Lindlar 2011.

**Kerkhoff, Nadine:** *Der Aalschokker Maria Theresia*. Ein bewegliches Denkmal im Diesholl. (Rheinische Kunststätten, 526). Köln 2011.

**Köhle-Hezinger, Christel:** *Alltagskultur: sakral - profan*. Ausgewählte Aufsätze. Hrsg. Anita Bagus und Kathrin Pöge-Alder. Münster [u.a.] 2011.

**Motte, Wolfgang:** *Landwirtschaft in Radevormwald vom Beginn des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts*. (Bergischer Geschichtsverein Abteilung Radevormwald, 28). Radevormwald 2010.

**Nußbaumer, Thomas:** *Fasnacht in Tirol und Südtirol*. Von Schellern, Mullern, Wudelen, Wampelern & ihren Artgenossen. Innsbruck 2010.

**Ostendorf, Thomas:** *Zu Bethlehem geboren*. Die 70. Telgter Krippenausstellung. (Sonderausstellung des Museums Heimathaus Münsterland, 233). Telgte 2010.

**Rasch, Manfred (Hrsg.):** *Industriefilm 1960-1969*. Filme aus Wirtschaftsarchiven im Ruhrgebiet. Essen 2011.

Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz (Hrsg.): *Der Niederrhein – Natur und Kulturerbe*. Dokumentation der Tagung vom 10.-12. November in Xanten. Köln 2010.

**Rönz, Andrea:** *Geschichte der Freiwilligen Feuerwehr in Linz am Rhein. 1885-2010*; Festschrift zum 125-jährigen Jubiläum. Linz am Rhein 2010.

**Rüter, Stefan:** *Friedwald*. Waldbewusstsein und Bestattungskultur. Münster [u.a.] 2011.

**Schlesinger, Heinz:** *Kreuze in Niederbachem*. Niederbachem 2010.

**Segschneider, Ernst Helmut:** *The little red pawnee*. Eine Kindheit in Ostpreußen, Posen, Westfalen und am Niederrhein während des Zweiten Weltkriegs und der Nachkriegszeit. (Rückblick, 7). Münster [u.a.] 2011.

**Speth, Volker:** *Katholische Aufklärung und Ultramontanismus, Religionspolizey und Kulturfreiheit, Volkseigensinn und Volksfrömmigkeitsformierung*. Das rheinische Wallfahrtswesen von 1826 bis 1870. Teil 1. Die kirchliche Wallfahrtspolitik im Erzbistum Köln. (Europäische Wallfahrtsstudien, 7). Frankfurt am Main [u.a.] 2010.

*Totenzettel*. Erinnerung an Menschen, die in Donsbrüggen lebten. Kleve 2010.

**Wißkirchen, Josef:** *St. Kosmas und Damian in Pulheim*. Baugeschichte und Ausstattung. (Pulheimer Beiträge zur Geschichte, Sonderveröffentlichung, 32). Pulheim 2010.

LVR-Institut für Landeskunde und  
Regionalgeschichte, Rheinisches  
Volkskundearchiv:

S. 16, 23, 101 (P. Weber)

S. 152-154 (A. Döring/Layout)

S. 6, 8 o., 9, 118, 121, 140  
(S. Scharte)

S. 91 (G. Dafft)

S. 54 (K. I. Stoklossa)

S. 8 u., 119 (M. Uhlig)

S. 120 (D. Hänel)

LVR-Archivberatungs- und  
Fortbildungsstätte (LVR-Archiv):

S. 59 (ALVR Bestand Bild 4 Nr. 8),

S. 60 (ALVR Bestand Bild 4 Album  
Nr. 48, Aufnahme 42)

Arens, Johanne J.:

S. 37, 40, 42

Hahn, Katja:

S. 96, 97

Orzel, Wanda (visia design):

S. 149

Pedak, Julia:

S. 87, 88, 93

Hunsrücker Holzmuseum:

S. 142

LVR-Freilichtmuseum Kommern:

S. 144, 147

LVR-Freilichtmuseum Lindlar:

S. 143

Edition Rheinland, St. Augustin:

S. 151

Greven-Verlag, Köln:

S. 129, 139

Regionalia Verlag, Euskirchen:

S. 130

Shaker Verlag, Aachen:

S. 136

Trier Verlag, Butzweiler:

S. 134

Heimat- und Geschichtsverein Mönchen-  
gladbach:

S. 137

Landesgemeinschaft der Krippenfreunde  
in Rheinland und Westfalen:

S. 155

[http://de.wikipedia.org/w/index.](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Benjamin_Thompson.jpg&filetimestamp=20050328171527)

[php?title=Datei:Benjamin\\_Thompson.jpg](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Benjamin_Thompson.jpg&filetimestamp=20050328171527)  
&filetimestamp=20050328171527:

S. 64

6999Oelchenshammer,Au%C3%9Fe  
nstelledesLVR-IndustriemuseumsEn-  
gelskirchen(StefanArendt,LVR)G\_bearbei-  
tet-1.jpg:

S. 148

[http://de.wikipedia.org/w/index.](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Dremmen_west.jpg&filetimestamp=20080404205534)

[php?title=Datei:Dremmen\\_west.jpg&fileti-](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Dremmen_west.jpg&filetimestamp=20080404205534)  
mestamp=20080404205534:

S. 18

[http://commons.wikimedia.org/wiki/](http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Familienportrait_Hans_Conrad_Bod-)

[File:Familienportrait\\_Hans\\_Conrad\\_Bod-](http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Familienportrait_Hans_Conrad_Bod-)

mer.jpg:

S. 49

Erftstadt-Erp-St-Pantaleon-001-wikipedia.

jpg:

S. 14

<http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/2/22/Kuchenmaistrey.jpg>:

S. 46

[http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/f/fb/Kitchen\\_Scene-Joachim\\_Wtewael.jpg?uselang=de](http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/f/fb/Kitchen_Scene-Joachim_Wtewael.jpg?uselang=de):

S. 47

<http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/0/01/Spinninginthecolonialkitchen.jpg?uselang=de>:

S. 48

[http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/5/56/Jean-Baptiste\\_Lallemand\\_K%C3%BCche\\_mit\\_einer\\_Familie.jpg?uselang=de](http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/5/56/Jean-Baptiste_Lallemand_K%C3%BCche_mit_einer_Familie.jpg?uselang=de):

S. 48

<http://blog.norddeutsch.net/wp-content/uploads/IMG00018-20100306-1315.jpg>:

S. 53

<http://www.lwl.org/pressemitteilungen/daten/bilder/22411.jpg>:

S. 51

[http://www.werdenfels-museum.de/images/bilder\\_sammlungen/Raum\\_13b.jpg](http://www.werdenfels-museum.de/images/bilder_sammlungen/Raum_13b.jpg):

S. 46

[http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/8/8f/Papin%27s\\_digester.gif](http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/8/8f/Papin%27s_digester.gif):

S. 66

Kartographie:

LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte, Martina Schaper und Esther Weiss:

S. 15, 104, 113, 157

## **ALLTAG IM RHEINLAND**

Mitteilungen der Abteilungen Sprache und Volkskunde  
des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte

### **Herausgeber**

LVR-Institut für Landeskunde  
und Regionalgeschichte  
Endenicher Straße 133  
53115 Bonn  
Tel 0228 9834-0, Fax 0228 9834-119  
rheinische-landeskunde@lvr.de  
www.rheinische-landeskunde.lvr.de

### **Redaktion**

Dr. Georg Cornelissen  
0228 9834-231  
georg.cornelissen@lvr.de

Dr. Alois Döring  
0228 9834-265  
alois.doering@lvr.de

Dr. Dagmar Hänel  
0228 9834-261  
dagmar.haenel@lvr.de

### **Redaktionelle Mitarbeit**

Elena Berroth  
Vera Mey  
Katharina Rempel  
Sebastian Scharte  
Kirsten Ina Stoklossa  
Peter Weber

### **Layout / Gestaltung**

Dr. Alois Döring

### **Druck**

LVR-Hausdruckerei, Köln

### **online (pdf-Datei)**

[http://www.rheinische-landeskunde.lvr.de/volkskunde/publikationen/alltag\\_im\\_rheinland/index.htm](http://www.rheinische-landeskunde.lvr.de/volkskunde/publikationen/alltag_im_rheinland/index.htm)